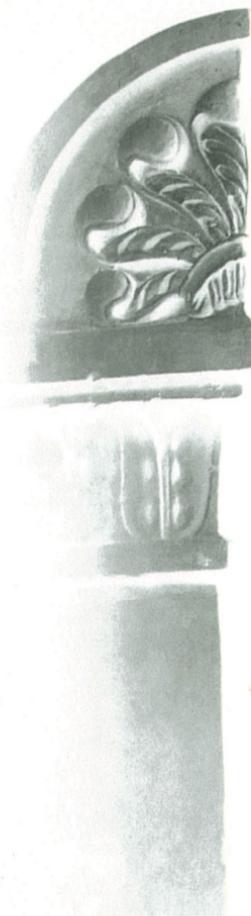


VIVERE MEMENTO!



**Anthologie
deutschsprachiger
Werke
von
Ivan
Franko**

**Alla Paslawska
Tobias Vogel
Alois Woldan**

VIVERE MEMENTO!

**Anthologie
deutschsprachiger
Werke
von
Ivan
Franko**

Vivere memento!

Lwiv
VNTL-Klasyka
2016

VIVERE MEMENTO!



Anthologie
deutschsprachiger
Werke
von
Ivan
Franko

Herausgeber:
Alla Paslawska
Tobias Vogel
Alois Woldan

Herausgeber: *Alla Paslawska, Tobias Vogel, Alois Woldan*

Umschlag- und Bildgestaltung: *Jewhen Rawskyj*

Die Publikation wurde gefördert durch:



FWF

Der Wissenschaftsfonds.
Galizien-Kolleg der Universität Wien
(FWF, Projekt W 1204-G20)

ISBN 978-966-8849-71-8

© Alla Paslawska, Tobias Vogel, Alois Woldan, Herausgeber, 2016

© Jewhen Rawskyj, Umschlag- und Bildgestaltung, 2016

© VNTL-Klasyka, 2016

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung

<i>Alla Paslawska, Tobias Vogel.</i> Ivan Franko – der ukrainische Prometheus	11
<i>Alois Woldan.</i> Ivan Franko im europäischen Literaturkontext	17
<i>Yaroslav Hrytsak.</i> Ivan Franko vor dem Hintergrund seiner Epoche	21

Wer das Böse nicht bekämpft, mag die Menschen nicht:

Deutschsprachige Erzählungen Frankos

Der Dorn im FuÙe. Eine Erzählung aus dem Huzulenleben	35
Thomas mit dem Herzen und Thomas ohne Herz	54
Das Recht des Schweines. Eine politische Erzählung aus Galizien	70
Der stramme Bezirkshauptmann. Ein Lebensbild aus Galizien	79
Die Geschichte einer Konfiskation. Ein galizisches Lebensbild	103
Der Räuber und der Geistliche	117

Ruthenischer Zola: Frankos deutschsprachige

publizistische Werke

Symptomatisches aus Russland	123
Die slawischen Brüder	130
Ein Triumph der österreichischen Idee in Galizien	136
Die jüngste galizische Wahl	141
Die Vorgänge an der Lemberger Universität	156

**Die Literatur jedes Volkes ist der beste Spiegel seiner
Lebensart: Frankos Übersetzungen ukrainischer Lyrik**

Aus ukrainischen Volksliedern

«Dreimal krächte schon der Hahn...»	163
«Ach, schon sinkt die Sonne, und der Tag ist aus...»	164
«Droben rauscht ein Eichenwald...»	165
«Verlobtes Mädchen, traurige Schöne...»	165
«Ach, wie sehnt sich meine Seele nach dir...»	165
«Flog ein Kuckuck von Ukraine her einmal...»	166
«Breit und weit und seitwärts vorne...»	167
«Es fliegt das Pferd, es rauscht das Gras...»	168

Übersetzungen aus dem Werk Taras Schewtschenkos

Perebenda	169
Im Kerker	172
Kaukasus	173
Der Abend im Dorfe	180
«Nimm keine Reiche...»	180
«Jenes breite Tal...»	181
«Wohl bin ich schön...»	181
«Wohl hab' ich Augen so klar und licht...»	182
Am Aralsee	182
In der Fremde	183
Mein letzter Wille	184
Das Vermächtnis	185

Such nach Schönem, such nach Gutem!

Franko in Fremdübersetzungen

Aus dem Zyklus «Excelsior!»

Die Steinbrecher 189

Die Steinbrecher 191

Die Steinklopfer 193

Aus dem Zyklus «Ukraine»

«Keine Zeit, keine Zeit, keine Zeit...» 195

Aus dem Zyklus «De Profundis»

«Hymnus» 196

Aus dem Poem «Moses»

Prolog 198

Aus dem Zyklus «Jüdische Melodien»

Die Federn 201

Jakobs Vermächtnis 203

An die Assimilatoren 204

Aus dem Zyklus «Verwelkte Blätter»

«Hörst du einst in der Nacht dicht am Fenster bei dir...» 208

«Und wirst auch nie wie eine Blume blühn...» 208

«Deine Augen – Meerestiefen...» 209

«Deine Augen sind Meere...» 209

«Mein Lied, mein wundgeschossener Vogel!...» 210

«Nach schwerer endloser Erstarrung...» 210

«Ich weiß nicht, was mich so um dich verzehret...» 211

«Warum du Allerschönst lieb ich dich so sehr...» 212

«Ja, dir allein gilt meiner Liebe ganze Glut...» 213

Doktor Besserwesser 214

Odi profanum vulgus 221

Ich bin ein großer Feind von leeren Phrasen:

Frankos Translations- und Literaturkritik

Ein Dichter des Verrates 251

Einiges zur Kunst des Übersetzens 263

Dein immer aufrichtiger und alles schwarz sehender Johannes Franko: Aus Frankos Briefwechsel	
Ausgewählte Briefe an Olga Roschkewytsch	271
Ich bin nicht dekadent. Ich bin ein Sohn des Volkes	
Curriculum vitae	287
Anmerkungen zu Buchgestaltung und Quellen	295

Einleitung



IVAN FRANKO – DER UKRAINISCHE PROMETHEUS

Über Ivan Franko kann man unendlich lange diskutieren und unendlich viel schreiben. Der geniale ukrainische Schriftsteller, Dichter, Übersetzer, Literatur- und Kulturwissenschaftler, ein wahrer Universalgelehrter mit beinahe enzyklopädischem Wissen, hinterließ ein unglaublich breites und vielseitiges Werk, das noch auf eine vollständige Aufarbeitung im Rahmen einer ganzen Reihe unterschiedlicher geisteswissenschaftlicher Fachrichtungen wartet.

Die unfreien Zeiten, in denen Franko lebte und in denen seine Werke nach seinem Tode aufgearbeitet wurden, hat Wissenschaftler dazu veranlasst, in der Diskussion seines Schaffens bestimmte Aspekte zu vermeiden oder bestimmte Werke Frankos, welche dem einen oder anderen politischen System zu radikal erschienen, gleich ganz zu verschweigen. Dazu zählen umstrittene Themen wie der ihm von manchen Seiten vorgeworfene Philo- oder Antisemitismus, seine scharfe Polemik bezüglich bestimmter Aspekte des Werkes von Adam Mickiewicz, seine widersprüchliche Beziehung zur Religion oder seine nicht immer einfachen Beziehungen zu Frauen. Unbestritten ist jedenfalls, dass das Schaffen Frankos noch heute von großer Aktualität ist und auf eine ganze Reihe existenzieller Fragen Antworten liefern kann. Und so ist es kein Wunder, dass dieser lebenslange Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit,

dieser überzeugte Realist, talentierte Gelehrte und Schriftsteller, der sich zeit seines Lebens auf die Seite der Unterdrückten schlug, heute den Status einer nationalen Autorität in der Ukraine innehat.

Von Kindheit an war Franko nicht nur mit seiner eigenen Muttersprache – dem Ukrainischen – konfrontiert, sondern eignete sich schon früh die für damalige Verhältnisse typische galizische Mehrsprachigkeit an. Bereits als Gymnasiast versuchte er sich an Übersetzungen aus Homer und Sophokles, später übersetzte er die Werke ukrainischer Autoren ins Deutsche, Polnische und Russische, ins Ukrainische übersetzte er aus beinahe dreißig Sprachen. Aus einem einfachen Dorfkind wurde sehr bald ein Intellektueller von europäischem Maßstab, der nicht nur für einheimische Zeitungen schrieb, sondern regelmäßiger Autor für zahlreiche europäische Zeitschriften war. Allein was deutschsprachige Zeitungen betrifft, schrieb er u.a. für «Die Zeit», die «Österreichische Rundschau», die «Zeitschrift für österreichische Volkskunde», «Die Waage», die «Neue Revue», «Die Presse», «Aus fremden Zungen», die «Münchener Post», die «Sächsische Arbeiter-Zeitung» und das «Berliner Tageblatt».

Die unterschiedlichen Thematiken in Frankos Werk sowie die unterschiedlichen Genres, von denen er Gebrauch machte, verleiten bis heute zum Staunen. Er schrieb für Kinder und Erwachsene, wandte sich in seinen Werken an Ukrainer, Polen, Juden und Österreicher. Allein sein Märchen «Der Fuchs Mykyta» gehört schon lange zum kulturellen Erbe der Ukrainer und begleitet eine Generation ukrainischer Kinder nach der anderen.

Eine wichtige Eigenschaft Ivan Frankos als Autor war sein Wille, Zeitgenosse seiner Leser zu sein. Seine Werke waren immer aktuell und sind es bis heute geblieben. Wenn man seine Reportagen über die Wahlen in Galizien oder seine Verse über die imperialen Ambitionen Russlands liest, könnte man meinen, dass diese Zeilen in unseren Tagen entstanden sind.

Im Unterschied zu vielen anderen ukrainischen Schriftstellern und Dichtern vergoss Franko keine Tränen über das schwere Los

des ukrainischen Volkes, sondern rief die Ukrainer dazu auf, sich nicht als Menschen zweiter Klasse zu fühlen, sich nicht mit der Lage der Dinge zufriedenzugeben, sondern sie zum Besseren zu verändern. Franko war zeit seines Lebens ein Kämpfer und Revolutionär, der trotz aller schwierigen Umstände immer an positive Änderungen, an «die Kraft der Seele und den Tag der Auferstehung» des ukrainischen Volkes glaubte. Franko forderte seine Generation auf, «aufrichtig und ehrlich an der Aufklärung des eigenen Volkes» zu arbeiten und war selbst ein aktiver Aufklärer, Herausgeber und Übersetzer bekannter Werke der Weltliteratur sowie Unterstützer talentierter junger Ukrainer.

Gleichzeitig ermunterte der Dichter seine Landsleute zur täglichen Arbeit zum Wohl der Ukraine, denn «nur in der Arbeit und für die Arbeit lohnt es sich zu leben.» Wie die Helden seines Gedichts «Die Steinbrecher» rief er dazu auf, die granitene Wand zu zerstören: «Zerstört diesen Fels! Weder Hitze, noch Kälte soll euch aufhalten!» Franko arbeitete unablässig, ließ sich weder von Verhaftungen, persönlichen Niederlagen, gesundheitlichen oder familiären Problemen beirren. Die gewaltige Lebensleistung Frankos lässt sich auch an seiner unglaublichen Produktivität messen: Nach manchen Schätzungen soll er während seines Lebens bis zu 6000 Werke verfasst haben. Die bisher herausgegebenen 54 Bände von Werken Frankos wären damit nur etwa ein Drittel seines gesamten Nachlasses.

Für seine sozialistische Agitation wurde Franko mehrmals verhaftet und zu Haftstrafen verurteilt. Seine Gefängnisstrafen griffen nicht nur seine Gesundheit an, sondern machten auch seine Pläne, als Lehrer zu arbeiten, zunichte. Auch die geplante Heirat mit Olga Roschkewytsch, deren Vater ihr untersagte, sich mit einem «Verbrecher» zu treffen, wurde dadurch unmöglich gemacht.

Frankos Einstellung zu Frauen wäre ein Thema für eine eigene Forschungsarbeit. «Wenn es wahr ist», schrieb Franko, «dass man das Niveau der Kultur jedes Volkes danach beurteilen kann, wie dieses Volk mit seinen Frauen umgeht, dann ist es eine

unbestreitbare Wahrheit, dass das russisch-ukrainische Volk nach diesem Maßstab höher steht als seine Nachbarvölker.» Diese Aussage illustriert sehr gut Frankos Einstellung zum anderen Geschlecht. Obwohl zu Frankos Zeiten die Frage der Gleichstellung der Geschlechter erst langsam aufkam, war Franko auch hier seiner Zeit voraus. Er unterstützte die Frauenbewegung in der Ukraine, förderte die Herausgabe des ersten Frauen-Almanachs «Der erste Kranz», den er auch selbst redigierte. Initiiert und finanziert wurde der Almanach von Natalja Kobrynska und Olena Ptschilka (der Mutter von Lesja Ukrajinka).

Doch es gab in Frankos Leben natürlich auch noch andere, private, Beziehungen zu Frauen. Obwohl der Dichter selbst schrieb, dass «sich ihm die Liebe dreimal offenbarte», war er deutlich öfter von verschiedenen Frauen angetan. Er erlebte einiges an Bitterkeit und Enttäuschungen dabei, aber wahrscheinlich verdanken wir genau dieser Tatsache Frankos Liebeslyrik.

Franko war Europäer und Demokrat von ganzem Herzen, beschäftigte sich mit Problemen von globalen Maßstäben, mit internationalen Beziehungen, «mit der schreienden Ungleichheit zwischen den Menschen, der Ausbeutung und der Unfreiheit». Ihn beschäftigte das Schicksal der galizischen Juden und ihr Recht auf einen eigenen Staat. Doch am meisten schmerzte ihn die schwierige Lage der Ukrainer, weshalb er sich sein ganzes Leben dafür einsetzte, die herrschenden Bedingungen zu verändern. Dabei kannte er keine Kompromisse. Auch wenn seine Überzeugungen langjährige freundschaftliche Beziehungen zerstörten, er dadurch materiellen Schaden erlitt oder viele Leser verlor, verriet er seine Überzeugungen nicht. Nach dieser Maxime handelte er, als er seinen vernichtenden Artikel über das Werk von Adam Mickiewicz veröffentlichte und am nächsten Tag seine Arbeit und einen großen Teil der polnischen Anhänger seines Schaffens verlor. Franko ging immer aufs Ganze, da die Wahrheit das Wichtigste für ihn war, da «wer mit allen immer gut sein möchte, sehr schnell den richtigen Weg verliert.»

Franko und sein Werk werden meist sehr stark mit Galizien in Verbindung gebracht. Er war natürlich auch ein bewusster Galizier, aber vor allem fühlte er sich als Ukrainer und er ermutigte auch seine Landsleute, sich als Ukrainer zu fühlen: «Wir müssen lernen, uns als Ukrainer zu fühlen, nicht als galizische oder bukowinische Ukrainer, sondern als Ukrainer ohne offizielle Grenzen.»

Die hier vorliegende Anthologie präsentiert einen Ausschnitt aus dem deutschsprachigen Schaffen Ivan Frankos. Uns ging es dabei nicht um eine vollständige Darstellung seines deutschsprachigen Werks, sondern darum, einen Überblick über die Breite des Schaffens von Ivan Franko zu geben und vor allem auch Leser und Leserinnen aus den deutschsprachigen Ländern mit dem Werk dieses großen Gelehrten bekannt zu machen. Eine Ahnung der Breite von Frankos Schaffen erhält man bereits, wenn man sich das Inhaltsverzeichnis dieser Anthologie genauer ansieht: Es finden sich publizistische und literarische Arbeiten, deutsche Übersetzungen von ukrainischen Liedern und der Lyrik Taras Schewtschenkos, Übersetzungs- und Literaturkritik und Teile seines Briefnachlasses. Vervollständigt wird diese Anthologie durch deutsche Übersetzungen von Werken Frankos durch andere Autoren.

Wir bedanken uns sehr herzlich beim Österreichischen Austauschdienst (OeAD) und dem Leiter des OeAD-Kooperationsbüros Lwiw/Lemberg, dem Attaché für Wissenschafts- und Bildungsangelegenheiten der Österreichischen Botschaft Kiew MMag. Andreas Wenninger, sowie dem Galizien-Kolleg der Universität Wien (FWF, Projekt W 1204-G20) für die Unterstützung bei der Herausgabe dieses Sammelbandes. Weiters danken wir Prof. Alois Woldan (Universität Wien) für die wissenschaftliche Redaktion und den einleitenden Beitrag zum literarischen Schaffen Frankos, Prof. Yaroslav Hrytsak (Ukrainische Katholische Universität Lwiw) für den historischen Exkurs. Unser großer Dank geht auch an Frau Halyna Burlaka, Leiterin der Abteilung

für Handschriften und Textologie des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften für das Zuschicken von Frankos Manuskripten sowie hilfreiche bibliografische Hinweise. Für die Redaktion der Anthologie danken wir Dr. Lyubomyr Borakovskyy. Für Korrekturen der Texte gilt unser Dank Moritz Lenglachner und Constanze Otterbach.

Wir hoffen, dass durch diese Sammlung ein Autor in den deutschsprachigen Ländern größere Bekanntheit findet, der ihre Sprache beinahe so sehr liebte wie seine Muttersprache und ihnen mittels dieser Sprache seine geliebte Ukraine und seine Bewohner näher bringen wollte.

Alla Paslawska, Tobias Vogel

IVAN FRANKO IM EUROPÄISCHEN LITERATURKONTEXT

Es gibt keinen ukrainischen und auch nur wenige europäische Autoren, die so produktiv waren wie Ivan Franko – in Lyrik und Prosa, Dramatik und Publizistik, aber auch mit seinen Übersetzungen und wissenschaftlichen Arbeiten hat der Autor, der zeit seines Lebens (1856–1916) österreichischer Staatsbürger war, ein riesiges Werk hinterlassen, das mehr als fünfzig Bände einer noch immer nicht vollständigen Werkausgabe umfasst. Dagegen nehmen sich die Übersetzungen von Frankos Werken ins Deutsche, aber auch in andere westeuropäische Sprachen, äußerst bescheiden aus: einige wenige Gedichte, ein paar seiner Erzählungen, ein historischer Roman und sein wohl berühmtester, zugleich kürzester Roman «Boa constrictor», der das Schicksal eines jüdischen Unternehmers schildert, wurden im Laufe von Jahrzehnten ins Deutsche übertragen, haben aber schon lange keine Neuauflagen mehr erlebt. Ähnlich steht es mit den vielen kürzeren Prosabeiträgen, die Franko selbst in deutscher Sprache für mehrere Wiener Zeitungen schrieb (er verfasste daneben auch Arbeiten in polnischer und russischer Sprache) – sie wurden bislang nur einmal in einer DDR-Ausgabe erfasst. Jedoch zum einen nicht vollständig, zum anderen so selektiv, dass sie ein einseitiges Bild dieses Autors entstehen lassen. Natürlich kann auch die vorliegende Ausgabe das große Werk Ivan Frankos nicht adäquat für

den deutschsprachigen Leser erschließen, sie vermittelt aber mit der hier vorgenommenen Auswahl ein umfassenderes Bild als bisherige Versuche und setzt neue Akzente.

Sie zeigt Ivan Franko von seinem Brotberuf, dem des Journalisten, her. Lieber wäre Franko Wissenschaftler geworden, hatte auch die besten Voraussetzungen dafür, die von ihm angestrebte Karriere scheiterte aber an seiner politischen Unzuverlässigkeit, wie das aus der Sicht der österreichischen Behörden hieß. Das Schreiben für Zeitungen, vor allem für die auflagenstärksten polnischen Tages- und Wochenzeitungen in Lemberg (dort erschienen manche seiner Romane in Fortsetzungen) brachte nicht nur Geld, es war auch ein Feld, auf dem Franko seine literarischen Qualitäten unter Beweis stellen konnte. Das zeigt sich einmal mehr bei den in diesem Band übernommenen deutschsprachigen Arbeiten aus späterer Zeit, vor allem nach 1894, als Franko zum ständigen Mitarbeiter der von Hermann Bahr gegründeten Zeitung «Die Zeit» wurde. Abgesehen davon, dass Franko seine Beiträge völlig allein, ohne Mithilfe eines Lektors oder Korrektors verfasste, zeigen diese auch eine beträchtliche stilistische und thematische Bandbreite. Von der engagierten Berichterstattung über die Probleme seines Landes – sein ganzes Leben lang machte sich Franko zum Sprecher der Ruthenen, der zahlenmäßig größten, aber sozial schwächsten Gruppe in Ostgalizien – über die satirische Karikatur von Missständen, an denen die verantwortlichen Behörden wesentlich mitschuldig waren, bis zu einfühlsamen Erzählungen, die uns individuelle Schicksale nahebringen, reicht die Palette seiner deutschsprachigen Arbeiten in diesem Band. Dazu kommt die längere, zum ersten Mal aus dem Ukrainischen übersetzte Erzählung «Odi profanum vulgus», die eine ganze Reihe speziell galizischer, aber auch allgemeiner Probleme aufzeigt: soziale und nationale Gegensätze, verbunden mit der Frage nach der Verantwortung bzw. Nichtverantwortlichkeit der zeitgenössischen Kunst bzw. des Künstlers. In der Figur des Protagonisten, der wie Franko sein Leben als Journalist fristen muss, zeichnet

der Autor das Porträt eines jungen Intellektuellen, der in gleicher Weise zu bedauern wie zu verachten ist: er opfert seine soziale Verantwortung zugunsten eines ominösen Künstlertums. Hier ist eine Haltung angeprangert, die der des Autors selbst diametral gegenübersteht.

Franko war ein hervorragender Lyriker, und ist als solcher leider am wenigsten bekannt, weil seine Gedichte, aber auch die Mehrzahl seiner Poeme, für den des Ukrainischen unkundigen Leser nicht zugänglich sind. Am ehesten hat man programmatische Texte wie die «Steinbrecher» übersetzt, die sich auch in diesem Band finden. Das Bild des «Steinbrechers» ist zum Synonym für den Autor selbst geworden, es vermag aber bei weitem nicht dem Lyriker Franko gerecht zu werden. Der hat Zyklen von subtiler Liebes-, Gefühls- und Naturlyrik verfasst, die ihn in die Nähe der großen europäischen Dichter der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert rücken, auch wenn Franko selbst sich nachdrücklich gegen die dekadente Spielart der mitteleuropäischen Moderne ausgesprochen hat. Die hier veröffentlichten Proben aus der Sammlung «Verwelkte Blätter» geben einen guten Eindruck davon, so wie auch die Gedichte aus den «Jüdischen Melodien» von einem ebenso großen Einfühlungsvermögen in eine andere Welt, wie auch von einer hervorragenden Kenntnis der jüdischen Kultur zeugen.

Auch das übersetzerische Werk Ivan Frankos umfasst mehrere Bände. Dabei hat er vor allem aus den meisten europäischen Sprachen ins Ukrainische übersetzt, um dem Leser seiner nationalen Gruppe so viel Weltliteratur wie möglich zugänglich zu machen. Bei Übersetzungen aus Sprachen, die Franko selbst nicht beherrschte, wie etwa dem Altindischen oder Altnordischen, bediente er sich übrigens vorhandener deutscher Übersetzungen. Die wenigen Übersetzungen aus seiner Sprache, dem Ukrainischen, um dem deutschen Leser den Reichtum dieser Literatur nahe zu bringen, sind quasi nur ein Nebenprodukt einer größeren Vermittlertätigkeit; sie rückt vor allem den größten ukrainischen

Dichter, Taras Schewtschenko, ins Licht der europäischen Öffentlichkeit.

Eine weitere Facette, die zwischen der eigenen literarischen sowie seiner Vermittlertätigkeit liegt, ist in diesem Band auch dokumentiert, die philologische und publizistische Auseinandersetzung mit den Größen anderer, vor allem benachbarter Literaturen. Hier ist der Aufsatz über Adam Mickiewicz, «Ein Dichter des Verrates», zu nennen, den Franko auf Deutsch verfasste und in der Wiener «Zeit» publizierte. Der Leser sollte sich von diesem einseitig-kritischen und verengenden Blick auf den großen polnischen Romantiker, der übrigens auch vieles mit dem von Franko verehrten Schewtschenko gemeinsam hat, nicht verwirren lassen: hinter dem Angriff auf Mickiewicz steht ein Angriff auf die polnische Führungsschicht in Galizien. Führende Vertreter der polnischen Aristokratie, die in der österreichischen Verwaltung höchste Posten bekleideten, hatten Franko mehr als einmal geschadet. Für Adam Mickiewicz, dessen Werk Franko bestens kannte, empfand er stets Hochachtung, wie aus anderen seiner Texte hervorgeht. Die ukrainische Literaturwissenschaft früherer Jahrzehnte hat diesen Texte geflissentlich ignoriert, heute, hundert Jahre nach dem Tod des großen ukrainischen Autors, ist man bestrebt, ein möglichst umfassendes Bild von Ivan Franko zu geben, wozu auch der vorliegende Sammelband einen gewichtigen Beitrag leistet.

Alois Woldan

IVAN FRANKO VOR DEM HINTERGRUND SEINER EPOCHE

Der Name Ivan Franko sagt dem deutschsprachigen Leser heute, wenn überhaupt etwas, nur sehr wenig. Es genügt, die Einträge zu Franko in der deutsch- und englischsprachigen Wikipedia zu vergleichen: Der englische ist fast doppelt so lang wie der deutsche. Zum Teil ist das damit verbunden, dass es deutlich mehr ukrainische Emigranten in den englischsprachigen als in den deutschsprachigen Ländern gibt, teilweise spiegelt das den modernen Status des Englischen als lingua franca wider. Wie dem auch sei, liegt in der Abwesenheit Frankos in der deutschsprachigen Welt in der heutigen Zeit einerseits und seiner breiten Präsenz dort während seiner Lebenszeit andererseits eine gewisse Ironie. Es genügt in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass er an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert regelmäßig für die Wiener Zeitschrift «Die Zeit» schrieb, die damals den heutigen «New York Review of Books» oder «London Review of Books» entsprachen. Er wurde damals neben solchen Kapazitäten wie Mark Twain und Lew Tolstoi publiziert. Natürlich konnte er in Hinblick auf Einfluss und Bekanntheit nicht mit den beiden konkurrieren. Aber es ist eine Tatsache, dass seine damaligen Veröffentlichungen auf Resonanz im ganzen mitteleuropäischen Raum stießen und dass

er 1916, seinem Todesjahr, unter den Kandidaten für den Nobelpreis war.¹

Ivan Franko war ein Mensch voller Paradoxe. Sein ganzes Leben verlebte er in Galizien – der größten und am weitesten im Osten liegenden Provinz des Österreichischen (Österreichisch-Ungarischen) Kaiserreiches. Aus Wien betrachtet war das Halb-Asien, das Bärenland, zu dessen Visitenkarte «galizisches Elend», «galizische Wahlen» (als Symbol für politische Korruption), «galizischer Graf» (als Synonym für Hochstapler) gehörten. Der Ausdruck «ein typischer Galizianer» war eine der schwersten Beleidigungen, mit der ein westlicher deutscher Jude einen Ostjuden bezeichnen konnte. Vor diesem Hintergrund war Ivan Franko ein Synonym für alles, was damals mit dem historischen Fortschritt gleichgesetzt wurde: Er war ein Positivist in der Philosophie, ein Realist in der Literatur, ein Atheist in einem Land, in dem fast alle Lebensbereiche durch Religion geregelt waren, ein Anhänger von Marx, des Feminismus, der freien Liebe usw.

Ein weiteres Paradox ist mit Frankos Herkunft und seiner Identität verbunden. Er wurde am 27. August 1856 bei Drohobytch, in den Vorkarpaten geboren. In einer Gegend, die durch einen – sogar für Galizien – extrem ausgeprägten polyethnischen Charakter geprägt war. Sein Vater stammte höchstwahrscheinlich von assimilierten deutschen Kolonisten ab, die Mutter aus einer adeligen Familie. Die adelige Abstammung bot ihm die Möglichkeit, ein Stipendium für das Studium an der Universität Lwiv zu erhalten, als er nach dem frühen Tod der Eltern keine Mittel für seinen Lebensunterhalt hatte. Nach der Übersiedlung zum Studium nach Lemberg im Jahre 1875 und am Anfang seiner

¹ Hier und im weiteren sind die wichtigsten Fakten dem von mir verfassten Lebenslauf Ivan Frankos (Hrytsak, Yaroslav. Prorok u swojij wittschyzni. Franko ta joho spil'nota, 1856–1886 / Yaroslav Hrytsak. – Kyjiw: Krytyka, 2006) sowie dem Artikel «Franko in Wien» (Hrytsak, Yaroslav. Franko in Wien / Yaroslav Hrytsak // Österreichisch-Ukrainische Begegnungen. – Lwiv: VNLT-Klasyka, 2011. – S. 120–136.) entnommen.

Karriere bekannte er sich zum Kreis der Russophilen und mit 30 Jahren heiratete er eine Frau aus einer russisch-ukrainischen Familie, die aus dem Russischem Kaiserreich stammte. Sein Leben lang verfolgten ihn Gerüchte, er sei Jude. Man sagte Franko nach, sein echter Name wäre Frenkel, und er hätte ihn nur gewechselt, um eine Christin zu heiraten. Franko schrieb so viel in polnischer Sprache, dass die lokale Presse ihn eine Zeit lang einen «polnischen Poeten» nannte. Genauso tadellos beherrschte er Deutsch: Seine deutschen Bekannten konnten kaum glauben, dass er kein Deutscher war. Franko wäre ohne weiteres als Volksdeutscher durchgegangen. Aber aus dem ganzen Spektrum dieser unterschiedlichen Identitäten wählte er die am wenigsten angesehene: die ukrainische. Doch damit nicht genug, erklärte sich Franko auch zu einem Bauernsohn, da damals die ukrainische Nation als fast vollkommen aus Bauern bestehend galt.

Die beiden Paradoxe – Frankos Fortschrittlichkeit im Gegensatz zur galizischen Rückständigkeit und seine Wahl der ukrainischen Identität aus dem Spektrum vieler anderer, mehr angesehener Identitäten – sind eng miteinander verbunden. Seiner Auffassung nach bestand das eigentliche Wesen des historischen Fortschritts in der Befreiung der am stärksten unterdrückten Schichten und dem Eröffnen von Möglichkeiten für diese, die ihnen das ancien régime und die traditionelle Gesellschaft nicht gewährten. Franko war ein Dichter der Weltrevolution – aber einer gewaltfreien, die (in den Worten eines seiner Gedichte) «nicht durch die Waffe, nicht durch die Kraft des Feuers, des Eisens und des Krieges, sondern durch die Wahrheit, die Arbeit und die Wissenschaft» zustande kommt [1, S. 33].¹ Für seinen Status als «ewiger Revolutionär» (so heißt eines seiner programmatischen Gedichte) musste er viel bezahlen: Zwischen 1877–1889 wurde

¹ Hier und im weiteren steht bei Verweisen auf die Werke von Franko die erste Zahl für den Band in der 50-bändigen Ausgabe seiner Werke (Franko, Ivan. *Zibrannja tworiw u pjatdesjaty tomach* / Ivan Franko. – Kyjiw: Naukowa dumka, 1976–1986); die zweite gibt die Seitennummer an.

er dreimal verhaftet und eingesperrt und einmal hätte man ihn beinahe wegen Hochverrats hingerichtet. Aber diese Bestrafungen hatten ihre positive Seite: Durch die damit verbundene Aberkennung der Möglichkeit, eine Stellung im öffentlichen Dienst zu bekommen, errang er den Status eines unabhängigen, «öffentlichen» Intellektuellen – als einer der ersten in Galizien und in der ukrainischen intellektuellen Geschichte. Er verdiente sein Geld mit dem geschriebenen Wort. Damit ist u. a. die außergewöhnliche Produktivität Frankos zu erklären: die Gesamtbibliographie seiner Werke zählt 4 300 Einträge in ukrainischer, polnischer, russischer und deutscher Sprache.¹

Unter allen diesen Veröffentlichungen scheinen die deutschsprachigen am wenigsten Beachtung durch die Erforscher seines Werkes gefunden zu haben. Das ist schade, denn gerade sie eröffnen eine wichtige Perspektive bezüglich der Rolle und der Stellung eines öffentlichen Intellektuellen in seinen Beziehungen zum Zentrum (Wien) und der Peripherie (Galizien) oder, in der Bezeichnung von Ernest Gellner, einem der berühmtesten Theoretiker der Gegenwart, zwischen Megalomania und Ruritanien. Die Historiker sind sich einig, dass in den Jahren von 1875 bis 1914 – der Zeit, in die das Schaffen Frankos fast vollständig fällt – in Europa Ereignisse stattfanden, die die Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts wesentlich prägten.² Viele der bedeutendsten Intellektuellen dieses Jahrhunderts stammten ursprünglich aus der osteuropäischen Peripherie – dem großen Grenzland zwischen Berlin und Wien einerseits und Moskau und St. Petersburg andererseits. Es genügt Namen wie Hannah Arendt, Isaiah Berlin, Zygmunt Bauman,

¹ Siehe Moroz, Myroslaw (Hrsg.). *Ivan Franko: Bibliografija tvoriv / Myroslaw Moroz.* – Kyjiw: Naukowa dumka, 1966).

² Hobsbawm, Eric J. *The Age of Empire 1875–1914 / Eric J. Hobsbawm.* – New York, NY: Pantheon Books, 1987. – p. 6, 10; Stone, Norman. *Europe Transformed 1878–1919 / Norman Stone.* – Glasgow: Fontana Paperbacks, 1983. – p. 13; Pulzer, Peter. *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany & Austria.* Revised ed. / Peter Pulzer. – London: Peter Halban, 1988. – p. ix.

Ernest Gellner, Alexander Gerschenkron, Karl Popper und, näher zur Zeit und zum Raum Frankos, Józef Korzeniowski, besser bekannt unter dem literarischen Pseudonym Joseph Conrad, Ludwig von Mises, einer der Theoretiker der in den Wirtschaftswissenschaften berühmten Chicagoer Schule, Sigmund Freud, dessen Familie aus Galizien stammte, zu erwähnen. Die Liste ist zu lang, um sie hier fortzusetzen. Die meisten in dieser Liste sind assimilierte Juden – österreichische, polnische, russische, ungarische, tschechische. Das ist kein Wunder: Durch ihre jüdische Herkunft und assimilierte Identität konnten sie sich nirgendwo zu Hause fühlen, daher wurde die Welt der Wissenschaft und der Kunst zu ihrer Heimat. Danach folgen in dieser Liste nach ihrer Anzahl Polen, Tschechen und Ungarn und dann ganz wenige sogenannte Bauernvölker (d.h. «nicht-historische», staatenlose Völker): Slowaken, Litauer oder Ukrainer. Unter allen ukrainischen Autoren war Ivan Franko am nächsten daran, auf diese Liste zu gelangen.

Warum er es nicht ganz schaffte, erschließt sich aus einem Vergleich des Lebenslaufs Frankos mit dem der anderen erwähnten Intellektuellen: Sie alle wurden in der Peripherie geboren, ihre intellektuelle Tätigkeit fand jedoch im Zentrum statt. Die Voraussetzung für den Erfolg schuf das Verlassen der heimatlichen Umgebung. Im Unterschied zu ihnen verließ Franko Galizien nie für längere Zeit. Obwohl es eine Chance dazu gab: Als er nach dem Abschluss des Gymnasiums überlegte, was er weiter machen sollte, schlugen ihm Freunde vor, auf die Wiener Universität zu gehen. Dort hätte er nach einem Jahr beim Militär ein Stipendium für das Studium bekommen und sich auf solche Weise eine sorglose Existenz gesichert [28, S. 241,243, 253, 611]. Wer weiß, wie sich Frankos Leben entwickelt hätte, wenn er diesen Weg eingeschlagen hätte. Er wählte aber schließlich die Lemberger Universität und wurde zum Schöpfer seiner eigenen Heimat – der modernen ukrainischen Nation.

Wien ist jedoch trotz allem nicht vollkommen an Franko vorbeigekommen. Im reifen Erwachsenenalter entschloss sich

Franko doch noch, sein Doktorat an der Wiener Universität zu machen, um Professor zu werden und so sein Leben zu stabilisieren. Das akademische Jahr 1892/1893, das er in Wien verbrachte, wurde zu seinem Triumphjahr, was seine wissenschaftlichen Erfolge und seine Karriere als Intellektueller anging. Franko promovierte glänzend, sein wissenschaftlicher Betreuer Prof. Vatroslav Jagić nannte ihn den klügsten unter den damaligen Ukrainern.¹ Als öffentlicher Intellektueller bemühte sich Franko in Wien um Bekanntschaften, die ihm für die Zukunft nützlich sein könnten. Die Liste von Frankos Bekannten beeindruckt: Dort finden sich unter anderem der Anführer der österreichischen Sozialdemokraten Viktor Adler, der Ideologe des Wiener Modernismus Hermann Bahr, der Schöpfer des modernen politischen Zionismus Theodor Herzl, der spätere Präsident des tschechischen Staates Tomáš Masaryk und ein Dutzend anderer, heute weniger berühmter, aber damals sehr wichtiger Vertreter des kreativen Milieus des Fin de Siècle in Wien.

Auf dem Gebiet der Literatur waren Frankos Erfolge wesentlich bescheidener. Der Weg zur literarischen Anerkennung führte in Wien über die Theaterbühne. Stefan Zweig schrieb in seinen Erinnerungen über Wien in den 1890er Jahren, dass es der Wunschtraum jedes Schriftstellers sei, dass sein Stück an einem Wiener Theater aufgeführt wird. Vor der Abreise nach Wien erzielte Franko mit seinem Stück «Das gestohlene Glück» einen großen Bühnenerfolg. Mit Hilfe seiner Wiener Bekannten versuchte er seinen Erfolg auf der Bühne des Wiener Volkstheaters zu wiederholen, doch dies misslang. Ähnlich verhielt es sich mit seinem Plan, seine Novelle «Boa Constrictor» über das Leben der Arbeiter in der Umgebung von Drohobytsh in der Zeitung «Die Zeit» zu publizieren. Schätzt man diese Novelle nach der Zahl der

¹ Hrekow, Boris (Hrsg.). Dokumenty po istorii slawjanovedenija v Rossii. 1855–1912 / Boris Hrekow. – Moskwa, Leningrad: Izdatelstwo Adademii nauk SSSR, 1948. – s. 328.

Übersetzungen ein, so war dies sein erfolgreichstes Werk.¹ Aber auch hier hatte Franko Pech. Der Redakteur weigerte sich unter dem Vorwand, dass sie zu lang wäre und das Publikum lange belletristische Texte schlecht aufnähme, die Novelle zu publizieren.² Später kam es zwischen Franko und Bahr zu einer heftigen Auseinandersetzung bezüglich des Artikels «Ein Dichter des Verrates», der in «Die Zeit» publiziert wurde.³ Der Konflikt beruhte auf zwei unterschiedlichen Paradigmen des literarischen Schaffens – dem des politischen Engagements der Literatur auf der einen und dem einer apolitischen Haltung der Literatur auf der anderen Seite. Das letztgenannte Paradigma wurde Ende des 19. Jahrhunderts dominierend. In einem solchen Maße, dass sogar junge ukrainische Studenten, die in Wien studierten und Frankos linke Ansichten teilten, ihm als Redakteur und Herausgeber rieten, weniger ethnographische Materialien, sondern mehr Ibsen und Maeterlinck, sowie «andere Modernisten» zu publizieren [50, c. 44].

Nach seiner Rückkehr nach Lemberg veröffentlichte Franko die Gedichtsammlung «Verwelkte Blätter» (1896). Sie enthielt viele Reminiszenzen aus dem in Wien verbrachten Jahr. Einer der ukrainischen Rezensenten der Sammlung, Wassyl' Schtschurat, der übrigens zur selben Zeit in Wien studierte und sogar mit Franko eine Wohnung bezog, bezeichnete Franko als dekadenten Ukrainer. Diese Worte waren als Kompliment an Franko und sein

¹ Der polnische Übersetzer von «Boa Constrictor» Feliks Daszyński schrieb Franko: «Nach der Lektüre Ihres Boa [constrictor] zitterte ich wie im Fieber. Fragen Sie mich nach einem Menschen, der das Volk mehr liebt, dann sage ich – Sie sind in dieser Hinsicht der Einzige». Zit. nach: Werwes, Hryhorij. Ivan Franko i pyttannya ukrajins'ko-pol's'kych literaturno-hromads'kych wzajemyn 70–90-ch rokiw XIX st. / Hryhorij Werwes. – Kyjiw: Wydawnystwo AN URSR, 1957. – s. 127.

² Franko, Ivan. Beiträge zur Geschichte und Kultur der Ukraine: Ausgewählte deutsche Schriften des revolutionären Demokraten 1882–1915 / Ivan Franko // E. Winter, P. Kirchner (Hrsg.). – Berlin: Akademie-Verlag, 1963. – S. 456.

³ Ebd., S. 470.

poetisches Talent gedacht. Aber Franko nahm das als persönliche Beleidigung auf. In seiner Antwort in Form eines Gedichts antwortete Franko:

Ich – dekadent? Ich bin ein Sohn des Volkes,
Der empor steigt, befreit aus seinem Loch.
Mein Motto: Arbeit, Glück und Freiheit,
Ich bin ein Mann – Prolog, kein Epilog. [2, S. 186].

In dieser Strophe, die so gern von Franko-Forschern zitiert wird, sieht man Frankos Verständnis des Modernismus als einer Bewegung «vorwärts und nach oben», d.h. als des menschlichen Fortschrittes, der zur nationalen und sozialen Emanzipation führt. Dieses Verständnis widersprach den Ansichten der Wiener Modernisten der Epoche des *Fin de Siècle* in Wien. In den Worten von Peter Gay war das «der Modernismus in Großbuchstaben, der die alltägliche Modernität hasste» – also alles das, was nach 1850 entstand und mit «dem Herrschen von Maschinen, der Vulgarität der bürgerlichen Gesellschaft, den Ansprüchen der Parvenüs, dem Niedergang des gesellschaftlichen Lebens zusammenhing».¹

Interessant ist in dieser Hinsicht der Vergleich Frankos mit Bruno Schulz, einem anderen aus Galizien stammenden, berühmten Autoren, der sich jedoch heutzutage im deutschsprachigen Raum deutlich höherer Bekanntheit erfreut. Beide schrieben über Drohobytsch, das damals das Zentrum der Erdölindustrie war. Franko stellt diese Stadt als einen geschlossenen und klar strukturierten Raum, wo sich das Drama der Modernisierung entwickelt, dar. Bei Bruno Schulz ist das anders: Sein Drohobytsch erinnert an ein verwickeltes Labyrinth, wo klare Orientierungspunkte und Trennlinien fehlen. Seine moderne Welt ist

¹ Gay, Peter. *Freud, Jews and Other Germans. Masters and Victims of Modernist Culture* / Peter Gay. – Oxford et al.: Oxford University Press, 1978. – p. 22.

keine Welt der Konstruktion, wie sie es bei Franko ist, sondern eine der ständigen Dekonstruktion der Identität.¹

Von einem ukrainischen Literaturwissenschaftler stammt eine sehr gelungene Metapher. Beim Vergleich der ästhetischen Prinzipien von Franko und Freud, die Zeitgenossen waren, bezeichnet er Franko als einen Menschen des 19. und Freud als einen Menschen des 20. Jahrhunderts.² Ein Historiker kann diese Metapher noch weiter entwickeln: In der Geschichte ist die Zeit nicht homogen. Zwei Orte, auch wenn sie in derselben astronomischen Zeit existieren, können sich durch ihre historische Zeit unterscheiden. Insofern ging die historische Zeit des *Fin de Siècle* in Wien der Zeit der galizischen Peripherie voran. Das drückte sich u. a. in den Unterschieden zwischen verschiedenen Konzeptionen der Modernität in der Vorstellung junger Intellektueller aus. Carl Schorske, einer der bekanntesten und genauesten Erforscher der Zeit des *Fin de Siècle* in Wien zeigte, wie nach dem Niedergang des fortschrittlichen Modells der Modernität der 1870–80er Jahre, an der Grenze zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert neue politische und künstlerische Strömungen entstanden, die gleichzeitig aggressiver und kreativer waren: Modernismus, pangermanischer Nationalismus, christlicher Sozialismus, Zionismus. Auf eine paradoxe Weise versahen sie sowohl Hitler als auch dessen zukünftige Opfer mit fertigen Modellen.³

¹ Hier verlasse ich mich ganz auf die vom deutschen Literaturwissenschaftler Martin Sander vorgeschlagene Interpretation: Sander, Martin. Mehrdeutigkeit des Raums – der Einbruch der Moderne als Problem der literarischen Topographie am Beispiel von Ivan Franko und Bruno Schulz / Martin Sander // *Druhij mizhnarodnyj konhres ukrajinstiw*. Lwiw, 22–28 serpnja 1993. *Dopowidi i powidomlennja*. *Literaturoznawstwo*. – Lwiw, 1993. – S. 266–267.

² Mychajlyn, Ihor. Ivan Franko i Sigmund Freud: pytannja estetyky / Ihor Mychajlyn // Ivan Franko – pys'mennyk, myslytel', hromadjanyn. *Materialy Mizhnarodnoji naukowoji konferenciji*. Lwiw, 25–27 weresnja 1996 p. – Lwiw, 1998. – s. 311–312.

³ Schorske, Carl E. *Fin-de-siècle Vienna: Politics and Culture* / Carl E. Schorske. – New York, NY: Vintage Books, 1981. – p. 119.

All diese Richtungen erschienen in Galizien erst nach dem Ersten Weltkrieg, in der Zeit radikaler politischer Veränderungen, als es im Laufe von nur 30 Jahren der Reihe nach ukrainisch (1918), polnisch (1919–1939), sowjetisch (1939–1941), unter nationalsozialistischer deutscher Besatzung (1941–1944) und ab 1944 wieder sowjetisch war. Das war der Zeitabschnitt, in dem Bruno Schulz lebte und künstlerisch tätig war – und selber zum Opfer dieser neuen Modernität wurde (er kam 1942 im Holocaust ums Leben). Zu jener Zeit war Franko nicht mehr am Leben. Aber auf seine Weise ließ er sich, als ein für Veränderungen sehr empfindlicher Autor, durch den Modernismus beeinflussen. Seine spätere Poesie steht im Einklang mit der Poesie führender Vertreter des europäischen Modernismus: Paul Verlaine, Walerij Brjussow, Stephane Mallarmé, Maeterlinck, Oscar Wilde u. a. Franko war also durchaus dekadent, auch wenn er sich schämte, dies einzugestehen, weshalb der österreichische Literaturwissenschaftler Stefan Simonek ihn einen «schüchternen Modernisten» nennt.¹ In politischer Hinsicht waren die letzten Lebensjahre Frankos durch eine starke Evolution geprägt: Seine politischen Argumente wurden immer voluntaristischer und hatten wenig mit seiner früheren rationalistisch-positivistischen Denkweise gemein.

Auf jeden Fall hebt sich der späte Franko von jenem Bauernbild ab, das er und andere ukrainische Patrioten der ukrainischen Kultur und der Politik im 19. Jahrhundert aufzudrängen versuchten. Ähnlich zu den Protagonisten des Buches von Carl Schorske enthielten seine Ansichten die Samen der Weltanschauungen des breiten Spektrums späterer ukrainischer politischer Bewegungen – vom ukrainischen nationalen (nicht-stalinistischen) Kommunismus bis zum ukrainischen radikalen Nationalismus.

¹ Simonek, Stefan. Ivan Franko und die «Moloda Muza». Motive in der westukrainischen Lyrik der Moderne / Stefan Simonek. – Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1997.

Folgerichtig erwähnten fast alle ukrainischen Strömungen nach Frankos Tode ihn als ihren geistigen Vordenker.

Letztendlich gewann für kurze Zeit (1914–1989/91) der sowjetische Kommunismus den «Kampf um Franko». Dies war jedoch ein Sieg des Arguments der Stärke und nicht einer der Stärke des Arguments. Der Preis dieses Sieges war hoch: Um Franko ins Prokrustesbett der sowjetischen Ideologie zu zwingen, wurde sein Schaffen stark rezensiert, die ukrainische Kultur selbst wesentlich provinzialisiert und isoliert. In der Sowjetunion wurden die Ukraine und ihre Kultur im «ewigen 19. Jahrhundert» eingeschlossen, und sie verschlief wie das Dornröschen im Märchen, alle Strömungen, Entwicklungen und Diskussionen, die im 20. Jahrhundert im Westen stattfanden und existierten.

Daher ist es kein Wunder, dass die Ukraine nach dem Niedergang des Kommunismus das Versäumte nachzuholen versucht. Die Last der Vergangenheit wiegt jedoch schwer und so gelingt ihr das nicht ganz. Es ist jedoch wichtig, dass die ukrainische künstlerische und politische Elite, insbesondere die junge Generation, dies weiterhin versucht und sich dabei auf Franko – den ewigen Revolutionär und Modernisierer – beruft.

Franko bleibt in der modernen deutschsprachigen Welt wenig bekannt und seine deutschsprachige Prosa ist vielleicht zu stark im 19. Jahrhundert verwurzelt, um heutige deutschsprachige Leser zu interessieren. Es lohnt sich jedoch schon deshalb, Franko zu lesen, um die moderne Ukraine und ihr Bestreben, die Geschichte zu überwinden und in einer modernen zivilisierten Welt zu leben, zu verstehen.

Yaroslav Hrytsak

(Aus dem Ukrainischen von Alla Paslawska, Tobias Vogel)

DER DORN IM FUSSE

Eine Erzählung aus dem Huzulenleben

Der alte kranke Mykola Kučeraniuk war am Sterben.

Vor zwei Wochen hatte er seine letzte Fahrt auf dem Čeremoš gemacht, hatte ein viertafeliges Floß nach Kuty hinabgeschwemmt und kam zu Fuß nach Hause. Nichts fehlte ihm und doch war er leichenblass. Er schwieg den ganzen Abend und saß vor dem Hause dort droben auf der Bergesspitze, seine kurze Pfeife rauchend und stumm das unten gelegene Dorf, den rauschenden und sich schlangenartig windenden Čeremoš sowie den gegenüberliegenden mächtigen und mit finsterem Walde bedeckten Berg betrachtend. Am anderen Morgen erwachte er aber mit einem gar schmerzlichen Seitenstechen, begann stark zu husten und zu fiebern. Er rief seine drei Söhne zusammen, erklärte, er werde bald sterben, und hieß sie, die ältesten und angesehensten Nachbarn zusammenzurufen, damit er in ihrer Anwesenheit sein Testament aufsetzen könne. Die Söhne nahmen die Nachricht ruhig und gefasst auf, obwohl sie den Vater sehr liebten. Nur ihre Frauen und Kinder erhoben ein Geschrei und Gewinsel, der Alte aber hieß sie schweigen und ruhig sein.

«Seid still!», sagte er halb streng, halb gütig. «Ich werde sterben, was ist da Großes dabei. Ich habe genug gelebt. Wollt ihr, dass ich ewig lebe? Macht fort und bereitet alles vor, was zum Begräbnis nötig ist.»

Eine von den jungen Frauen begann etwas vom Doktor zu sprechen. Da wurde der Alte ernstlich böse: «Plausche keine Dummheiten, ich habe sechzig Jahre ohne Doktor gelebt und brauche auch beim Tode keinen. Und was kann ein Doktor gegen den Tod ausrichten? Sterben die Doktoren deshalb selbst nicht? Geht nur jedes an seine Arbeit und kümmert euch nicht um mich.»

Alle gehorchten. Nachmittags kamen die Nachbarn zusammen, auch ein Schrifkundiger wurde herbeigeholt und schrieb nach dem Diktat des alten Mykola sein Testament auf. Mykolas Schmerzen legten sich ein wenig, er sprach noch mit den Leuten und befahl seinem jüngsten Sohne, am anderen Tage den Pano-*tez* (Geistlichen) heraufzuholen, er wolle beichten und die letzte Kommunion empfangen. Die Nachbarn fanden den Entschluss ganz in der Ordnung und versuchten es gar nicht, Mykolas Sicherheit, er werde bald sterben, irgendwie ins Wanken zu bringen.

Am anderen Tage ging es ihm schlimmer, das Fieber nahm zu, ein schwerer Husten erstickte ihn fast; er sah erdfahl und abgemagert aus, und als der Geistliche kam, um ihm den letzten religiösen Trost zu geben, sah er wirklich wie ein Sterbender aus. Seine Söhne meinten, der Vater werde die Nacht nicht mehr überleben.

Doch ging es ihm in der Nacht besser. Und am anderen Tage erholte er sich soweit, dass er nachmittags aufstehen und ein wenig ins Freie gehen konnte. Es war ein wunderschöner, klarer und stiller Septembertag. Die Sonne schien warm, die Luft droben war rein und balsamisch, und das helle Rauschen des *Čeremoš* aus dem Tale drang melodisch herauf, wie ein nie endender Lebensgruß. Der alte Huzule setzte sich auf einen alten abgehauenen Baumstamm und betrachtete stumm und ruhig die großartige Landschaft. Hohe Bergesspitzen schienen ihm zu winken; tiefe, schattige Täler hüllten sich in ein dunkles Geheimnis. Der *Čeremoš* unten schien mit seinen mächtigen Krümmungen, brausenden Stromschnellen, Wasserfällen und schaumbedeckten Springwellen wie unbeweglich, wie aus grünlichem Glas

gegossen, an seinen Ufern bewegten sich hie und da gleichsam rote, weiße und schwarze Ameisen – das waren die Menschen. Den platten Dächern weit auseinandergeworfener Hütten entwand sich weißlicher Rauch. Vom Kirchenturme erklangen die Glocken. Doch Mykola betrachtete das alles teilnahmslos, wie weltentrückt. Er fühlte keine Sehnsucht mehr, es zog ihn nicht in die Ferne; seitdem er sicher war, er werde bald sterben, war ihm die ganze Umgebung fremd geworden.

Doch je mehr sich die Sonne dem westlichen Rande des Horizonts näherte, desto mehr begann in seinem Herzen eine gewisse Unruhe überhand zu nehmen. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte, sich auf seinen zierlichen Artstock stützend, erklimmte er die höchste Spitze des Berges, welcher sein Haus vor Westwinden schützte, setzte sich hier auf einen Stein und ließ sein Auge wieder in entgegengesetzter Richtung als früher schweifen. Auch hier, so weit das Auge reichen konnte, hohe Bergesspitzen, Wälder, Täler und Schluchten. Doch der Blick des alten Mykola schien mit einer sonderbaren Angst den Lauf der Sonne zu verfolgen. Er beobachtete jede leichte Wolke, welche vom Westen irgendwo auftauchte und in Gold und Purpur erglänzend langsam der Sonne entgegen zog. Mit einem verdächtigen Blick musterte er jede Rauch- und Dampfsäule, welche sich von den Wäldern und Schluchten erhob. Und als schließlich die Sonne um blutigen Gewölk, wie eine glühende Kugel im Wasser untertauchte, seufzte er tief auf, zog sich wie fröstelnd zusammen, erhob sich mühsam und ging schweigend nach Hause.

Seit jenem Tage vergingen bereits zwei Wochen. Mykola war fortwährend am Sterben, er betrachtete sich selbst als einen Fremden, Abgeschiedenen, aber er starb doch nicht. Es ging ihm bald besser, bald schlimmer; manches Mal lag er ganze Tage im Bette und konnte sich kaum rühren, und dann hörten plötzlich der Husten und das Seitenstechen auf, er konnte aufstehen, herumgehen und sogar die Bergesspitze erklimmen und den Sonnenuntergang betrachten. Nur seine Unruhe wuchs beständig. Er

aß fast nichts, trank nur dann und wann ein Glas warme Milch. Sein Körper war abgemagert, sein Haar wurde in diesen Tagen schneeweiß und in den Augen brannte ein unheimliches Feuer. Weder am Tage noch bei Nacht konnte er schlafen, und wenn ihn einmal bei Nacht ein Schlummer überkam, so begann er sogleich zu stöhnen und zu schluchzen und erwachte in Angstschweiß gebadet. Er betete nicht, sprach zu niemand, interessierte sich für nichts und wandelte unter seinen Kindern und Enkeln wie ein Fremder. Die Kinder, welche ihn früher mit ihrem frohen Geplauder umgeben hatten, wichen jetzt scheu vor ihm und suchten den ganzen Tag irgendwo weit vom Hause zu verbringen, um ihm so selten wie möglich zu begegnen.

Am Sonntag ließ er wieder die Nachbarn sich zusammenrufen.

«Liebe Nachbarn», sprach er zu ihnen, als sie vor seinem Hause auf Bänken, Holzklötzen oder einfach auf dem Rasen Platz genommen hatten und er selbst auf einer Decke in halbsitzender Stellung dalag, «ratet mir! Ich kann nicht sterben. Es ist mir so schwer ums Herz. Es scheint mir immer, dass eine schwere Schuld auf mir liegt, und sie lässt meine Seele nicht vom Körper weg. So oft ich die sinkende Sonne betrachte, scheint es mir immer, dass dort mit goldenen Schlüsseln die Pforte vor mir verschlossen wird. Sagt, hab' ich vielleicht jemanden von euch wehgetan und selbst daran vergessen, und er trägt mir sein Weh nach?»

Die Leute sahen einander schweigend an, dann sagte einer nach dem anderen:

«Nein, Mykola! Wir tragen dir nichts nach. Wir sind alle sündig, und wenn wir einer dem anderen nicht verzeihen, so wird Gott auch uns nicht verzeihen.»

«Und doch», sprach Mykola traurig, «jemand muss mich wissentlich oder unwissentlich vor Gott verklagt haben. Seht, mein Haar wurde schneeweiß in diesen zwei Wochen. Ich leide sehr und kann doch nicht sterben. Jede Nacht ruft es mich hinüber, und doch hält mich etwas hier wie mit Zangen fest.»

«Vielleicht tut es dir um die Welt weh, um die Kinder, um die Berge, um den Čeremoš?» warf der alte Jura, Mykolas Altersgenosse und Freund, ein.

«Nein, Jura, das nicht», antwortete Mykola. «Ich habe genug gelebt. Meine Kinder sind, Gott sei Dank, versorgt. Die Berge und der Čeremoš brauchen mich nicht mehr und können mir nichts mehr geben.»

«Was beunruhigt dich denn so sehr?» Vielleicht ist es eine alte Sünde, welche du vor aller Welt verheimlicht hast, und welche jetzt nach Beichte schreit und dich nicht eher loslassen will, bis du sie gutgemacht hast?»

«Ich weiß nicht, Jura, aber es scheint fast so, obwohl ... Siehst du, ich habe einmal eine Sache erlebt – es ist lang her! – und sie ängstigt mich jetzt wieder. Und doch ... ja, niemandem von euch habe ich davon erzählt, verheimlicht habe ich sie aber auch nicht. Ich habe sie dreimal gebeichtet und fühle doch keine Beruhigung!»

«Erzähle sie uns», sprach Jura, «vielleicht wird diese Unruhe von dir weichen.»

«Es ist eigentlich nicht viel zu erzählen. Es war noch in meinen Jungesellentagen – vierzig Jahre sind's her. Du weißt, Jura, ich war damals der schlimmste Raufbold und der beste Kermanyč (Holzfloßer) im Dorfe. Am Sonntag gab es eine große Schlägerei in der Schänke; mehrere Männer – auch du Jura – gingen mit blutigen Köpfen nach Hause, und einen, meinen Hauptfeind, den Oleksa Kohutiuk, richtete ich so übel zu, dass er etliche Wochen danach starb. Ich selbst trug mir einige kaum nennenswerte Beulen und Kratzwunden davon, und ging am Montag hurtig aufs Wasser.

Ich und mein Oheim, der taube Petro, zimmerten früh ein viertafeliges Floß in Žabie und trieben damit lustig den Čeremoš hinab. Es war ein schöner Sommertag; auf allen Bergwiesen hatte man Heu gemäht. Der Duft des frischen Heues und der reifen Himbeeren droben auf den steilen Ufern wehte mir entgegen und machte mir das Herz weit.

Petro stand beim Vordersteuer, ich hatte das Hintersteuer zur Hand. Um Mittag kamen wir in Jaseniv an und hakten uns bei der Dorfschänke fest. Das Wasser war stark und wir hatten das Floß nur nach Kutu zu führen, brauchten also nicht zu befürchten, dass das Wasser vor unserer Ankunft abfallen werde.

Am Ufer gab es, wie gewöhnlich, eine Menge Dorfbuben. Sie badeten, warfen mit Steinen, spielten am Ufer und lärmten. Sobald wir das Floß festgemacht hatten, liefen sie haufenweise auf dasselbe, sprangen über die Klötze, hüpften vom Floß herab ins Wasser oder machten sich auf den Klötzen zu schaffen. Wir waren daran gewöhnt, gingen in die Schänke, tranken unseren Schnaps und kehrten alsbald zurück. Ohne uns an die Jungen zu kehren, machten wir die Maschine los und stießen ab. Wirklich sprangen die Jungen, als das Floß sich in Bewegung zu setzen begann, flink und mit Geschrei hinab in das seichte Wasser oder auf die Ufersteine, wir aber bestiegen das Floß und ergriffen unsere Steuerstangen, um das Floß in die Mitte des Wasserstrudels zu treiben. Vielleicht eine Minute habe ich so gearbeitet, als ich, die Augen emporhebend, am Ende des Floßes einen Knaben sitzen sah. Er mochte nach meinem Dafürhalten 14 bis 15 Jahre alt sein und war ärmlich gekleidet; er saß ruhig, etwas zusammengekauert da und schien mit einem gewissen Wohlgefallen das Spiel der grünbräunlichen schmutzigen Wellen hinter dem Floß zu betrachten. Ich stand am Steuerende, etwa fünf Schritte entfernt von ihm; da er mir aber den Rücken zugekehrt hatte, so konnte ich sein Antlitz nicht sehen.

«Was machst du hier, Moj?»¹ sprach ich zu ihm. Er antwortete nicht, sondern machte eine Bewegung mit seiner linken Hand und zeigte auf das entgegengesetzte Ufer. Ich bemerkte dabei, dass seine ausgestreckte Hand ungewöhnlich weiß war, so weiß, wie ich sie bei einem armen Hirtenknaben noch nie gesehen hatte.

¹ «Moj», wörtlich «mein», ein Wort, mit dem die Huzulen gewöhnlich jeden Bekannten oder Unbekannten anreden. (Anm. d. Verf.)

«Willst hinüber?», fragte ich.

Er nickte mit dem Kopfe, ohne sich umzuwenden und ohne ein Wort zu sagen.

«Wo denn willst du hinüber?», fragte ich weiter. «Du siehst ja, hier ist das jenseitige Ufer überall steil, man kann sich nicht daran festhaken.»

Ohne sich umzuwenden und ohne ein Wort zu sagen, winkte der Bursche mit seiner schneeweißen Hand nach hinten, flussabwärts, und schien sich in seiner Betrachtung der brausenden und zischenden Čeremošwellen keinen Augenblick stören zu wollen. Mir war es egal; der Bursche schien mir an das Wasser wohl gewöhnt. Da wir an einigen unangenehmen Steinblöcken vorbeitrieben, die sich mitten im Flusse wie ein Rudel badender Ochsen träge gelagert hatten und die behutsam umschiff't werden mussten, so hatte ich beim Steuer vollauf zu tun. Durch das Geräusch der Wogen schrie ich noch dem Burschen zu:

«Sind wir der Stelle nah, wo du ans Ufer willst, so sage es uns bei Zeiten, damit wir das Floß aus dem Strudel näher dem Ufer auf das Seichte bringen. Hörst du es, Moj?»

Der Bursche nickte wieder mit dem Kopfe und saß ruhig, zusammengekauert da.

Wir hatten die gefährlichste Stelle passiert und trieben auf einer breiten und nicht allzu tiefen Stelle. Ich hielt noch das Ende des Steuerbalkens, arbeitete aber nicht und betrachtete von ungefähr den Rücken des Burschen. Plötzlich sprang dieser auf und begann ruhig und bedächtig seine Hosen von unten emporzufalten.

«Willst hier absteigen?», fragte ich ihn. Er aber antwortete mir nicht, sondern trat ans Ende des Floßes, setzte sich auf den Balken, ließ die nackten Füße ins Wasser herab, hielt sich mit beiden Händen an dem Balken, drehte sich dann, sich auf die Hände stützend, um, dass er mit dem Bauche auf den Balken zu liegen kam, und ließ sich dann bedächtig vom Floß ins Wasser hinabgleiten. Jetzt erst erblickte ich sein Antlitz – es war mir gänzlich

unbekannt. Es schien mir in jenem Augenblick, dass ein seltsames, kaltes und schadenfrohes Lächeln den Mund des Burschen umspielte. Aber es dauerte nur einen Augenblick. Ehe ich noch etwas zu denken, zu sagen, mich zu rühren vermochte, war der Bursche lautlos, augenblicklich im schmutzigen Wasser verschwunden. Von einer tödlichen Angst erfasst, sprang ich herbei; ich wusste ja, dass es äußerst gefährlich ist, hinter dem Floß in dieses wenn auch nicht sehr tiefe Wasser zu steigen. Ich dachte, der unvorsichtige Bursche werde gleich auftauchen, schwimmen oder wenigstens einige Augenblicke mit dem Wasser kämpfen und ich werde ihn retten können. Aber nein, von dem Burschen war nicht die geringste Spur zu bemerken. Die Wellen hüpfen lustig empor, plätscherten zwischen den Balken unseres Floßes, aber der Bursche blieb verschwunden. Lautlos und regungslos, von kalter Angst durchschauert, stand ich auf dem Floß und starrte ins Wasser hinein – umsonst.

«Mykola!» schrie plötzlich der alte Petro vom Vordersteuer ärgerlich, «was zum Teufel machst du denn? Siehst du denn nicht, dass das Wasser das Floß quer über den Fluss zu legen droht? An das Steuer, Moj, oder wir sind des Teufels!»

Ich sprang auf, wie aus einem Schlafe erwachend, ergriff den Steuerbalken und arbeitete aus Leibeskräften, aber meine Augen irrten noch immer auf der Oberfläche des Flusses umher, ob ich vielleicht irgendetwas von dem Burschen entdeckte. Doch nein, keine Spur!

Diese Gewissheit, dass hier vor wenigen Augenblicken, vor meinen Augen und in meiner unmittelbaren Nähe ein junges Menschenleben so plötzlich zugrunde gegangen ist, gab mir einen Stich ins Herz, wie ich ihn Zeit meines Lebens nie mehr gefühlt hatte. Ich zitterte am ganzen Leibe, wie wenn ich eine Mordtat an der liebsten teuersten Person begangen hätte. Angstvoll durchmusterte ich das Ufer, ob nicht jemand von dort das Ertrinken des Knaben gesehen hätte? Nein, das Ufer war menschenleer; auf der Straße, welche knapp neben dem Flusse führt, war keine

lebendige Seele zu sehen; das Dorf schien wie ausgestorben; nur oben vom Glockenturm herab ertönten plötzlich die Glocken, als wüssten sie, dass jemand im Dorfe gestorben sei. Dann begann ich scheu den alten Petro zu betrachten, der neben seinem Steuerruder mit weit auseinandergespreizten Füßen stand und unverwandt das Spiel der Wellen betrachtete. Vielleicht hat der was gesehen? Doch, nein, Petro schwieg und schien bei seiner Taubheit auch meine an den Burschen gerichteten Worte nicht gehört zu haben.

Allmählich, als wir uns von der Unglücksstelle entfernten, beruhigte ich mich. Ich zwang mich förmlich, an den Burschen nicht mehr zu denken; ich redete mir ein, ich sei an der Sache nicht schuldig, ich konnte ja gar nicht ahnen, der dumme Bursche werde so mir nichts dir nichts gleich ins Wasser hineinplumpsen und wie Blei untertauchen, ich war bei dem Steuer beschäftigt usw. Das half – so schien es mir wenigstens. Wir kamen zeitlich in Kutuy an, empfingen das verdiente Geld, aßen unser Abendbrot, ruhten uns ein wenig aus und machten uns noch vor Mitternacht auf den Rückweg, um am anderen Tage um die Mittagsstunde zu Hause und bei der Feldarbeit zu sein. Wir gingen in einem größeren Haufen, plauderten, scherzten, erzählten allerlei Kurzweiliges, und ich war besonders lustig. Natürlich, von dem ertrunkenen Burschen sagte ich nichts. So dauerte es, bis wir nach Jaseniv kamen. Als wir uns aber der Unglücksstelle näherten, wo gestern der Bursche ertrank, da wurde es mir wieder so elend zumute wie gestern. Kalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper, ein Fieberfrost schüttelte mich, ich klapperte mit den Zähnen und wagte es nicht, einen der vorübergehenden Bauern ins Antlitz zu schauen. In die wohlbekannte Schänke wollte ich um keinen Preis einkehren; es schien mir nicht anders, als erwarte mich dort der leibhaftige Galgen. Ich schickte den alten Petro in die Schänke und ließ ihn eine ganze Quart Schnaps kaufen; ich selbst wollte nicht hinein und werde ihn draußen erwarten. Sobald ich mich aber allein sah, erfasste mich eine derartige Angst, dass ich wie

besessen, den Hut in die Augen drückend und das Gesicht zu Boden senkend, vorwärts rannte und nicht eher ruhte, bis mir der Atem ausgegangen und das Dorf weit im Rücken war. Erst hier setzte ich mich am Wege und erwartete den alten Petro. Ich musste ziemlich lange warten, und die Begierde, Schnaps zu trinken und darin diese schmähhliche Furcht zu ersäufen, verlängerte mir noch die Ermattung. Endlich kam Petro heran, über meinen Weggang von der Schänke fluchend und mir verdrießlich die Schnapsflasche einhändigend. Aber als ich diese aufkorkte und an den Mund legte, da überkam mich plötzlich ein solcher Ekel vor dieser Flüssigkeit, dass ich die Flasche fast weggeworfen hätte und sie schauernd dem Petro zurückgab.

«Na, trink», sagte ich, kaum die Worte hervorpessend, «ich will diesmal nicht.»

Der Alte ließ sich nicht zweimal bitten, brummte in den Bart etwas von Taugenichts, welche die gute Gabe Gottes verachten, und tat einen tüchtigen Schluck, worauf er die Flasche zstopfte und in seine Ledertasche schob. Ich aber konnte seit jener Zeit den Ekel nicht loswerden und trank seitdem keinen Tropfen Schnaps.

Etwas beruhigt ging ich nach Hause und nahm mir vor, das Flößerhandwerk aufzugeben und nie mehr auf den Čeremoš zu gehen. Doch als ich am anderen Tage in der Dorfschänke erfuhr, am Mittwoch werde die nächste Wasserklause gießen, trieb mich irgendeine unbezwingbare Macht hinaus. Ich ging in das Holzlager, schlug ein Floß zusammen und trieb es wieder mit Petro nach Kutý hinab. Und wiederum befel mich in Jaseniv diese wilde Angst, wie sie wohl nur der ärgste Verbrecher fühlt, und erschütterte mein Inneres. Ich spähte wie besessen ins Wasser nach einer Spur des ertrunkenen Knaben, obwohl mir der Verstand sagen musste, der reißende Fluss hätte den Ertrunkenen entweder irgendwo ans Ufer oder weit weg von hier in irgendeine Klemme am Flussboden hintragen müssen. Aber nein, meine aufgeregte Einbildung spiegelte mir immer vor, ich könne doch noch

irgendwo den Knaben finden, seine weiße Hand aus den Wellen emportauchen sehen.

Und seht ihr, Nachbarn, das war meine ganze Sünde und meine ganze Qual. Immer zog es mich unwiderstehlich auf den Čeremoš, und immer beim Passieren jener verhängnisvollen Stelle bei Jaseniv musste ich die Angst und die Qual des ersten Augenblicks durchleben. Man sagt, es gibt Leute, welche Arsenik essen und dabei lange leben. Ich schien mir immer einer von solchen Giftessern zu sein, welcher ohne jene Armensünderangst nicht leben konnte. Und doch wünschte ich nichts sehnlicher, als mich davon zu befreien. Als einige Wochen nach dem Vorfall verstrichen waren, wagte ich endlich davon zu sprechen und in Jaseniv behutsam zu fragen, ob nicht irgendwem ein Bursche von solchem Alter und solchem Aussehen verloren gegangen sei? Nein, niemand hatte den Verlust zu beklagen. Ich fragte ein wenig offener, ob nicht ein solcher Bursche an dem und dem Tage ertrunken sei? Nein, man wusste gar nichts von einem solchen Unglücksfalle. Ob nicht das Wasser eine solche Leiche herangeschwemmt hätte? Nein, man wusste gar nichts davon.

Diese Nachrichten, anstatt mich zu beruhigen, beschäftigten nur desto lebhafter meinen Geist, wie ein ungelöstes grausiges Rätsel. Ich fragte nach und nach bei den Flößern, bei den Fischern, bei den Huzulen von Krasnoila, von Useieriky – nein, nirgends war eine Spur von dem ertrunkenen Burschen oder von irgendjemand, der ihn gekannt, gesehen oder vermisst hätte, zu finden. Meine anfängliche Furcht verwandelte sich allmählich in eine tiefe Trauer, in ein grenzenloses Mitgefühl mit dem armen Burschen, den niemand gekannt, dessen Verlust niemand beklagt hat. Meine Seele brannte immer beim Passieren jener Stelle vor namenlosem Weh, und ich entschloss mich nun, Buße zu tun, barfuß nach Suczawa zu gehen, dort meine Sünde zu beichten und auf diese Weise meine Seele zu beruhigen.

Leider hatte ich das erste Mal kein Glück. Der Geistliche, dem ich meine Sünde bei der Beichte bekannt hatte, war sehr pressiert

und hatte offenbar weder Zeit noch Lust, mich näher auszufragen. Nachdem ich ihm den Vorfall kurz erzählt hatte, sagte er unwirsch: «Geh, du dummer Huzule. Du hast ja dabei keine Sünde begangen. Erzähle mir richtige Sünden und halte mich nicht mit solchen Dummheiten auf!»

Aber diese Versicherung des Geistlichen, ich hätte eigentlich keine Sünde begangen, beruhigte mich nicht. Ich begann die unwirsche Art des Geistlichen auf eine höhere göttliche Fügung zurückzuführen; mir schien es, Gott zürne mir so, dass er mich sogar eines rechten Beichtvaters unwürdig erachte.

Da mir die Gedanken allmählich den Schlaf und jegliche Ruhe raubten, entschloss ich mich, nach einigen Monaten noch einmal nach Suzawa zu gehen und dort noch einmal meine Sünde zu beichten. Diesmal traf ich einen milden alten Mönch, welcher ganz geduldig meine Erzählung anhörte und nach ihrer Beendigung sagte: «Mein Sohn, an diesem Vorfall bist du wirklich ein wenig schuldig, aber nicht so viel, als du dir einbildest. Bete nur zu Gott, er wird dir schon die Schuld vergeben und deine Ruhe wird zurückkehren.»

Ich betete zu Gott, ach wie inbrünstig! Und wirklich, diesmal schien es mir geholfen zu haben. Zwar die Erinnerung an den Ertrunkenen konnte ich nie loswerden und so oft ich bei Jaseniv im Flosse vorbeischwamm, stand mir der Vorgang lebendig vor den Augen und ich konnte mich nie überwinden, im Wasser nicht umherzuspähen, als suche ich irgendeine Spur des Verschollenen. Aber Angst fühlte ich nicht mehr und die Trauer war gewichen und hatte einer von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Beklemmung Platz gemacht. Ich heiratete, bekam Kinder, arbeitete viel, und immer leiser und leiser klang in meiner Seele die Erinnerung an jenen Knaben in Jaseniv.

Da geschah es einmal, dass ich über irgendetwas mit meiner Frau in Streit geriet, zornig wurde und sie prügelte. Sie war eine starke und resolute Frau, wehrte sich und schimpfte desto ärger auf mich los; ich wurde böse und schlug sie mit meiner Streitaxt

auf den Kopf, so dass sie besinnungslos zu Boden fiel. Da fühlte ich einen Stich ins Herz, warf die Streitaxt weg, besprengte die Besinnungslose mit Wasser, stillte das Blut, welches aus ihrer Wunde kam. Nur die Wunde war nicht erheblich, die Frau kam bald zu sich und es schadete ihr nichts. Ihr wisst doch, Huzulenfrauen sind an Schläge gewöhnt, und gar manche Frau rühmt sich dessen vor ihren Nachbarinnen; je stärker der Mann sie schlägt, desto stärker liebt er sie. Die selige Marička hat mir auch diese Prügelei – es war die einzige in unserem zwanzigjährigen Zusammenleben – nie nachgetragen. Aber in derselben Nacht, als diese Prügelei geschehen war, erschien mir der Knabe von Jaseniv im Traum. Mir träumte, ich schwimme auf dem Floß unter mir brauste und zischte das schmutzige Klausenwasser, ich arbeite aus Leibeskräften am Steuerruder und plötzlich sehe ich den Burschen, wie er die nackten Füße vom Floß ins Wasser hinablässt, sich mit beiden Händen auf den Balken stützt, sich umwendet und mir ein unfänglich trauriges Gesicht zuwendet, dann halb traurig und halb schadenfreudig mir zulächelt und sich still und ruhig ins Wasser hinabgleiten lässt und darin spurlos verschwindet. Ich durchlebte im Traum alle die schrecklichen Gefühle, welche mich vordem so lange gequält hatten und erwachte in kalten Schweiß gebadet und zähneklappernd. Ich betete zu Gott, aber das Gebet ging mir nicht vom Herzen und beruhigte mich nicht. Ich wollte einschlafen und fürchtete mich zugleich, noch einmal einen solchen Traum zu träumen. Ich wälzte mich die ganze Nacht schlaflos auf meinem Lager und war einige Tage hernach so mutlos, so traurig und abgespannt, wie vom Kreuze herabgenommen.

Seit dieser Zeit erschien mir der Bursche periodisch im Traume – einmal am Floßrande sitzend, zusammengekauert und in die schmutzige Flut hinabstarrend, ein andermal mit seiner schneeweißen Hand irgendwo in die Ferne weisend oder mich mit einem unnennbaren Ausdruck angrinsend. Und immer nach einem solchem Traumgesicht fühlte ich mich einige Tage wie gelähmt, alle Freude wich von mir, alles war mir ein Ekel, und nur

der Čeremoš zog mich an, nur auf dem Floß kam meine Kraft und Lebensfreude zurück. Eins aber fühlte ich, und das wurde immer mehr und mehr zur Gewissheit in meiner Seele, dass ich die Sünde an dem Tode des Knaben noch nicht los bin, dass seine verlorene Seele noch nicht zur Ruhe gekommen ist und deswegen mich auch im Traume beunruhigt. Ich trug mich mit diesem Gedanken mehr als zwanzig Jahre herum und konnte ihn nicht los werden. Und als meine Frau starb und in der Nacht darauf der Ertrunkene mir wieder im Traume erschien und mich schrecklicher denn je angrinste, entschloss ich mich, gleich nach dem Begräbnis, nach Suzawa zu gehen und dort noch einmal zu beichten. Wieder traf ich einen alten, gutmütigen Mönch im Beichtstuhle. Er hörte mich geduldig an und dachte lange nach und sagte: «Mein Sohn, ich gebe dir die Absolution, obwohl ich selbst nicht weiß, wofür. Ich lege dir keine Buße auf, weil du selbst dir eine größere Buße auferlegt hast, als ich sie dir je auferlegen könnte. Geh in Frieden.»

Das war aber eine Kunst! Ich ging, aber den Frieden konnte ich nicht finden. Seltener als vordem, aber doch von Zeit zu Zeit erschien mir der Bursche von Jaseniv im Traume. Nie habe ich ein Wort von ihm vernommen, nie einen freundlichen Ausdruck auf seinem Gesichte gesehen. Und das brachte mich wieder und wieder auf den Gedanken, dass meine Sünde noch nicht ausge tilgt ist, dass sich die Seele des Verschollenen nicht beruhigt hat und mir nur darum erscheint, um irgendeine Schuld von mir einzufordern.

Und als ich vor zwei Wochen mit dem Floß nach Kuty hinarabschwamm und Jaseniv passierte, da ward mir ein Zeichen. An derselben Stelle, wo einst vor vierzig Jahren der Bursche von meinem Flosse ins Wasser hinabgeglitten war, sah ich plötzlich aus dem schmutzig gelben Wasser eine schneeweise Hand emportauchen. Es überlief mich kalt, ich sperrte die Augen weit auf, und stehe da, die Hand taucht wieder empor, blitzschnell zuckend, noch etwas krampfhaft haschend – die Hand eines Ertrinkenden.

Einmal, zweimal, dreimal zuckt sie empor und taucht unter. Noch einmal taucht sie auf und ergreift das Ende meines Steuerruders. Ich fühle ausdrücklich einen ungewohnten starken Ruck, aber im nächsten Augenblicke gleitet die Hand an dem schlüpfrigen Brette langsam herab und verschwindet im Wasser. Ich stand wie versteinert da. Den Ruck fühlte ich noch im Innersten meiner Seele, somit aber nichts, weder Angst noch Traurigkeit. Ich arbeitete mechanisch am Ruder weiter, konnte aber nichts denken. Erst als wir in Kury angekommen waren, hat sich in meinem Herzen die Sicherheit festgesetzt, dass es meine letzte Čeremošfahrt war, dass mich der Knabe zu sich rufe.

Und nun erscheint er mir jede Nacht im Traume und grinst mich immer so entsetzlich an und sagt kein Wort und winkt mit seiner schneeweißen Hand flußabwärts. Und darum kann ich nicht sterben, denn seine Seele ist noch nicht zur Ruhe gekommen und darum lässt er auch meine Seele nicht zur Ruhe kommen.»

Mykola schwieg und seufzte tief. Auch die Nachbarn schwiegen: keiner wusste einen Rat. Plötzlichklärte sich das Gesicht des alten Jura auf.

«Höre, Mykola», sagte er, «und wenn jener Knabe kein wirklicher Knabe gewesen ist?»

«Wie meinst du das?»

«Wenn es nur so eine Spukgestalt, so ein Geist war?»

«Was du nur sagst? Am helllichten Tage! Im Angesicht der heiligen Sonne! ...»

«Ich sage nicht, dass es ein böser Geist gewesen sein muss, Mykola.»

«Ja, und warum quält mich sein Andenken so lange?»

«Hm, Mykola, man kann nie wissen, was unserer Seele zuträglich ist. Und überhaupt, Gutes und Schlechtes ... Wir können nur wissen, wenn wir was tun, ob es gut ist oder schlecht. Das ja. Das sagt uns unser Gewissen. Aber was um uns her geschieht, Mykola, darüber können wir nie sicher sein. Was uns als Schlimmer erscheint, kann doch für uns gut sein. Und umgekehrt.»

«Ist schon richtig. Aber doch begreife ich nicht, was das für ein Geist hätte sein können, wenn es kein wirklicher Bursche war.»

«Höre, Mykola, ich werde dir eine kleine Geschichte erzählen, die mir selbst passiert ist, als ich noch ganz jung war. Ich war vielleicht acht, vielleicht zehn Jahre alt. An einem Tage – es war ein heißer, schwüler Sommertag – wollte ich mit noch einigen Nachbarknaben im Čeremoš baden. Wir liefen hinab, und es ist ein ziemlich weiter Weg von uns bis zum Flusse. Wir waren schon ganz nahe gekommen; nur noch ein Zaun, dann eine Wiese, ein zweiter Zaun, ein Graben, dann der hart am Flussufer sich schlängelnde Weg mit seinen Brustwehren, dann das steile Ufer hinab und drunter der rauschende kristallklare Čeremoš. Meine Kameraden liefen voran, hüpfen wie Rehe über die beiden Zäune und verlachten mich, der ich als der Letzte ihnen nachfolgte. Ich schämte mich, nahm alle meine Kraft zusammen und sprang auch über den Zaun. Leider an einem unrichtigen Platze, denn ich sprang auf einen dürren Dornenzweig und eine dicke Dornenspitze drang mir tief in den nackten Fuß ein.

«Au!», schrie ich plötzlich.

«Ha, ha, ha!», lachten meine Kameraden und liefen weiter. Ich biss die Zähne zusammen, wollte ihnen nach, aber beim nächsten Schritt fühlte ich einen solchen Schmerz im Fuße, dass es mir das Herz wie mit einer Zange zusammenkniff. Ich musste mich setzen und den verwundeten Fuß betrachten. Die Dornenspitze saß tief im Fleische; das vom Zweige abgebrochene Ende war an der Hautoberfläche glatt und ich konnte es mit den Fingerspitzen nicht ergreifen, um den Dorn herauszuziehen. Ich musste erst die Haut der Fußsohle mit meinem Speichel abwaschen und weich machen und dann mit einer Stecknadel, die ich für solche Fälle immer in einem Hemdärmel bei mir trug, in der Sohlenhaut tüchtig herumgraben und stochern, ehe ich die Dornenspitze zum Wackeln brachte und sie ein wenig über die Hautoberfläche emporhob, worauf ich sie mit den Fingernägeln ergriff und glücklich herauszog. Nun, das war für mich nichts Außergewöhnliches,

dauerte aber doch etliche Minuten. Unterdessen hatten meine Kameraden den Fluss erreicht, sich ausgekleidet und waren lachend und jauchzend in die erfrischende Flut gesprungen. Als ich noch auf der Wiese saß und am Dorn in meinem Fuße stocherte, hörte ich neiderfüllt ihre freudigen Stimmen, hörte, wie sie im Wasser plätscherten, mit den Füßen schlugen und einander bespritzten. Als ich mich aber erhob und zu ihnen laufen wollte, hörte ich plötzlich von ferne ein ängstliches Geschrei. Jemand auf dem Wege, aber weit von den Badenden, schrie aus Leibeskräften: «Kinder, weg! Kinder, weg! Das Wasser kommt!» Doch die Badenden waren zu sehr mit dem Plätschern und Lärmen beschäftigt und hörten das Geschrei nicht. Ich laufe nun, so schnell es mein verwundeter Fuß erlaubte, hinkend näher, verwickle mich auf dem Übersteig und stürze zu Boden, erhebe mich ganz beschmutzt, setze über den Graben, laufe auf den Weg und erblicke was Schreckliches. Ein mannshoher gelber Wasserwall wälzt sich mit Windeseile im Flussbett hinab mit einem dumpfen, donnerähnlichen Gebrüll. Irgendwo im Gebirge war ein plötzlicher, wolkenbruchartiger Regen herabgefallen, und das im engen Talkessel zusammengestaute Gewässer stützte plötzlich flussabwärts. Es ist schon nahe und meine Kameraden haben noch gar nichts von der nahenden Gefahr gemerkt. Ich schreie aus Leibeskräften, und erst jetzt blicken sie auf und sehen die herabstürzende Flut. Es war aber schon zu spät. Im nächsten Augenblick waren die Kinder von der Welle erreicht und verschwanden in ihrem Schoß für immer.»

«Richtig, Jura», sprach Mykola, «ich habe auch davon gehört. Aber ...»

«Denke nur an jenen Dorn, Mykola!», sagte Jura. «Welchen Schmerz, welchen Ärger hat er mir verursacht! Und doch, wie ich das später überdacht habe, er hat mich ja vom Tode gerettet. Wäre ich zusammen mit meinen Kameraden in den Fluss gekommen, ich wäre gewiss mit ihnen zusammen zugrunde gegangen. Ebenso denke ich mir deine Geschichte und deine Sünde. Als

junger Bursche warst du ein Trinker, ein Raufbold und Tauge nichts. Einen Menschen zu beleidigen, zu beschimpfen oder zu verwunden, ein Mädchen zu vergewaltigen, galt dir so viel wie ein Glas Schnaps zu trinken. Gott möge dir deine Jugendsünden verzeihen, aber du hast manchem von uns viel bitteres Leid zugefügt. Auch mir ... Denkst du noch daran? Gott sei mein Zeuge, ich habe dir längst verziehen, weil du später ein so guter und ordentlicher Mensch wurdest. Aber damals, Mykola, wenn man dich so trinken und raufen sah, musste man unwillkürlich denken: wenn der Mensch weiter so geht, so wird er schlimm enden: entweder in einer Rauferei oder auf dem Galgen. Und plötzlich, Mykola, wurdest du ein anderer Mensch, trankst nicht, miedest die Schänken und lärmenden Genossen, lachtest selten, heiratetest und arbeitetest. Du warst nicht zu erkennen. Wir schrieben das dem Einflusse deiner Frau zu, denn anders wussten wir uns deine Veränderung nicht zu erklären. Erst jetzt sehe ich, dass diese Erklärung unrichtig war.»

Mykola hörte dem Alten mit größter Spannung zu. Von Zeit zu Zeit blitzte es in seinen Augen freudig auf, wie wenn sich längst zerrissene Fäden in seiner Seele ordneten und zusammenknüpften.

«Siehst du, Mykola», setzte Jura nach einer kurzen Pause seine Rede fort. «Wie du uns hier von deiner Sünde erzähltest, kam mir plötzlich mein kindliches Erlebnis mit dem Dorn im Fuße in den Sinn. Auch du ranntest ja unbewusst ins Verderben. Gott aber wollte dich nicht verderben lassen. Du weißt, wie unsere Alten gesagt haben: Wenn Gott den Menschen bessern will, so braucht er nicht vom Himmel herabzusteigen und mit dem Stocke dreinzuschlagen. Er hat tausende von Mitteln in der Hand und trifft einen immer dort, wo man am empfindlichsten ist. Und er hat dir auch so einen Dorn ins Gewissen hineingeschlagen, so einen, den du das ganze Leben fühlen musstest. Sobald du nur mit einem Fuße dabei warst, den Weg zum Verderben zu betreten, hat sich dir dein Dorn fühlbar gemacht und die schlimme Kraft in dir

gelähmt und gebrochen. Verstehst du jetzt die Bedeutung deiner Sünde, Mykola? Es war keine Sünde, es war die göttliche Gnade, welche dir als ein schmerzhafter Dornenstich erschienen war. Es war kein Knabe, der dort bei Jaseniv ertrank, und den niemand gekannt, niemand gesehen und niemand gefunden hat. Dein eigenes Gewissen hat dir die Erscheinung vorgezaubert, um dir einen heilsamen Ruck zu geben. Und der Ruck war gut, Mykola. Er hat gewirkt. Du sollst Gott danken für diese Erscheinung. Es war nicht das Ertrinken eines armen, unbekanntes Knaben, was du dort am Čeremoš gesehen hast; es war nur ein Warnungszeichen für deine Seele. Danke Gott, Mykola, dass er dir in seiner Gnade dieses Zeichen gesendet hat, und dass er dir die Augen geöffnet hat, es zu sehen und in deine Seele aufzunehmen. Jeder von uns bekommt einmal im Leben ein solches Warnungszeichen zu sehen, doch nicht jeder sieht es, nicht jeder fühlt die göttliche Hand darin, und darum rennen so viele Menschen ins Verderben. Nicht umsonst wird im Evangelium von solchen Menschen gesagt: sie haben Augen und sehen nicht, haben Ohren und hören nicht. Du aber kannst dich glücklich preisen, dass du zur rechten Zeit gesehen und gehört hast.»

Es wurde dunkel. Die Söhne trugen Mykola ins Haus hinein. Er schwieg und schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein. Bald schlief er ein, und als seine Söhne am andern Morgen nach ihm sahen, war er tot. Sein Gesicht sah zufrieden und wie verklärt aus. Offenbar hatte seine Seele vor dem Tode die ersehnte Beruhigung gefunden.

THOMAS MIT DEM HERZEN UND THOMAS OHNE HERZ

Es wurden einst in verschiedenen Dörfern Ostgaliziens, aber in ein und demselben Jahre, an ein und demselben Tage – nämlich am ersten Sonntag nach Ostern, am sogenannten Thomas-Sonntag, zwei Knaben geboren, die auch beide auf den Namen Thomas getauft wurden.

Ihr heiliger Patron, der Apostel Thomas, war ihnen beiden gnädig und verrichtete an ihnen große Wunder. Sie starben weder an Erkältung, obwohl sie als kleine Knaben barfuß im Schnee wateten, noch an Sonnenstich, obgleich sie nackt im größten Sonnenbrande herumliefen, noch an der Dysenterie, wiewohl sie sich tagtäglich die Magen mit unreifem Obst vollstopften, noch an der Diphtheritis, noch an irgendeiner der 77 Landplagen, die ein galizisches Bauernhaus unaufhörlich blockieren. Dass war gewiss ein großes Wunder. Der heilige Thomas tat aber noch größere Wunder an seinen Pfleglingen; sie kamen in die Schule, lernten fleißig, schlugen sich wohl oder übel durch tausendfache Fährlichkeiten und Widerwärtigkeiten durch, die einem ruthenischen Bauernsohn auch den geradesten und ebensten Weg zur Sonnenseite des Lebens verbarrikadieren, und kamen schließlich an die Universität. Der heilige Thomas ließ sie aber auch hier nicht aus seiner Obhut: sie wurden nicht charakterlos wie manche aus den Tiefen der Armut emporsteigenden Subjekte,

wurden scharfzünftig, vorwitzig und ungläubig wie ihr heiliger Patron selber.

An der Universität kamen sie auch beide zusammen. Dies geschah bei einer ziemlich kuriosen Gelegenheit.

Es war um die Mittagszeit, als die Studenten aus ihren Hörsälen und verspätete Zechbrüder aus den Schenken kamen, um sich nach Hause zu trollen. Einer von diesen lustigen Brüdern verließ aber in einem so bedauernswerten Zustand seine Andacht bei dem gläsernen Gott, dass er gleich auf der Straße eine tiefe Verbeugung zur Erde machte, von der er sich nicht wieder erholen und erheben konnte, und in unbewusster Erwartung des Morpheus nur noch zusammenhanglose Bruchstücke irgendeines Monologes von sich gab.

Bei diesem Opfer einer übel angebrachten Begeisterung kamen nun beide Thomasse, die einander noch nicht kannten, zufällig zusammen.

Der erste Thomas beugte sich folglich mit einem höchst besorgten Gesicht zu dem Betrunkenen herab und versuchte, ihm auf die Beine zu helfen.

«Was tun Sie da?», fragte der andere Thomas. «Bitte helfen Sie mir», bat der erste. «Der arme Mann ist ja hilflos. Er kann überfahren werden oder der Polizeimann kommt und verhaftet ihn.»

«Nun, vielleicht wäre es das Gescheiteste. Ich denke, es wäre besser, wenn Sie ihn da ruhig liegen ließen und gleich selbst den Polizeimann rufen würden. Am besten tu ich es selber.» Und er wandte sich zum Gehen.

«Aber ich bitte Sie», flehte der andere Thomas. «Wo denken Sie hin! Er ist vielleicht ein armer Arbeiter, man wird ihn verhaften und einige Tage eingesperrt halten und seine Familie wird unterdes Hungers sterben. Man muss doch ein Herz haben. Es ist herzlos, gleich an die Polizei zu appellieren.»

«Ach was», erwiderte der andere Thomas. «Arme Arbeiter pflegen sich an einem Arbeitstage nicht solchermaßen zu betrinken und übrigens...» Er brach seine Argumentation ab und ging,

einen Polizeimann suchend, die Straße entlang. Da aber in Galizien ein Polizeimann dort, wo man ihn eben braucht, gewöhnlich ganz unauffindbar ist, so dauerte es eine ziemliche Weile, bis er in Begleitung eines Beamten zur Stelle zurückkam.

Dort hatte sich unterdessen ein ganzer Menschenhaufen gesammelt, und in der Mitte des Haufens spielte sich irgendeine hochdramatische Szene ab, da man bald drohend-kreischende, bald flehend-besänftigende Worte aus dem allgemeinen Gemurmel und Gelächter der Menge heraushörte. Beim Herannahen des Schutzmannes bildeten die Leute Spalier, und in der Mitte zeigte sich den Ankömmlingen ein wenig erbauliches Bild. Der Betrunkene war wieder auf den Beinen. Er hielt sich mit beiden Händen an die Rocklappen des Thomas Nummer Eins fest und schüttelte seinen Helfer wie einen mit hartnäckigen Früchten beladenen Birnbaum, wobei er in einem fort kreischte:

«Polizei! Polizei! Verhaftet ihn! Er ist ein Dieb! Ein Taschendieb! Zum Henker mit dir! Du hast mich bestohlen! Wo ist mein Geld? Wo ist meine Uhr? Polizei! Polizei!»

Die Rocklappen des armen Thomas waren längst aus ihren Fugen gegangen und hingen als elende Fetzen herab; die Mütze seines Retters hatte der Betrunkene in den Staub gerissen und trampelte mit beiden Füßen darauf herum.

«Aber... mein Herr... Mensch... christlicher», stammelte der arg geschüttelte Thomas Nummer Eins.

«Ich bin für dich kein Mensch! Kein Christ! Gib mir mein Geld und meine Uhr zurück», schrie der Betrunkene. Hier intervenierte das Auge des Gesetzes, der Schutzmann, streckte seine Rechte nach dem Betrunkenen aus, ergriff ihn von hinten beim Kragen und gab ihm auch einen Ruck, dass ihm Hören und Sehen verging und er halb vor Schreck und halb infolge des plötzlichen Stoßes gleich zu Boden stürzte. Der Polizeimann pfiiff, eine Droschke war bald zur Stelle, und die beiden Thomasse, der Polizeimann und der Betrunkene rollten zur Polizei-Inspektion. Unterwegs wurde dem Polizeimann alles erzählt, und nach einer

halben Stunde war in der Inspektion die Geschichte abgetan. Der Betrunkene wurde in den Polizeiarrest hinausbefördert, und die beiden Thomasse, Nummer Eins in einem gar nicht salonfähigen Zustand, fanden sich auf der Gasse. «Habe die Ehre, mich vorzustellen – Thomas Kalaburda», sagte Thomas Nummer Zwei. «Und ich bin Thomas Bidolacha», antwortete Thomas Nummer Eins.

«Hörer der klassischen Philologie im ersten Semester», fuhr Thomas Nummer Zwei fort.

«Hörer der Germanistik im dritten Semester», vervollständigte auch der andere seine Vorstellung.

«Na, und was denken Sie über jenen armen Arbeiter?», fragte Nummer Zwei nicht ohne Ironie.

«Gehen Sie, wer hätte so etwas gedacht», klagte der andere.

«Ich habe es ja gleich gedacht», replizierte der erste. «Aber wissen Sie, Ihr Rock und Ihre Mütze bedürfen dringlich einer Indemnisation. Es wäre gut, einen Schneider aufzusuchen.» Der andere sah bald seinen neuen Bekannten, bald seine bedauernswerten Kleidungsstücke mit einem halb verwunderten, halb wehmutsvollen Gesicht an, und beide begaben sich auf die Suche nach einem Flickschneider.

Seit der Zeit wurden sie Freunde. Nicht besonders intime, aber doch. Sie waren fast vollkommene Gegensätze, und die Macht des Kontrastes hielt sie zusammen. Der eine war ein kleines, lebhaftes Männchen, mit einem ausdrucksvollen, aber meistens melancholischen Gefühl, mit blauen, immer gleichsam von Tränen umflorten Augen, mit sanfter, weicher Stimme; der andere hochaufgeschossen, etwas steif, mit einem fast hölzernen Gesicht, harter, trockener Stimme und einem ironischen Lächeln auf den Lippen. Der eine stets gefühlvoll, manchmal sentimental, sich leicht enthusiasmierend, immer von hohen Idealen der allgemeinen Beglückung beseelt, von hohen Worten über die Freiheit, Brüderlichkeit und Menschlichkeit überfließend, kurz, trotz seines Atheismus ein durchaus religiös und sogar sektiererisch angelegtes Gemüt; der andere, immer skeptisch, manchmal zynisch,

zurückhaltend und schweigsam, erweckte den Anschein eines etwas gedankenarmen und fluglahmen, mehr auf das praktische gerichteten Geistes. Der eine vermöge seines mitteilbaren, leicht aufflammenden und gleichsam klebrigen Naturells immer einen Rattenschwanz von Satelliten, Anhängern und andächtigen Zuhörern nach sich schleppend; der andere gewöhnlich einsam und abseits seiner Pfade wandelnd. Die Bekannten nannten darum den ersten Thomas mit dem Herzen, den anderen Thomas ohne Herz – natürlich nur scherzweise.

Die beiden Thomasse kamen oft miteinander als Freunde zusammen, um nach einer prinzipiellen Unterredung fast als Feinde zu scheiden, sich dann aber doch wieder in Freundschaft zu finden.

«Man muss das Volk lieben, das uns mit seiner Arbeit und dem Schweiß seiner Hände großgezogen hat», predigte Thomas mit dem Herzen.

«Was hat das Volk von unserer Liebe?», murrte Thomas ohne Herz. «Das Volk braucht reellere Kost.»

«Wenn wir es nur erst lieben! Die Liebe wird uns auch reellere Gedanken eingeben.»

«Die Liebe ist blind. Die verfinstert die Gedanken, verengt den Horizont. Nur der Verstand bringt uns auf den richtigen Pfad.»

«Ach, der Verstand ist kalt und egoistisch», seufzte Thomas mit dem Herzen.

«Dann ist es eben ein winziger und beschränkter Verstand, der als Synonym der Dummheit betrachtet werden kann. Der richtige Verstand blickt klar und weit, erfasst allgemeine Probleme und erwägt große Reformen.»

«Aber die Liebe muss immer die treibende Kraft sein, sonst ist das Herz des Verstandes tot.»

«Dummes Zeug», brummte Thomas ohne Herz. «Liebe erzeugt nur Idioten, und erst der Verstand macht aus ihnen mehr oder weniger menschenähnliche Geschöpfe. An dir hat er seine Arbeit nur halb verrichtet.»

Thomas mit dem Herzen wendet sich mehr traurig als beleidigt ab, und Thomas ohne Herz springt auf und geht weg.

Dann kam über einen Teil der Jugend eine neue Geistesströmung. Es wurde von armen Proletariern und hartherzigen Ausbeutern gesprochen, soziale Probleme wurden erwogen, der große soziale Kladderadatsch wurde als etwas ganz nahe Bevorstehendes mit mehr oder weniger Gruseln diskutiert. Thomas mit dem Herzen schwamm ganz in dieser Zukunftsmusik, er ließ sogar seine germanistischen Studien links liegen, um sich der eifrigen Propaganda sozialistischer Ideen völlig hinzugeben.

Nach einer stürmischen Volksversammlung, wo das Feuer seiner Beredsamkeit hell loderte, wo er über moderne Tyrannen, Ausbeuter und Arbeiterschinder weidlich zeterte und den nahen Sieg des arbeitenden Volkes prophezeite, begegnete er auf dem Heimweg seinem alten Freund und Widersacher. Dieser sah ihn ironisch an und sprach nach längerem Schweigen: «War es wirklich so notwendig, deine Studien an den Nagel zu hängen, um hier dem kritiklosen Volke solche Dummheiten vorzutragen?»

Thomas mit dem Herzen brauste auf: «Dummheiten! Das sind ja die Ideen des Marx und Engels, große, weltbewegende Ideen!»

«Weißt du, dass der selige Gogol sagte: Alexander der Große war ein großer Held, das ist aber noch keine Ursache, deswegen Stühle zu zerschmettern.»

«Die Leute haben auch ein Recht darauf, einmal die Wahrheit über ihre Lage und ihre Zukunft zu hören.»

«Die du aber nicht kennst.»

«Ich habe ein Herz für ihre Armut und ihr Elend.»

«Und speisest sie mit Phantomen.»

«Und halte ihre Hoffnung aufrecht.»

«Um ihr einen desto schmerzlicheren Sturz zu bereiten, wenn deine Prophezeiungen nicht eintreffen.»

«Hab keine Angst, sie werden schon eintreffen. Diese Prophezeiungen wurden von größeren Geistern, als wir beide es sind, ausgesprochen und begründet.»

«Sie können nicht eintreffen, weil sie auf falschen Prämissen aufgebaut sind.»

«Was nennst du falsche Prämissen?»

«Das es einmal einen Sieg der Ausgebeuteten über die Ausbeuter, der Bedrückten über die Tyrannen geben soll.»

«Das nennst du falsch?»

«Natürlich. Es gibt keine Ausbeuter, es gibt keine Tyrannen.»

Thomas mit dem Herzen blieb wie angewurzelt stehen und konnte kein Wort hervorbringen. Der andere sah ihn ruhig an.

«Also gibt es auch keine Bedrückten und Ausgebeuteten?», brachte Thomas mit dem Herzen schließlich hervor.

«O, ja! Wir alle, arm und reich, sind Bedrückte und Ausgebeutete. Aber unsere Bedrücker und Tyrannen liegen in uns selber. Es sind unsere Apathie, unsere Dummheit und unsere Feigheit. Kein sozialer Kladderadatsch befreit uns von ihnen. Und solange sie herrschen, ist auch kein großer Umschwung möglich.»

«Ach, du verfällst wieder in deinen todernsten Schulmeister-ton. Lernen! Arbeiten! Das haben wir schon lange gehört!»

«Natürlich! Und nie getan», brummte Thomas ohne Herz. «Natürlich, es ist unendlich leichter, einem Phantom von äußeren Tyrannen und Ausbeutern nachzujagen, als sich selbst in die Hände zu nehmen, sich von inneren Feinden zu befreien. Und doch, ich wiederhole es, solange diese innere Befreiung nicht vollzogen ist, so lange sind alle Theorien des Umsturzes, alle sozialen Reformen fruchtlos; die Leute, heute vom äußeren Druck befreit, verfallen morgen in einen anderen, noch ärgeren.»

«Die neue Ordnung wird auch eine neue Erziehung mit sich bringen, und nach einigen Generationen werden wir ein neues Menschengeschlecht vor uns haben.»

«Ja, ja, immer nur ein allheilendes Elixier bei der Hand, eine klangvolle Formel in Bereitschaft haben. Das ist eure Methode, ihr Volksbeglucker!», brummte nicht ohne Bitterkeit Thomas ohne Herz. «Eine neue Erziehung! Als ob das ein Ding wäre, das sich mir nichts dir nichts inthronieren lässt. Die Erziehung eines Volkes

muss aus dem Volke hervorwachsen, muss in seinem Charakter, in seinen Traditionen begründet sein, sonst ist sie eine unnütze Zeitvergeudung. Eine neue Erziehung braucht neue Lehrer, und diese kann sich ein Volk doch nicht aus dem Auslande verschreiben.»

«Also ein Lehrerseminar nach neuen Prinzipien», versuchte nun auch Thomas mit dem Herzen zu ironisieren, «dass würde nach deinem Geschmack sein? Es fehlt nur noch die Regierung, welche diese Prinzipien anerkennen, dieses Seminar gründen und diese neuen Lehrer anstellen wollte.»

«Dummes Zeug!», brummte Thomas ohne Herz. «Ein jeder muss dieses Seminarium in sich selbst und mit sich selbst durchmachen, muss der Apathie und der Schablone in allen Formen den Krieg erklären, muss in sich selbst und in seiner Umgebung die Sehnsucht nicht nach neuen Ordnungen, sondern nach neuen Menschen wecken und aufrechterhalten. Das ist's!»

Und im Zimmer auf und ab gehend, brummte er nach einer selbst geschaffenen Melodie die Worte des Liedes:

Wir borgen und sorgen, ihr häufet die Gulden;
Wir füllen die Kirchen und beten und dulden, –
Dies Dulden ist unser unendlich Verschulden,
Und darum sind wir arm!

«Ja, das Dulden oder, noch besser, die Duldung, die wir unserer Denkfaulheit gewähren lassen, das ist das Schlimmste», fügte er hinzu und entfernte sich.

Und dann kam die Ära der Verhaftungen und politischen Prozesse, und beide Freunde fanden sich im Gefängnisse. Sie gehörten zu zwei ganz besonderen Prozessen und wurden in eine Zelle zusammengetan.

«Na, Spätzchen, bist du auch hier?», scherzte diesmal ausnahmsweise Thomas mit dem Herzen, als Thomas ohne Herz, den großen Strohsack in den Armen, in die Zelle hineingestoßen wurde.

«Freut mich sehr, dich bei so gutem Humor hier zu treffen», antwortete der «Zuwachs».

«Und was führt dich hierher?»

«O, Kleinigkeit! Einen Bauernstreik habe ich organisieren helfen. Meine Verhaftung hat mehr moralischen, als kriminalistischen Charakter.»

«Wieso einen moralischen?»

«Na, es sollte dadurch auf die Streikenden ein moralischer Druck ausgeübt werden. Sobald der Streik gebrochen ist, werde ich freigelassen werden.»

«Das ist aber empörend, wenn man einen so ohne alle Verschuldung einsperren kann», rief gerührt Thomas mit dem Herzen aus.

«O! So hast du gewiss eine ernstliche Verschuldung auf dem Gewissen, wenn du dich über meine unverschuldete Verhaftung so ereiferst?»

«Ich? Na, wie man's nimmt. Wir haben eine stürmische Volksversammlung gehabt, und ich habe da einige scharfe Worte gebraucht und die Leute aufgefordert, der Polizei nicht zu weichen. Die Leute hörten aber nicht genau und behaupteten ihre Stellung mit einigen Stockhieben und Steinwürfen gegen die Polizei.»

«Das ist schlimm, Freundchen.»

«Was ist schlimm?»

«Nicht, dass du für die dumme Geschichte etliche Monate bekommen wirst. Diese Märtyrerkrone gönne ich dir, sie passt eben auf deinen Kopf.»

«Du hast kein Herz», seufzte Thomas mit dem Herzen.

«Eine alte Geschichte. Nicht das ist schlimm, sondern dass du jene Leute verleitet hast, deinetwegen eine Dummheit zu begehen.»

«Meinetwegen?»

«Gewiss. Von selbst hätten sie das nicht gemacht. Und das schlimmste ist, dass du ihnen die Illusion eingeredet hast, ihr tätet da irgendetwas Großes, Mutiges, Energisches, etwas, was zum Emazipationskampf des vierten Standes gehört und vielleicht

einen Schritt in der Richtung zur Verwirklichung irgendeines Ideals bedeutet, während es nur eine leere Strohdrescherei ist.»

«Und ist deine Arbeit an dem Bauernstreik etwas Besseres?», fragte etwas kleinlaut Thomas mit dem Herzen.

«Das Urteil darüber steht mir nicht zu. Ich kann nur eines sagen, dass ich meine Lehrerarbeit unter den Bauern gar nicht mit der Absicht der Streikmacherei begann, sondern mir redlich Mühe gab, ihnen die ersten Elemente des modernen wissenschaftlichen Denkens allmählich und unmerklich beizubringen. Und der Streik ist mir dann als ein logisches Ergebnis der gegebenen lokalen Verhältnisse von selbst in den Weg gekommen.»

Jahre vergingen seit jener Zeit. Thomas ohne Herz wurde von seinem Lehrerverposten längst vertrieben, machte sich aber nichts daraus, heiratete ein Bauernmädchen, die Tochter eines wohlhabenden Bauern, wurde selbst ein Bauer und führte nun seine zivilisatorische und organisatorische Arbeit weit offener, freier und erfolgreicher als vorher. Er organisierte Hilfskassen, Konsumvereine und Produktivgenossenschaften, hielt Vorträge und spielte Theater mit der Dorfjugend, veranstaltete gemeinschaftliche Übungen und praktische Kurse verschiedener Handwerke und Industriezweige. Er erkämpfte sich Anerkennung nicht nur bei den Bauern weit und breit, sondern auch bei den Behörden, wie scheinlich auch manche Beamte seine Wirksamkeit ansehen mochten. Er wurde in den Gemeinde- und den Bezirksrat gewählt und war überall derselbe praktische, der hohlen Phraseologie abholde, herzlose, aber verstandesklare, ehrliche Thomas.

Sein Freund aber war noch immer Agitator, Journalist. Rufer im großen weltgeschichtlichen Streite. Er kandidierte einige Male in den Reichsrat, fiel aber regelmäßig durch; redigierte verschiedene Zeitungen, die in einem fort konfisziert wurden, bis sie schließlich aus Erschöpfung der Kräfte eingingen, und betrieb eine rege konspiratorische Wirksamkeit. Sein Freund verlor ihn nie aus den Augen, hatte aber keinen Anlass gefunden, ihn persönlich aufzusuchen.

Erst in den letzten Tagen kam er nach Lemberg und erwartete seinen alten Freund in einem bekannten Café, wo er nun schon das dreißigste Jahr immer regelmäßig um dieselbe Zeit und bei demselben Tische seine Schale Schwarzen trank und aus einem Haufen Zeitungen politische und sonstige Weisheit schöpfte. Thomas mit dem Herzen war sehr gealtert, seine Augen glühten aber noch immer mit einem gelinden Feuer und schienen zugleich in einem Wasserbehälter zu schwimmen.

«Nun, wie geht's Thomas mit dem Herzen?», fragte der Bauer. Thomas mit dem Herzen schien anfangs seinen Freund nicht zu erkennen, obschon er ihm, wohl seines Bauernkittels wegen, die Hand willig reichte.

«Erkennst mich nicht? Ich bin Thomas ohne Herz», sagte jener grobkörnig.

«Sei mir gegrüßt! Sei mir gegrüßt!», stammelte Thomas mit dem Herzen und sah sich etwas bewegt um.

«Konspirierst und fürchtest dich vor Spitzeln?», platzte jener los.

«Ach was, du scherzest immer! Ich... Natürlich, man kann gegenwärtig vor Spionen nie sicher sein.»

«Hast etwas zu verheimlichen? Ja, ja, wie immer. Fürchtest vielleicht, dass ich selbst...»

«Was du nicht sprichst!», ruft ängstlich Thomas mit dem Herzen. Weißt du was, kommen wir in den Stryjer Park. Dort kenn ich ein stilles Plätzchen. Das Wetter ist so schön. Wir können dort ungehört plaudern.»

«Meinetwegen, obwohl ich hier lieber gewesen wäre. Habe schon so lange keine Kaffeehausluft mehr geatmet. Weißt du, man gewöhnt sich ja auch das Arsenik essen an.»

Sie betraten die Trambahn und fuhren in den Stryjer Park, der noch ganz menschenleer war.

«Nun, wie steht es mit deinen Konspirationen?», fragte Thomas ohne Herz. «Natürlich will ich deine Arkana¹ nicht wissen.

¹ Geheimnisse (Anm. d. Hrsg.)

Ich möchte nur so im Allgemeinen. Weißt du, ich habe deine Broschüren und einige deiner Artikel gelesen.»

«Nun, und was sagst du dazu?»

«Ich möchte es aus deinem Munde erfahren, was ich darüber denken soll. Hältst du noch die Hoffnung der armen Leute aufrecht?»

«Ja, obwohl...»

«Obwohl du sie selbst verloren hast. Ich wusste es wohl. Der allgemeine Kladderadatsch will nicht kommen.»

«Das ist nicht das Schlimmste», erwiderte sorgenvoll Thomas mit dem Herzen. «Die Leute hatten, wie gewöhnlich, auf dem Wege zu diesem weiten Ziele verschiedenes gefunden, was danach angetan war, sie das Ziel selbst vergessen zu machen. Die Regierung selbst hat uns das neue Gewerbegesetz gegeben, Kranken- und Unfallversicherungskassen eingeführt, die Leute zur Organisation gedrängt und ihnen die Aufbesserung ihres Schicksals gleichsam in die Hände gegeben. Eine Zeitlang schien es, dass sie sich tüchtig ins Zeug legten. Der Kampf um die Eroberung jener Institutionen wurde durchgekämpft, sozialdemokratisch gesinnte Arbeiter trugen richtig den Sieg davon. Auch die Wort- und Versammlungsfreiheit wurde erstritten. Mit solchen dummen Prozessen wie ehemals behelligt man uns nicht mehr...»

«Das ist ja alles recht schön», sagte Thomas ohne Herz.

«Eben, eben, das ist das Schlimmste!», flüsterte fast ängstlich Thomas mit dem Herzen. «Die Leute haben nicht mehr um etwas zu kämpfen, langweilen sich, defraudieren die Gelder, streiten sich um Personen und pfeifen auf Prinzipien.»

«Für mich ist das ganz klar und natürlich. Ihr habt die alten Tyrannen und Bedrücker mit in eure Organisation aufgenommen, und sie üben nun ihre gewohnte Herrschaft über euch aus.»

«Die alten Tyrannen...?»

«Nun ja, die Apathie, Kritiklosigkeit, Faulheit und Feigheit.»

«Du scherzest, und dazu ist die Geschichte zu ernst. Das Elend dieser Leute ist groß, das moralische vielleicht noch ärger als das

materielle. Mir bricht das Herz, wenn ich es anschau, wenn ich Zeuge, hilfloser Zeuge seines Wachstums sein soll. Und so bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass der bisherige Weg irrig war.»

«Na endlich!», rief mit einem Anflug der Freude Thomas ohne Herz.

«Die Regierung hat uns auf den Weg friedlicher Entwicklung, Organisation, parlamentarischer Arbeit gedrängt. Sie wusste wohl, was sie tat. Das war ein Trick von ihr, ein Mittel, uns von unserem eigentlichen revolutionären Weg abzudrängen. Wenn wir weiter so fortgehen, müssen wir verkommen und verfaulen; die Fäulnis der bürgerlichen Parteien teilt sich auch uns mit. Und darum bin ich zur Überzeugung gekommen, dass es notwendig ist, andere Wege einzuschlagen.»

«Andere Wege?»

«Ja! Die bisher in legalen Organisationen gewonnenen Kräfte in einem illegalen Kampfe zu erproben und zu stählen.»

«Und zu vergeuden.»

«Das bisher erkämpfte Maß der politischen Freiheit als Operationsbasis zur Gründung einer großen Kampforganisation zu gebrauchen.»

«Und zu verlieren.»

«Ach, unterbrich mich nicht! Wer nichts hat, kann nichts verlieren.»

«Achtest du das bisher Erstrittene und Erarbeitete für nichts?»

«Noch schlimmer als nichts. Weil es eine Illusion von etwas ist, was doch nicht da ist. Wir müssen einmal ernst machen. Wir müssen Aufregung, Leidenschaft und Feuer in die träge Masse bringen.»

«Also was? Mord, Barrikaden, à la lanterne?»

«O nein! Die alte Kampfesart gehört der Geschichte an. Wir halten nur an die moderne Taktik, den Feind in seinem Eigentum, in seinen Vorräten, in seinem Sicherheitsgefühl zu schädigen, ihm die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Ordnung an allen Punkten ad oculos zu demonstrieren.»

«Also doch Brände, Eisenbahntgleisungen oder nur Kassen-
diebstähle, falsche Telegramme, Börsenpaniken und ähnliches?»

«Je nachdem, je nachdem», murmelte Thomas mit dem Herzen.

«Höre, Freund Thomas», sprach der andere nach einer kurzen Erwägung. «Ich bin vielleicht verbauert und verwildert, aber dies, dein neuestes Gericht will mir nicht munden.»

«Und doch ist es der einzige Ausweg.»

«Ein Ausweg der Verzweiflung.»

«Magst recht haben. Aber die Verzweiflung ist auch eine große Kraft.»

«Wie die Bombe. Sie platzt und tötet.»

«Nein, sie wird neues Leben säen auf den Ruinen des alten.»

«Du warst seit jeher ein schlechter – ich will nicht sagen ein falscher Prophet. Diesmal aber – höre, Freund, es wird wirklich ernst. Ich betrachte mir die Geschichte vom Standpunkt der großen Mehrheit der Bevölkerung unseres Landes, der Bauern, der Arbeiter. Was haben sie – die meisten – für ein Interesse an diesen tollen Plänen? Wird ihnen dadurch auch im Geringsten geholfen?»

«Das Resultat wird allen zugutekommen.»

«Wenn sich aber kein Resultat daraus ergibt? Wenn es nur im Interesse der politischen und der finanziellen Gewalthaber geschieht, die mit dem durch das Volk und für das Volk Errungenen gern tabula rasa machen wollten, um dann ungehindert im Trüben zu fischen? Höre, Freund Thomas! Diese deine neueste Theorie diese Verzweiflungskomitees, dieses Drängen auf den illegalen Weg – alles dies sieht einer Arbeit der Agents provocateurs zum Verwechseln ähnlich.»

Thomas mit dem Herzen schnellte von seinem Sitz auf der Parkbank empor. «Das! ... Einen solchen Verdacht ... von dir!», stammelte er, sich kaum fassend.

«Sei ruhig! Setze dich!», sagte jener gelassen. «Es ist kein Verdacht, am wenigsten einer, der dich persönlich treffen könnte. Es

ist nur die Bemerkung eines abseits stehenden, uneingeweihten Mannes. Bedenke aber, dass vielleicht auch die Geschichte dich und deine Arbeit mit den Augen eines solchen Mannes ansehen wird. Was du im Herzen hast, welche Gefühle dich vorwärts treiben und zu einem solchen verhängnisvollen Tun drängen, das wird in der historischen Perspektive verschwinden. Nur das Resultat wird sichtbar sein, und danach wirst du auch beurteilt werden. Die Geschichte ist auch ohne Herz.»

«Was geht mich die Geschichte, was ihr Urteil an!», stöhnte Thomas mit dem Herzen. «Wenn ich nur den armen Leuten in ihrer Not für den Augenblick helfen könnte!»

«Und du meinst ihnen zu helfen, wenn du ihr Elend vergrößerst, wenn du ihnen den Aufstieg zum Licht und zur Freiheit steiler, unwegsamer machst?»

«Sie können jetzt noch nicht die Freiheit und das Licht ertragen. Nur unter dem Druck müssen sie abgehärtet werden. Nur der Druck wird ihren Gegendruck wachrufen.»

«Weißt du das so sicher? Druck erzeugt Gegendruck nur bei elastischen Körpern. Weiche, widerstandslose zerbricht er. Die Freiheit ist seine Kette, die man im Feuer zusammenschweißen und durch Hammerschläge zurechtformen kann. Freiheit ist eine köstliche Frucht, die im Sonnenschein reif und süß wird.»

Thomas mit dem Herzen neigte den Kopf und flüsterte wie traumverloren: «Gleichviel! Ich kann nicht mehr zurück. Bei großen Bewegungen ist es immer so: anfangs meint man, man schiebe und lenke, und schließlich merkt man, man wird geschoben. Ich kann nicht mehr zurück. Die Sache muss ihren Gang gehen.»

«In solchem Falle leb' wohl», sagte Thomas ohne Herz. «Ich habe nichts mehr mit dir zu besprechen. Unsere Wege gehen auseinander.» Er erhob sich von der Bank.

«Warte noch,» flehte der andere. «Siehst du, es wird vielleicht nicht so schlimm kommen, wie du befürchtest. Komm, lass dir einige Details erzählen.»

«Ist nicht notwendig», antwortete jener kurz. «Unsere Wege gehen auseinander.» Er machte einen Schritt.

«Ach, wüsstest du, wie unglücklich ich bin, wie wohl mir ein einziges gütiges Wort von dir in diesem Augenblick täte», seufzte Thomas mit dem Herzen.

«Es wäre niederträchtig, dir in diesem Augenblick ein solches Wort zu sagen», antwortete jener barsch.

«Ach Thomas, Thomas! Du urteilst zu scharf! Du hast kein Herz, und darum urteilst du so scharf. Verdamme nicht, damit du nicht verdammt wirst!»

Thomas ohne Herz kehrte sich um und sprach: «Es ist besser, kein Herz zu haben als eines am unrechten Fleck! Lebe wohl!»

Und er ging. Thomas mit dem Herzen saß noch einige Minuten auf der Bank und wandte sich darauf ebenfalls der Stadt zu. Und als dann nach einigen Tagen Telegramme über einen großen Brand in Boryslaw berichteten, wurde er noch blasser als gewöhnlich und fühlte etwas wie einen Stich im Herzen.

Am anderen Morgen fand man ihn tot im Bette. Die Obduktion konstatierte einen Herzschlag.

DAS RECHT DES SCHWEINES

Eine politische Erzählung aus Galizien

Nachstehende Erzählung ist nicht mein geistiges Eigentum. Ich habe sie von einem alten Bauer namens Hrycuniak in Zbaraž in Ostgalizien in einer Volksversammlung erzählen hören. Hrycuniak ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, einer der wenigen noch lebenden Repräsentanten jenes Geschlechtes der Volkssänger und Rhapsoden, welche die alten Dumen¹ von den Taten und Abenteuern der Kosaken Zborowskij, Kiška, Bezvodnyj, Audyber, von den Schlachten Chmenickijs gegen die Polen und von der tragischen Flucht der drei Brüder aus Azow verfasst und dem lauschenden Kosakenheere vorgetragen haben. In seinem Äußeren nichts weniger als imposant, grauhaarig, einfach, sogar ärmlich gekleidet, nicht besonders hoch gewachsen, hager, mit einem von den Mühsalen des Lebens vielfach durchfurchten, aber ausdrucksvollen Gesichte und schwarzen, leuchtenden Augen, verschwindet er im Gedränge, mischt sich selten ins Gespräch und verrät durch nichts eine über das gewöhnliche Niveau des galizischen Bauers hervorragende Intelligenz. Natürlich kann er weder lesen noch schreiben.

Etliche Minuten vor dem Anfang der Versammlung unterhielt ich mich mit einigen bekannten Bauern. Hrycuniak trat auch zu

¹ Gemeint sind ukrainische Lieder, die von wandernden Sängern zur Zeit des Kosakentums gesungen wurden. (Anm. d. Hrsg.)

uns herbei, wir wurden einander vorgestellt, wechselten einige Worte und gingen auseinander. Meine Bekannten, meist junge Bauern, welche die Volksschule besucht und durch fleißige Lektüre ihre Bildung erweitert haben, rühmten mir den Hrycuniak als ein eigenartiges Rednertalent, als einen der wenigen von der älteren Generation, welche sich der radikalen Bauernbewegung mit Leib und Seele angeschlossen haben. Ich war auf seine Rede nicht wenig neugierig, allein die Versammlung wurde eröffnet, Punkt für Punkt der Tagesordnung wurden absolviert und Hrycuniak meldete sich nicht zum Worte. Erst bei dem letzten Punkte der Tagesordnung, welcher «Anträge und Interpellationen» verhiess, erklomm er, sichtlich ungerne und nur dem Drängen der ihn umgebenden Bekannten weichend, den Tisch, welcher die Stelle der Tribüne vertrat. Eine Bewegung, ein Flüstern ging durch den Saal bei seinem Anblick, und in der zirka 600 Mann zählenden, im engen Raume hart zusammengepferchten Versammlung wurde es mäuschenstill.

«Ja, wenn ich reden soll», sagte Hrycuniak hochernst zu den ihm am nächsten Stehenden, «so muss ich ein Papier vor mir haben. Ich kann zwar nicht lesen, aber meine Nummern kenn' ich doch wohl, und ein Papier muss ich haben und wenn es auch nur ein Steuerbüchel ist!»

Mit schallendem Gelächter wurde diese ernste Manifestation Hrycuniaks begrüßt. Einer der Nächststehenden reichte ihm ein unbeschriebenes Blatt Papier. Hrycuniak nahm es vor sich, als wollte er darin lesen, und begann nun seinen Vortrag mit einer monotonen Aussprache, als wollte er das mühsame Lesen eines Volksschülers nachahmen. Mit der Zeit belebte sich sein Vortrag ein wenig, ohne jedoch aus dem Tone einer rhythmischen, bibelähnlichen Prosa herauszukommen. Jeden Augenblick wurde die Erzählung durch schallendes Gelächter der ganzen Versammlung unterbrochen, der Redner jedoch verzog keine Miene; im Gegenteil, bei den unablässigen Heiterkeitsausbrüchen der Versammlung schien sich sein Gesicht immer mehr zu verdüstern, bis es

am Schlusse den Ausdruck einer völligen hölzernen Apathie annahm.

«Höret, Brüder, was für ein Gespräch ich unlängst mit meinem alten Freunde geführt habe. Kommt da zu mir mein Freund und Altersgenosse, den ich lange nicht gesehen hatte. Nachdem wir uns begrüßt hatten, frag' ich ihn:

«Na, wie geht's dir, alter Freund? Wie befindest du dich?»

«Gott sei Dank, ich befinde mich wohl, und es geht mir gut!», sagte er.

«Das ist eine schöne Neuigkeit», sagte ich, «und ich wäre sehr begierig, zu erfahren, worin dieses Gute besteht.»

«Worin es besteht? Das ist ja leicht zu sagen, und du weißt es auch selbst.»

«Nein, nein, so wirst du mich nicht abspeisen», sagte ich, «du musst mir ausdrücklich sagen, was dir so Gutes widerfahren ist.»

«Ach, Freund», sagt er, «ist denn das nicht gut, was wir, Gott sei Dank, erlebt haben? Denke dir nur: Den Frondienst verrichten wir nicht mehr und vor dem Gesetze sind wir alle gleich und Verfassungsrechte haben wir auch.» Er hatte so viel auf einmal zusammengeredet, dass ihm beim letzten Worte der Atem ausging.

«Ja, lieber Freund», sagte ich, «das sind wirklich sehr schöne Sachen, von welchen du da gesprochen hast, nur muss man sie nicht allzu genau besehen.»

«Warum das?»

«Weil sie, wie die Fabriktücher, Farbe ablassen, und diese Farbe dann einem an den Fingern kleben bleibt.»

Mein Freund konnte das nicht verstehen, und darum sprach ich weiter zu ihm: «Siehst du, lieber Freund, es ist ganz richtig, dass wir den Frondienst jetzt nicht mehr verrichten müssen. Möchtest du dich aber nicht etwas genauer erinnern, wie es damals gewesen ist und wie wir es jetzt haben?»

Mein Freund konnte sich dessen nicht so genau erinnern, und so musste ich ihm mit meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen. «Nicht wahr? Damals ging jeden Tag am frühen Morgen der

herrschaftliche Ataman (Aufseher) von Hütte zu Hütte im Dorfe herum, schlug mit seinem Krummstabe an die Türe und schrie: "Heda, du Iwan, Hryć, Semen, auf, kommt zur Fronarbeit, sonst werdet ihr Schläge bekommen!"»

«Ja, ja, so war es damals», sagte mein Freund und kratzte sich unwillkürlich an einer Stelle, wo es ihn gerade in diesem Augenblicke gar nicht juckte.

«Und wie haben wir es jetzt? Der Ataman geht nicht mehr mit seinem Krummstabe von Hütte zu Hütte im Dorfe herum, das ist ganz richtig. Was macht aber der Bauer? Ich will es dir sagen, lieber Freund. Der Bauer steht frühmorgens von selbst auf, nimmt ein Huhn oder ein halbes Schock Eier und geht zu demselben Ataman – er heißt jetzt "Herr Verwalter". Er legt sein Geschenk vor ihn hin und bittet ihn kniefällig, er möge ihm erlauben, auf herrschaftlichen Äckern Frondienste zu verrichten. Und wenn er ohne Geschenk kommt, so versetzt ihm der Verwalter eins ins Genick und gibt ihm großmütig die Freiheit, Hungers zu sterben.»

Mein armer Freund fand keine Antwort auf diese Worte, er seufzte nur schwer und nickte mit dem Kopfe.

«Und gleich sind wir vor dem Gesetze, sagst du, lieber Freund», so fuhr ich fort, «das mag auch richtig sein, obwohl ich es bis jetzt nie merken konnte. Komme ich zum Herrn Bezirksrichter oder zum Herrn Bezirkshauptmann oder sogar in den autonomen Bezirksausschuss, so heißt es noch immer wie vor dem Jahre 1848: «Warte, Bauer! Steh nur draußen, Bauer! Weg von hier, Bauer!» Und als ich es einmal versuchte, naseweis zu sein und auf meine Gleichheit vor dem Gesetze zu pochen, so bekam ich eine Maulschelle, ebenso saftig und vollwichtig wie zur Zeit der Atamane. Wenn dagegen ein Gutsbesitzer, ein Pächter, sogar ein gemeiner Schankwirt in die Kanzlei kommt, lässt man ihn nie draußen warten, ladet ihn zum Sitzen ein und behandelt ihn ganz delikatsam und zuvorkommend. Na, eine solche Gleichheit hatten wir auch vor dem Jahre 1848.»

«Damals gab es aber Stockschläge», wandte mein Freund ein und kratzte sich wieder unwillkürlich an derselben nicht juckenden Stelle.

«Ganz richtig», sagte ich, «doch gibt es auch jetzt etwas, was die Stockschläge vollkommen aufwägt. Vielleicht noch mit Überschuss. Wenigstens sagte unlängst ein Bekannter, welcher sich dazu hatte verleiten lassen, als Abgesandter der Gemeinde nach Wien zum Kaiser mit der ruthenischen Massendeputation zu reisen und dafür von dem Bezirkshauptmann zu 50 Gulden Strafe verurteilt wurde: „Herr Bezirkshauptmann“, sagte er, „ich bin ein armer Mann. Wenn ich das große Verbrechen begangen habe, vor dem Kaiser wegen unserer hochwohlgeborenen Landtagswahlen Klage zu erheben, so bin ich bereit, die gerechte Strafe dafür zu empfangen. Da aber weder meine Alte noch meine Kinder an meinem Verbrechen mitschuldig sind, so beheben Sie, mich allein und nicht auch sie zu bestrafen. Wenn Sie mir eine solche Geldbuße auferlegen, dass ich, um dieselbe zu bestreiten, meine letzte Kuh und dazu auch mein einziges Schwein verkaufen muss, so fällt die Strafe doch mehr auf die Familie als auf mich allein. Ich bitte also, hochmögender Herr Bezirkshauptmann, könnten Sie mir nicht die große Gnade erweisen und die Geldbuße in Stockschläge umsetzen? Ich bin Gott sei Dank ein gesunder und starker Kerl und werde 50 Stockschläge wohl aushalten, aber 50 Gulden Geldbuße hält meine armselige Wirtschaft nimmer aus.“ – So sprach der Mann zum Bezirkshauptmann, wurde aber nicht erhört und erwartet jetzt eine amtliche Exekution auf sein gesamtes Hab und Gut, da er jene Geldbuße bis jetzt nicht erlegt hat. Was denkst du nun, lieber Freund, über diese neue Art von Stockschlägen, welche statt eines bestimmten Körperteils den ganzen Menschen und seine Familie treffen?»

Mein Freund konnte wieder nichts antworten und ließ nur einen schweren Seufzer vernehmen.

«Und Verfassungsrechte haben wir auch», fuhr ich nach kurzem Schweigen zu meinem Freunde zu sprechen fort, «die sollen

sehr schön und herrlich sein. Hast du sie jemals gesehen, lieber Freund?»

«Gesehen?», wunderte er sich. «Auf dem Papier, im Buche gedruckt hab' ich sie wohl gesehen.»

«Nein, nicht um die papierne Verfassung handelt sich's hier», sagte ich, «sondern um die wirkliche, wie sie im Leben aussieht. Hast du diese wirkliche, lebendige Verfassung gesehen?»

«Wie kann man sie sehen? Man lebt ja drin, man spürt sie...»

«O ja, man spürt sie, das ist ganz richtig! Ich aber habe sie auch leibhaftig gesehen und will dir das erzählen. Ich fuhr einst mit meinen zwei Söhnen an einem Markttage nach Tarnopol. Vor uns fuhr ein unbekannter Bauer mit seiner Frau. Der Mann saß im Vorderteile des Wagens und trieb die Pferde, die Frau saß hinter ihm auf dem Sitze und zwischen beiden, im Stroh gebettet und gut gebunden, lag ein großes, gemästetes Schwein, welches sie in der Stadt verkaufen wollten, und streckte ruhig seinen großen Kopf zum Wagen heraus. Wir kommen in Tarnopol an, passieren den Schlagbaum, und siehe da, neben dem Schlagbaum sitzt ein älterer Herr, hält ein blankes Messer in der Hand und raucht eine Pfeife am langen Tschibuk – so lang! Sobald er des Wagens mit dem Schweine ansichtig wird, steht er auf und schreit gewaltig:

“Halt, Bauer!”

Der Bauer hielt an, und der Herr mit dem Messer trat an den Wagen heran.

“Was führst du da im Wagen?” fragt strenge der Herr.

“Ein Schwein, gnädiger Herr!” sagt der Bauer demütig.

“Ich sehe ja, dass es ein Schwein ist, aber wie führst du es? Ha! Siehst du denn nicht, dass dem armen Vieh von den Stricken die Beine gänzlich geschwollen sind! Du nichtsnutziger Lump, weißt du denn nicht, dass es verboten ist, die armen Tiere zu quälen?”

So sprechend näherte sich der Herr dem Schweine und schnitt mit seinem Messer dessen Stricke so rasch entzwei, dass er im Eifer sogar des Schweines Beine verwundete.

“Marsch auf die Polizei! Du musst gebührend abgestraft werden!” schrie der strenge Herr und Schweinebefreier.

Der Bauer saß erschrocken, wie versteinert im Wagen; er versuchte, den strengen Herrn um Gnade zu bitten, doch der Herr war unerbittlich. Des Bauers Frau war aber findiger, sie merkte, wie da zu helfen sei. Wie ihr Mann mit dem strengen Herrn Zwiesprache hielt, holte sie aus ihrem Busen ein rotes Sacktuch hervor, nestelte eine Weile daran herum, nahm die in einem Zipfel gebundenen 20 Kreuzer heraus (sie hatte gewiss zwei Tage schwer gearbeitet und Hunger gelitten, um sie zu verdienen), drückte sie dem strengen Herrn in die Hand und vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Mannes. Das wirkte. Der strenge Herr wurde allmählich etwas weicher und sagte:

“Na, diesmal will ich Nachsicht üben und dich entlassen, aber merk es dir für die ganze Zukunft!”

Ich war mit meinem Wagen während dieses Abenteuers etwas vorausgefahren, ließ aber den Wagen anhalten, um zu sehen, wie die Geschichte ablaufen wird. Es dauerte eine gute Weile, bis der Bauer mit dem Schweine wieder an uns vorüber fuhr. Aber die Ordnung im Wagen war nun eine ganz andere wie vordem. Die Frau saß im Vorderteile und trieb die Pferde, der Mann saß im Hinterwagen und hielt mit beiden Händen den Hals des Schweines umspannt. Das Schwein aber, von seinen Banden befreit, stand jetzt gerade im Wagen und sah sich nach allen Seiten um, jeden Augenblick vor einem neuen Gegenstände erschreckend, jeden Augenblick zum Sprung bereit. Es dauerte auch nicht lange, da kam ein glänzendes herrschaftliches Viergespann mit Glockengeklirr und Peitschenknall herangaloppiert. Das Schwein erschrak heftig und mit einem Ruck sprang es vom Wagen herab. Der Bauer, welcher das Vieh beim Halse hielt, war schwächer und fiel ebenfalls heraus, und zwar so unglücklich, dass er sich das Gesicht auf dem Pflaster blutig schlug, während das Schwein das Weite suchte. Erst meine Burschen holten es ein und halfen dem Eigentümer, es zu Fuß auf den Markt zu

führen. Das, lieber Freund, ist des Schweines Recht. Aber es ist noch nicht alles.

Es war nachmittags an demselben Tage, als ich von Tarnopol zurückkehrte, noch zeitig genug, um vor der Nacht nach Hause zu gelangen. Ich näherte mich dem Schlagbaume, bei welchem noch immer der gestrenge Herr mit dem blanken Messer saß und gemächlich seine Pfeife am langen Tschibuk schmauchte. Indem ich meinen Blick über das Weichbild der Stadt hinausschweifen ließ, erblickte ich weit, weit auf der Heerstraße zwei Männer in Bauertracht, welche sich gemessenen Schrittes der Stadt näherten.

“Na, die müssen lange beim Militär gedient haben”, denk’ ich mir, da sie auch jetzt noch als alte Männer so stramm und militäremäßig Schritt halten und in Reih und Glied marschieren.

Wie sie aber etwas näher gekommen waren, seh’ ich etwas Schwarzes hinter ihnen und etwas wie eine spitze Flammzunge über ihren Häuptern. Es kostete mich nicht viel Gehirnanstrengung, um herauszubringen, dass es ein Gendarm war. Und wie sie noch näher gekommen waren, hörte ich bei jedem ihrer Schritte ein harmonisches Kling-Klang! Kling-Klang!

“Aha”, dacht’ ich mir, “so löst sich das Rätsel ihres militärischen Marsches und ihres Schritthaltens! Sie sind mit Handschellen zusammengebunden! Aber warte nur, Herr Gendarm! Sobald du den Schlagbaum passierst und mit den so qualvoll zusammengeknüpften Menschen an dem strengen Herrn mit dem blanken Messer vorbeigehst, sollst du schon erfahren, was das heißt, Menschen in solcher Weise quälen.”

Und ich zitterte schon im Geiste, der strenge Herr am Schlagbaum möge nicht vor allzu großem Eifer beim Zerschneiden der Fesseln, welche diese Unglücklichen zusammenhielten, auch ihre Hände ebenso verwunden wie er des Schweines Beine verwundet hatte. Nicht minder neugierig war ich darauf, wie der strenge Herr den pflichtvergessenen Gendarmen anfahren und auf die Polizei führen wird. Allein zu meiner größten Verwunderung

geschah nichts von alledem. Die beiden Zusammengebundenen und der Gendarm passierten ruhig den Schlagbaum und gingen an dem strengen Herrn vorbei. Der strenge Herr, weit entfernt davon, den Gendarm rau anzufahren, stand vielmehr auf und verneigte sich vor den Gendarmen sehr ehrerbietig, und ich fuhr ganz enttäuscht weg. "Siehst du nun, lieber Freund", so schloss ich mein Gespräch, "so sieht des Bauern Verfassungsrecht aus: Er muss ein gemeines Schwein beneiden."»

Der Beifallssturm, welchen diese Rede hervorrief, dauerte ziemlich lange. Nachdem sich derselbe gelegt hatte, sagte der alte Hrycuniak:

«Verzeiht, meine Lieben, ich habe das eigentlich bei dem Punkt "Emigrationsursachen" sagen wollen, denke aber, dass es auch jetzt nicht ganz verspätet ist.» Mit diesen Worten stieg er vom Tisch herab.

DER STRAMME BEZIRKSHAUPTMANN

Ein Lebensbild aus Galizien

I

Es war einmal ein Bezirkshauptmann in Galizien, und der war stramm. Sie sind es zwar alle in diesem Lande, doch der Bezirkshauptmann Ritter v. Zamiatalski war es in einem ganz vorzüglichen Grade. Trotz seiner noch jungen Jahre – er war kaum 45 Jahre alt – wurde er nicht nur auf eine so hohe und verantwortungsvolle Stellung avanciert, sondern galt allgemein für ein Muster eines Bezirkshauptmannes, gewissermaßen für den «kommen-den Mann», der bestimmt war, allen subversiven Elementen im Lande zu zeigen, «wo die Krebse überwintern», was in der galizischen «einzigsten Amtssprache» als auch in der «zweiten Landessprache» so ziemlich auf eines hinausläuft und dasselbe pädagogische Mittel bedeutet, welches anderwärts mit den schönen Worten «mit Spießbruten und Skorpionen züchtigen» ausgedrückt wird.

Da der Ruhm seiner administrativen Strammheit bald nach seinem Amtsantritte in erschreckender Weise um sich zu greifen begann, beschloss ich, in den betreffenden Bezirk einen Ausflug zu machen und die Segnungen der administrativen Strammheit auf mich persönlich einwirken zu lassen. Da ich mich rühmen konnte, ein alter Schulkamerad des Herrn Bezirkshauptmannes zu sein, so hoffte ich, sowohl von ihm selbst, als auch von seinen Untergebenen manches Wertvolle zur Klärung der inneren Politik zu erfahren.

Ich fuhr zuerst in ein entlegenes, zu dem Bezirke gehöriges Gebirgsdorf, wo, wie man hierzulande sagt, der Bär den Schlagbaum schließt, und begann mit aller Gemächlichkeit die Verhältnisse zu studieren. Kaum waren aber zwei Tage verflossen, als ein Gendarm im Dorfe erschien, geradeaus in meine Wohnung marschierte und mich mit strenger Miene fragte, ob ich einen Pass bei mir habe. Ich meinte, ich sei ja kein Ausländer und wies ihm verschiedene andere Papiere vor, welche die Identität meiner Person gehörig legitimierten. Nichts aber wollte dem strengen Auge des Gesetzes genügen, und er befahl mir, sofort mit ihm nach M., der Haupt- und Residenzstadt des Herrn Bezirkshauptmannes, zu marschieren. Es war ein ziemlich weiter und beschwerlicher Weg, mehr als 20 Kilometer über Berge, durch Wälder und Schluchten. In gerechter Befürchtung, dass ich in jenen unwegsamen Wüsteneien mehrere bewaffnete Komplizen haben könnte, welche zweifellos versuchen werden, mich dem Arme der Gerechtigkeit zu entreißen, zierte der Gendarm meine Handgelenke mit genau passenden Handschellen, und so ging ich, «hinter mir dunkel und vor mir klar», guten Mutes vorwärts. Da ich auf Studien aus war, so war mir auch diese originelle Fußtour ein Studium.

Sobald wir aus dem Dorfe herausgekommen waren und das Aufrechterhalten der strengen Regierungsautorität im Angesicht der menschenleeren Felder und Wälder ganz gegenstandslos wurde, kam der Gendarm, welcher bisher mit seinem Gewehre und aufgepflanztem Bajonette mir knapp auf die Füße gefolgt war, an meine Seite und begann ganz gemächlich und menschlich zu sprechen. Er kenne mich ja ganz gut noch aus meinen Studentenjahren, sei mehrmals bei mir zu Hause gewesen und habe viele meiner Bücher gelesen. Er bitte mich daher um Verzeihung für die heutige Arretierung. Er wisse ja, dass ich nichts Böses im Dorfe getan habe, er habe ja die ganze Nacht herumspioniert und alle verhört, welche mit mir in Berührung gekommen waren, habe aber gar nichts Illegales über mich erfahren können. Er habe aber vom Herrn Bezirkshauptmann gemessene Order erhalten,

mich auf jeden Fall zu verhaften und in Handschellen zu ihm zu führen.

Ich hatte mir vorgenommen, mich über nichts zu wundern, was mir in diesem Teile meines engeren Vaterlandes begegnen wird. Es wurde mir aber doch schwer, bei dieser Erzählung meines getreuen Eckarts diesem meinem Vorhaben nicht untreu zu werden. Desto begieriger war ich auf das persönliche Interview mit dem Herrn Bezirkshauptmann, dem ich nun entgegenging.

Sobald wir in das Weichbild der Stadt gekommen waren, ging der Gendarm vorschrittmäßig mit streng amtlicher Miene hinter mir, und nachdem wir die Stadt passiert hatten, und ich mit meinem Schellenschmuck auf alle Vorübergehenden einen mehr oder weniger gemischten Eindruck hervorgebracht hatte, kamen wir in das Gebäude der Bezirkshauptmannschaft. Es war ein gewöhnliches, ebenerdiges, kleinstädtisches Wohnhaus mit einem geräumigen Hof, Stallungen, Scheuern und einem kranichversehenen Brunnen im Hintergrunde. Hühner und Enten tummelten sich im Hofe, und ein aufgeblasener, ewig zorniger und ewig kollender Truthahn schien über alles zu dominieren und gleichsam ein Symbolum dieser ganzen Amtsstelle zu verkörpern. Im Vorhofe standen einige Dutzend Bauern in schäbigen Kleidern mit entblößten Häuptern. Ein Gendarm, welcher offenbar aus einer ähnlichen Mission wie der meinige zurückgekehrt war, lehnte auf der hölzernen Galerie und hatte seine «Frau», das heißt sein Gewehr, gemütlich neben sich gestellt. Bei unserer Ankunft begrüßten die beiden Gendarmen einander und murmelten einige mir unverständliche Worte. Die Bauern machten Spalier, und wir kamen in ein enges, ziemlich dunkles und schmutziges, derzeit ganz menschenleeres Vorzimmer. Der Gendarm nahm mir hier die Handschellen ab und küsste verstohlen meine beiden Hände an den Stellen, wo von dem Drucke des Eisens blaue Ringe aufgelaufen waren. Ich glaube sogar, dass er sich bei dieser Gelegenheit etwas von den Augen wischte, doch kann das auch eine Täuschung gewesen sein, denn schon im nächsten Augenblicke stand

er ganz stramm aufgerichtet und von mir abgewendet, brachte seine Montur in Ordnung, klopfte gemessen dreimal an die Tür des Bezirkssanktissimum und trat unaufgefordert hinein.

Ich blieb allein im Vorzimmer. Nachdem ich die üblichen zwei Stunden gewartet hatte, kam der Gendarm heraus und hieß mich eintreten. Er begleitete mich, hieß mich nahe bei der Schwelle stehenbleiben und stellte sich stumm und stramm in Positur neben mich. Der Herr Bezirkshauptmann saß bei seinem Amtstische am entgegengesetzten Ende des ziemlich geräumigen Zimmers und schrieb etwas. Er schien in eine sehr pressante Arbeit so vertieft zu sein, dass es einige Minuten dauerte, ehe er sich davon losreißen konnte und uns sein Antlitz zuwendete. Noch immer den Rücken zu uns gewendet und ohne sich vom Platze zu erheben, rief oder brummte er:

«Kommen Sie näher!»

Ich und der Gendarm traten etliche Schritte näher.

«Wie heißen Sie?», fragte der Herr Bezirkshauptmann, der sich unterdessen vom Sessel erhoben hatte und mich mit seinen Adleraugen von unten bis oben maß.

Ich antwortete auf seine Frage.

«Sie können gehen, Bordulak», sprach er, sich an den Gendarmen wendend, «aber warten sie noch draußen.»

Der Gendarm salutierte stramm, machte ein stramm militärisches «Kehrt euch» und ging.

Der Herr Bezirkshauptmann kam mir einige Schritte entgegen. Sein Angesicht war ganz ruhig, nur die fest zusammengesprengten Lippen drückten die stramme Entschlossenheit aus.

«Sie, Herr», sprach er zu mir mit einer Stimme, mit der man einem taubstummen Gaul hätte ins Gewissen reden können, «wie unterstehen Sie sich, in meinen Bezirk zu kommen und die Bauern aufzuwiegeln?»

Ich antwortete in aller Demut, dass ich niemanden aufgewiegelt, höchstens einige Wiegenlieder von Bauernfrauen aufgeschrieben habe.

«Herr, spaßen Sie nicht! Die Sache ist ernst. Ich habe eine ausführliche Relation über alles, was Sie getan und gesprochen haben.»

«Möchte mich sehr freuen, wenn die Relation wirklich so beschaffen wäre», sprach ich, «dann würden auch Herr Bezirkshauptmann wohl wissen, dass ich nichts Gesetzwidriges getan habe.»

«Was also haben Sie getan?»

«Ich denke, es wird besser sein», wagte ich ganz bescheiden einzuwenden, «wenn der Herr Hauptmann mich nur über jene Gesetzwidrigkeiten und Aufwiegelungen ausfragen, welche in Ihrer Relation stehen. Das übrige kann Ihnen ja ganz gleichgültig sein.»

«Nein, Herr! Nichts ist mir gleichgültig!», antwortete noch immer barsch der Herr Bezirkshauptmann, der wohl wusste, dass in seiner Relation nichts dergleichen stand.

Statt einer Antwort legte ich ihm mein Notizbuch vor, wo ich Volkslieder und bibliographische Exzerpte aus alten kirchenslawischen Drucken, welche ich in der Kirche jenes Dorfes gefunden hatte, aufzeichnete – natürlich mit ruthenischen und kirchenslawischen Lettern. Der Herr Bezirkshauptmann ergriff das Buch und begann darin zu blättern, doch sein Antlitz zeigte wieder die schwellende Zornesader.

«Was wollen Sie damit?»

«Ich meinte, da dem Herrn Bezirkshauptmann nichts gleichgültig ist...»

«Ja, aber was ist denn das?»

«Aufzeichnungen und Exzerpte, welche ich in Ihrem Bezirke gemacht habe. Es wird doch gewiss in Ihrer Relation etwas davon stehen.»

Der Herr Bezirkshauptmann blätterte noch einmal in dem Buche und wendete sich wieder enttäuscht davon ab.

«Ich kann diese mongolische Schrift nicht lesen. Erzählen Sie mir mündlich, wo und mit wem Sie gewesen sind, was Sie getan und gesprochen haben.»

«Tut mir leid, habe alles vergessen. Herr Bezirkshauptmann wissen es ja auch so besser.»

«Woher zum Teufel soll ich das wissen?», schrie der Herr Bezirkshauptmann.

«Aus Ihrer ausführlichen Relation. Übrigens haben Herr Bezirkshauptmann mich ja verhaften und fesseln lassen.»

«Was? Fesseln!» unterbrach mich der Bezirkshauptmann. «Ich hätte Sie fesseln lassen? Wie unterstehen Sie sich –»

«Das werden wir schon später ausmachen. Ich dachte nur, da der Herr Bezirkshauptmann dem Gendarm eine solche gemessene Order gegeben haben, so müssen Sie doch am besten wissen, was ich verbrochen habe. Ich wünsche nun über diese meine Verbrechen verhört oder gleich dem Gerichte überliefert zu werden.»

Der Herr Bezirkshauptmann wurde sehr aufgebracht und begann in sichtlicher Erregung im Zimmer hin und her zu laufen und Worte und Phrasen hervorzustoßen, zusammenhanglos, verworren, man wusste nicht recht, ob es ein Monolog oder eine für mich bestimmte, aber in sehr allgemeinen Ausdrücken gehaltene Moralpredigt war.

«Na! Sieh mal einer! Da haben wir ihn! Der superkluge Herr! Verhört will er werden und hat alles vergessen. Ins Gericht will er! Na ja, das Gericht entläuft uns nicht. Über Verbrechen! O ja, ich soll so dumm sein und es gleich bis zu Verbrechen kommen lassen. Das möchte Ihnen sehr erwünscht sein. Da möchte ich aber schön fahren! O nein, meine Herren! Ihr seid auf falscher Fährte. Ich werde nach Eurer Pfeife nicht tanzen. Ich begreife meine Stellung ganz anders, als Ihr es Euch träumen lasst. Ganz anders! Ich fühle mich verantwortlich, ver – ant – wort – lich, begreift Ihr das? Verantwortlich, für Ruhe und Ordnung in meinem Bezirke. Und da kommt so ein hergelaufener Naseweis und untersteht sich, ohne meine Erlaubnis und ohne Kontrolle in den Dörfern umher zu schnüffeln, nächtliche Zusammenkünfte mit den Bauern zu halten!»

Und plötzlich hielt er stille, trat dicht an mich heran und fragte rasch und streng:

«Worüber haben Sie vorige Nacht mit den Bauern im Pfarrhofe gesprochen?»

«Weiß nicht, Herr Bezirkshauptmann. Fragen Sie die Bauern!»

«Ja, wenn die Bestien etwas sagen wollten! Übrigens – natürlich – ich werde schon Mittel finden, alles zu erfahren.»

«Der Pfarrer ist auch dabei gewesen, fragen Sie den Pfarrer.»

«Ah, der ist mir auch ein Rechter!», schrie ärgerlich der Herr Bezirkshauptmann. «Ein Aufwiegler, ein Störenfried, ein unruhiger Kopf, ein ... ein ... ein Schismatiker von der schlimmsten Sorte.»

Und er begann wieder im Zimmer umherzulaufen, mit den Händen herumzufuchteln und die Baumwolle seines Monologes wiederzukauen. Plötzlich hielt er wieder still und näherte sich mir – diesmal mit der Miene eines tiefbekümmerten tragischen Vaters.

«Aber ich bitte Sie, Herr Doktor! Sie sind doch ein verständiger Mensch, wie können Sie so unvorsichtig sein, so ... so ... so undelikat, ja, c'est le mot, undelikat! Sie kennen ja meine verantwortungsvolle Stellung und fahren gerade hierher, um mir Ungelegenheiten zu machen. Gerade mir! Und warum? Wozu?»

Ich riss die Augen auf und antwortete, dass ich an seine Stellung und an seine Verantwortung nicht im Mindesten gedacht habe und nur dahin gereist bin, wo es für mich notwendig war.

«Notwendig!», fuhr er halb zornig und halb traurig auf. «Das können Sie einem anderen sagen. Mich werden Sie doch nicht glauben machen, dass Sie wegen dieser Kritzeleien», und er hob verächtlich mein Notizbuch vom Tische auf, um es noch zweimal verächtlicher auf denselben hinzuwerfen – «wegen der dummen Volkslieder und alten Kirchenbücher einen so weiten und beschwerlichen Weg gemacht haben. Natürlich, Sie wollen mir die Wahrheit nicht gutwillig bekennen, machen mir ein X für ein U vor und lachen mich im Geiste aus, weil Sie doch wissen, dass die Kuckuckseier, die Sie mir ins Nest gelegt haben, doch ausgebrütet werden. O ja, das ist so schön, so edel von Ihnen!»

Seine Stimme war vom Stentorton bis zum weinerlichen Geplauder gesunken. Rührung begann sichtlich seine Seele zu übermannen. Eine plötzliche Erleuchtung schien in seinem Hirn aufzuflackern. Er streckte mir seine biedere Rechte entgegen und rief fast erfreut:

«Wir sind ja alte Bekannte, Doktor! Schulkameraden, ach! Na, setz dich doch, altes Haus! Vielleicht eine Zigarre beliebig? Ach ja, versuchst nicht – weiß schon, weiß schon! Aus Prinzip! Ha, ha, ha! Ist dein erstes Prinzip gewesen. Dann sind andere gekommen, dass sich Gott erbarm’!»

Er saß mir gegenüber an seinem Amtstische und wackelte mitleidig mit dem Kopfe.

«Ach Iwan, Iwan, was ist aus dir geworden! Mit deinem Talent, mit deinem Fleiße, mit deinen Kenntnissen, was hätte aus dir werden können, wenn nicht diese verfluchten Prinzipien wären! Aber ja, du warst immer ein Querkopf, immer anders als die übrigen, und so musste es auch kommen, wie es gekommen ist. Ich hoffe noch – und glaube mir, es waren noch ganz, ganz andere, welche das gehofft haben –, dass du dich doch bessern, beruhigen wirst, dass du in gehörige Bahnen einlenkst. Aber – sage mir selbst – wie soll man da nicht die Hoffnung verlieren, wenn man deinem Treiben zusehen muss!» Er schwieg. Einige Augenblicke herrschte eine so tiefe Stille im Zimmer und im ganzen Gebäude, dass man ganz gut hören konnte, wie der Truthahn draußen im Hof grimmig kollerte.

Plötzlich fuhr der Herr Bezirkshauptmann jäh empor und machte eine besorgte Miene.

«Aber, mein Lieber, du wirst ja hungrig sein. Ich möchte dich zu meiner Mahlzeit einladen, aber...»

Ich dankte ihm und fügte hinzu, ich werde lieber in der Stadt speisen, da es ja höchst wahrscheinlich sei, dass ich auf freien Fuß gesetzt werde, weil der Herr Bezirkshauptmann es doch am besten wisse, dass ich ganz unschuldig bin.

«O mein Lieber!», sprach der Herr Bezirkshauptmann mit einem herzlichen Lachen, «da irrst du dich gewaltig. Unschuldig!

Du unschuldig? Du bist ja schon dadurch schuldig, dass du überhaupt existierst. Und dazu noch hier, in meinem Bezirk. Weißt du, ich kann dir das nicht verzeihen. Es war wirklich nicht schön von dir, mir, deinem alten Schulkameraden, das anzutun. Und warum? Einzig und allein aus raffinierter Bosheit, um mir in der Statthalterei Unannehmlichkeiten zu bereiten, um meine Stellung zu untergraben, Na, bekenne nur offen, ist das nicht wahr?»

Und er klopfte mich auf die Schulter und drückt mich wie verliebt an seine Brust.

«Also bin ich verhaftet?», fragte ich.

«Verhaftet!», rief er wie entsetzt aus, «was dir nicht einfällt! Ich dich verhaften! Meinen alten Schulkameraden verhaften, der mir so oft die Hausaufgaben gemacht hat! Der mir bei der Maturitätsprüfung geholfen hat! Nein, keinen Augenblick warst du verhaftet und bist es auch nicht.»

«Also kann ich weggehen?»

«Weggehen? Wohin?»

«In die Stadt. Ich hätte hier noch manches auszurichten.»

«Ach was! In so einem elenden Nest hättest du etwas auszurichten! Nein, nein, ich lasse dich nicht los. Ich bin so froh, einmal mit einem verständigen Menschen und dazu noch altem Kameraden plaudern zu können. Und dann – denkst du ja gewiss noch heute nach Lemberg zu reisen, nicht wahr?»

Ich sagte, es wäre bei mir noch nicht ganz so gewiss, ich hätte darüber noch nicht gedacht.

«Ja, ja, du reisest nach Lemberg», sagte er mit einer eigentümlichen, halb bittenden, halb divinatorschen Betonung. «Und weißt du was? Wir haben ja von hier volle sechs Meilen zu der nächsten Bahnstation. Ein schönes Nest, nicht wahr? Also, was ich dir sagen wollte – ja! Ich gebe dir meine eigene Equipage, sie wird dich in drei Stunden zur Station bringen. Hast also noch eine ganze Stunde Zeit und bleibst bei mir. Ausgemacht, ausgemacht. Du darfst nicht widersprechen!»

Ein dreimaliges Klopfen erscholl an der Tür.

«Was ist das?», murmelte der Bezirkshauptmann und blickte auf die Uhr. «Aha, es ist gewiss der Gemeindevorsteher aus K.!»

Und sich zu mir wendend, sprach er mit nicht geringem Stolz:

«Sieh nur zu, mein Lieber, du sollst jetzt in einige Arkana meiner inneren Politik eingeweiht werden. Ich hoffe, dass du das im Vertrauen behältst – übrigens, wie es dir gefällt, denn ich weiß, was ich tue. Also fürs erste sollst du einen Beweis haben, welche Pünktlichkeit im Dienste bei mir herrscht. Du hast ja gehört, dass eben an der Tür geklopft wurde. Sieh nur, es ist gerade zwölf Uhr, und für diese Stunde habe ich vor einer Woche den Gemeindevorsteher aus K. zu mir bestellt, damit er mir Rapport gebe, wie die gestrigen Gemeindevahlen in seiner Gemeinde ausgefallen sind. Lass sehen, ob er es ist.»

Das Klopfen erscholl zum zweiten Mal, und auf den Ruf des Herrn Bezirkshauptmannes erschien richtig der betreffende Gemeindevorsteher und blieb nahe bei der Schwelle stehen, nachdem er einen tiefen Bückling gemacht hatte.

«Nun?» herrschte ihn der Herr Bezirkshauptmann an. Der Bauer schwieg und machte einen zweiten, noch tieferen Bückling. Der Herr Bezirkshauptmann erhob sich von seinem Sitz und näherte sich dem Bauer.

«Nun, wie ist es ausgefallen?» donnerte der Herr Bezirkshauptmann.

«Die Partei vom Leseverein hat gesiegt.»

In diesem Augenblicke blitzte es zweimal im Zimmer. Es war der Brillant am Ringe des Herrn Bezirkshauptmannes, welcher im Sonnenlicht blitzte bei der zweimaligen heftigen Bewegung seiner Rechten. Und gleichzeitig erfolgte eine zweimalige starke Detonation. Es waren zwei schallende Ohrfeigen, welche der Herr Bezirkshauptmann auf die beiden Gesichtshälften des Gemeindevorstehers herabfallen ließ.

«Du Schuft! Da hast du! Und gleich marsch und mache einen Protest gegen diese Wahl!»

«Ist schon gemacht, Herr Bezirkshauptmann», sagte der Bauer, welcher die Ohrfeigen als etwas ganz Ordnungsmäßiges und von der Amtswürde Unzertrennliches hingenommen hatte.

«Schon gemacht? Wo ist er?»

Der Bauer wickelte aus einem großen Tuche, welches er aus seiner Dachsledertasche hervorgenommen hatte, erst ein großes Paket, aus demselben ein kleines Buch heraus und holte aus demselben einen beschriebenen Bogen Papier hervor, den er dem Herrn Bezirkshauptmann mit einem tiefen Bückling einhändigte.

Der gestrenge Herr überflog das Papier mit seinem Adlerblicke, legte es regelrecht zusammen und sagte:

«Es ist gut. Du kannst gehen.»

Und der Bauer ging, einen horizontalen Halbkreis mit seinem Oberkörper beschreibend, zur Tür hinaus.

«Siehst du, mein Lieber, das ist meine Bauernschule», sagte der Herr Bezirkshauptmann zu mir mit einer wahren Triumphmiene. «So muss mit diesem Volk verfahren werden. Ich weiß, du wirst mir gleich mit deinen Prinzipien dreinreden, aber ich sage dir, es ist alles Unsinn. Das Leben ist ein praktischer Lehrmeister, und die Stellung eines Bezirkshauptmannes ist nicht weniger schwierig, nicht weniger verantwortungsvoll als die eines Kommandanten im Kriege. Ruhe und Ordnung muss um jeden Preis erhalten werden!»

«Ich dachte, dass auch Gesetze dabei beachtet werden müssen», wendete ich ein.

«Ach was, Gesetze!», fuhr es dem Herrn Bezirkshauptmann aus dem Munde, dann machte er aber eine Miene wie einer, der Pfefferkörner zerbeißt und sprach:

«Na ja, natürlich! Gesetze! Aber es ist ja dasselbe, was ich gesagt habe. Ruhe und Ordnung – Gesetze und Propheten stecken ja drin. Denn was ist Ruhe und Ordnung? Dass mir die Gendarmen nichts Besonderes zu rapportieren haben, dass ich sie nicht bei Nacht und Nebel aufs Spionieren hinausschicken muss, dass man mir niemanden in Handschellen herbeiführt, dass ich

keine Protokolle schreiben, keine Arreststrafen verhängen, keine Ohrfeigen austeilen muss. Denkst du, dass mir alles das eine besondere Freude macht? Du kannst das ja an dir selbst sehen. Ich liebe dich ja und habe eine große Hochachtung für dich! Warum brauchtest du aber gerade in meinen Bezirk zu kommen und hast gar nicht daran gedacht, dass ich das nicht zulassen kann! Gesetz hin und Gesetz her, aber ich kann nicht, das musst du dir ein für allemal gesagt sein lassen.»

Es lag so viel wahre Menschenliebe und kindliche Harmlosigkeit in diesen Worten, dass ich ihm nicht ernstlich böse sein konnte. Wer weiß, wäre ich er und an seiner Stelle, ob ich nicht auch so gehandelt und gedacht hätte wie er!

«Es scheint mir aber doch», sagte ich, «dass Ruhe und Ordnung nicht ganz dasselbe sind wie Gesetzmäßigkeit. Nehmen wir gleich den nächstvergangenen Fall. Im Dorfe K. regiert dieser Gemeindevorsteher mit einer kleinen Clique reicherer Bauern ganz absolut. Sie verpachten Gemeindegründe, verwüsten den Gemeindegeld, bestehlen die Gemeindekasse, verwenden Gemeindegelder für ihre privaten Spekulationen und legen den übrigen Gemeindemitgliedern solche Steuerzuschläge auf, wie es ihnen gefällt. Ist das Ruhe und Ordnung?»

«Verzeihe, mein Lieber, ich kann es nicht zulassen, dass du über eine unbescholtene Autonomiebehörde so sprichst! Alles, was du soeben gesagt hast, ist nicht wahr, kann nicht wahr sein. Der Bezirkslustrator hat alle diese sinnlosen Beschwerden untersucht und ihre Unwahrheit protokollarisch konstatiert. Das ist Ordnung und dabei muss ich Ruhe haben.»

«Auch wenn der Lustrator diese amtliche Reinwaschung gegen ein schönes Handgeld vollzogen hat?», fragte ich.

«Wieder eine Insinuation, die du nicht beweisen kannst! Übrigens, was geht mich der Lustrator an! Er ist nicht mein Untergebener, und ich hafte nicht für seine Ehrlichkeit.»

«Ich beginne schon zu begreifen», sagte ich, «eines nur ist mir noch ein wenig unklar. Herr Bezirkshauptmann haben selbst

gesagt, dass gegen den Gemeindevorstand von K. Klagen vorgebracht worden waren und der Lustrator ins Dorf geschickt werden musste. Sein amtlicher Bericht hat die Sache ganz in Ordnung gebracht. Nun möchte ich wissen, ob Herr Bezirkshauptmann selbst persönlich von der Wahrheit dieses Berichtes überzeugt sind?»

«Ich? Persönlich?», fragte verwundert der Bezirkshauptmann. «Nun, persönlich – aber was geht dich eigentlich meine persönliche Meinung an?»

«Herr Bezirkshauptmann haben ja gewissermaßen Partei ergriffen in dem Streite, welcher in jenem Dorfe zwischen der Ausbeuterclique und einer Gruppe jüngerer, mehr gebildeter Bauern, der sogenannten “Lesevereinspartei”, geführt wird.»

«Ach, sprich mir nicht von diesen verdammten Burschen! Lauter Grobiane, Wilddiebe und verdrehte Köpfe. Radikale nennen sie sich. Na ja, deine Schule, mein Lieber! Ja, freilich, deine Schule! Aber ich sage dir, du darfst gar nicht stolz sein auf sie. Es sind ganz gemeine Menschen, welche nur deswegen Opposition spielen, weil sie vor Neid bersten, dass nicht sie, sondern die Alten im Dorfe regieren.»

«Ihre Seelen und ihre Beweggründe kenne ich nicht. Ich weiß nur, dass sie solche elementare Sachen fordern wie Abrechnung der Gemeindekasse, öffentliche Lizitationen der Gemeindegünde usw. Deswegen hat sich der größte Teil der Dorfbewohner ihnen angeschlossen, und diese Mehrheit hat auch bei den Wahlen gesiegt. Ich fürchte, wenn jetzt diese Wahl annulliert wird, dass es im Dorfe zu ernstest Unruhen kommen kann.»

«Ha, ha, ha!», lachte der Herr Bezirkshauptmann laut auf. «Unruhen, sagst du! Verzeih, aber ich muss lachen! Ha, ha, ha! Bei mir Unruhen! In meinem Bezirke – ernste Unruhen! Na, da kennst du die Bauern gar nicht. Hab keine Furcht, mein Lieber. Ich bin noch Herr genug über sie, dass sie nach meiner Pfeife tanzen müssen und nicht ich nach ihrer. Die Wahl wird kassiert, das ist so sicher wie Amen im Paternoster, und der bisherige Gemeindevorsteher muss wiedergewählt werden.»

«Welchen Zweck kann aber eine solche Politik haben?», fragte ich verwundert.

«Ich sage "Politik", weil mir die Bauern gleich im ersten Gespräch ein ganzes Dutzend Dörfer namhaft machten, wo, wie sie sagten, notorische Diebe, Schwindler, Gewalttäter als Gemeindevorsteher fungieren und von den Behörden sichtlich protegiert werden.»

«Es ist nicht wahr, mein Lieber. Einfach nicht wahr. Notorische Diebe! Welcher von ihnen wurde je des Diebstahles oder der Untreue überwiesen? Und wenn ich keine Beweise in der Hand habe, wie darf ich solche Männer beleidigen? Und übrigens – wie denkst du, mein Lieber –, würde sich einer von diesen deinen Radikalen eine solche Behandlung gefallen lassen, wie ich sie heute dem K.-er Gemeindevorsteher habe angedeihen lassen?»

«Gewiss nicht.»

«Aha! Da hast du's! Da siehst du! Du wirst also begreifen, dass ich im Interesse der Ruhe und Ordnung besorgt sein muss, solche Leute zu meinen Werkzeugen zu wählen und zu erhalten, welche mir am besten an die Hand gehen. Darum bin ich da und dafür bin ich verantwortlich.»

Das Gespräch drohte zuletzt noch ganz interessant zu werden, plötzlich aber blickte der Herr Bezirkshauptmann auf die Uhr und sprach:

«Ja, mein Lieber, aber es ist schon Zeit, dass du aufbrichst.»

Er läutete. Gendarm Bordulak erschien.

«Gehen Sie zum Fuhrmann in den Stall und sagen Sie ihm, er soll gleich anspannen. Er wird den Herrn da zur Bahn fahren. Und Sie fahren auch mit, begleiten den Herrn, aber außerdienstlich, verstehen Sie?»

«Jawohl, Herr Bezirkshauptmann.»

Und als der Gendarm weggegangen war, sprach der Bezirkshauptmann zu mir mit bittersüßer Miene:

«Natürlich, du wirst gewiss diese ganze Affäre in Zeitschriften breittreten und dich über Unrecht beklagen ...»

«Gewiss.»

«Na ja, ich wusste es! Kannst es tun, mein Lieber, kannst es tun. Mir wirst du damit nicht schaden.»

«Ist mir auch gleichgültig.»

«Na, und dir selbst! ... Wird dir damit etwas geholfen? Was geschehen ist, das kann dir ja niemand wegnehmen.»

«Vielleicht wird es für die Zukunft etwas helfen.»

«Für die Zukunft? Na, du kannst sicher sein, solange ich hier Herr und Kommandant bin im Bezirke, solange darfst weder du noch irgendeiner von deinesgleichen diesen Boden ungehindert betreten. Ich werde mich gegen euch wehren wie gegen eine Pest und werde schon Mittel finden ... Und verantworten werd' ich's auch, dessen kannst du sicher sein. Und was dich selbst angeht», hier wurde er ganz vertraulich und drückte mich an seine Brust, «ich möchte dir herzlich raten, mein Lieber, lass die ganze heutige Affäre in den Brunnen der Vergessenheit fallen. Wer weiß, es werden vielleicht Fälle kommen in deinem Leben, wo es dir helfen kann, wo es dir wohltun wird, wenn es dir angerechnet werden wird. Ich wiederhole dir, mir wirst du nicht schaden, wenn du aber schweigst, so wird es dir an sehr, sehr hoher Stelle zugut' geschrieben werden. Denn wisse», hier ging seine Rede in ein geheimnisvolles Flüstern über, «das, was dir heute widerfuhr, es ist nicht mein eigener Wille, sondern ... Na, genug, der Rest ist Amtsgeheimnis.»

Als ich in Begleitung des Gendarmen in den Hof hinabkam und den prächtigen gedeckten Wagen des Herrn Bezirkshauptmannes bestieg und derselbe sich langsam in Bewegung setzte, kollerte der aufgeblasene Truthahn in einem fort recht grimmig, scharfte den Boden mit den Flügeln und bildete sich offenbar ein, nicht nur den ganzen Hof, sondern auch die ganze Stadt und den ganzen Bezirk zu beherrschen und unter der Zuchtrute seines Grimms zu halten.

II

Es waren zwei Jahre verflossen seit dieser meiner Studienreise. Eine Landtagswahl hatte unterdessen das Land heimgesucht, und die Leute begannen sich schon von ihren verheerenden Wirkungen einigermaßen zu erholen, als ich eines Tages auf dem Mariacki-Platze in Lemberg dem Herrn Bezirkshauptmanne Zamiatalski begegnete. Es war ein schöner, aber kalter Wintertag und er ging, in einen Känguruhpelz gehüllt, etwas gebeugt, aber doch geschäftig trippelnd einher. Er erkannte mich auf den ersten Blick und streckte mir seine Hand entgegen.

«Na, wie geht's, Brausekopf? Gesund? Immer in Stimmung? Immer bei Appetit, wenigstens einen Ausbeuter täglich zu verspeisen? Ha, ha, ha! Freut mich sehr, dich wiederzusehen!»

Ich fragte ihn, was er in Lemberg mache und wie es ihm auf seinem verantwortungsvollen Posten gehe.

«Was!», schrie er und hielt stille, «du weißt also nicht, dass ich stabil in Lemberg wohne und dass jener Posten schon seit zwei Monaten von einem anderen verwaltet wird?»

Zu meiner Beschämung wusste ich nichts davon und fragte ihn um Aufklärung. «Ah, es ist eine lange Geschichte, obwohl es mich sehr wundert, dass du so rein gar nichts davon erfahren hast.»

Ich entschuldigte mich mit einem längeren Fernsein von Galizien.

«Na, weißt du, das ist eine interessante Geschichte und die sollst du erfahren. Du bist ja auch ein Stück von einem Dichter, und da kann dir meine Geschichte vielleicht zustattenkommen. Ein Beitrag zur Menschenkenntnis, mein Lieber, wie nur wir, politische Beamte, solche zu sammeln imstande sind. Und dazu noch ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Bosheit! Ein klassischer, das wirst du sehen. Aber was plaudern wir so auf der Gasse bei dieser grimmigen Kälte? Komm nur mit auf einen Augenblick! Der Wojciechowski¹

¹ Bekannter Kolonialwarenladen und Frühstückszimmer in Lemberg. (Anm. d. Verf.)

hat heute Kaldaunen – meine Passion! Weißt, ich habe dich damals hungrig von mir gelassen, also will ich mich heute revanchieren. Komm! Bei einem Glas Bier erzählt sich besser.»

Bald saßen wir in einem warmen, wenn auch engen, kahlen und ziemlich dunklen Separatzimmer und ließen uns das warme Frühstück und das Löwenbräu schmecken. Der Herr Bezirkshauptmann zeigte einen vortrefflichen Appetit, und erst nachdem er zwei Teller Kaldaunen zu sich genommen hatte, legte er mit seiner Erzählung los.

«Was ich dir sagen wollte, mein Lieber ... Ja, die Landtagswahlen. Gottes Fluch soll über sie kommen! Du kannst dir gar nicht denken, was das für eine Plackerei für unsereinen ist! Und welche Verantwortlichkeit! Mir graut's, wenn ich nur daran denke. Und nun die Intrigen, die Einflüsterungen von verschiedenen Seiten, die Verdächtigungen und Anklagen! Ein Pfuhl, sage ich dir. Und über alledem muss der Bezirkshauptmann schweben wie der Geist Gottes über den Wassern. Und wenn man ihm wenigstens von oben her seine Aufgabe leichter machte! Aber man begnügt sich damit, ihm außerordentliche Vollmachten zu geben, ihn sozusagen zum Herrn über Leben und Tod zu machen und denkt sich: Jetzt mag er sich aus der Affäre ziehen, wie er's versteht. Oder man führt ihn noch obendrein in Versuchung. Niederträchtig, sag' ich dir!»

Diese allgemeinen Expektionen wirkten nicht ermutigend auf mich. Ich fand sie ein wenig dunkel.

«Gleich, gleich wird es hell, mein Lieber», entgegnete er hastig. «Du wirst sehen, dass ich nichts Überflüssiges plausche. Da du aber von der ganzen Geschichte nichts zu wissen scheinst, so muss ich sie dir ab ovo erzählen.

Also, der Anfang der Geschichte war, dass wir zur bevorstehenden Landtagswahl drei Kandidaten hatten. Der Bezirk, wie du weißt, ist stockruthenisch und deshalb wurde von Seiten der Regierung in erster Linie auf einen polnischen Kandidaten reflektiert. Ein solcher Kandidat erstand uns in der Person eines

Ritters von Ciapcialapski, welcher auch bald nach Erlegung einer Summe von 3 000 Gulden die Bestätigung seiner Kandidatur beim polnischen Zentralwahlkomitee erlangte. Ein stockdummer Kerl, sag' ich dir! Von einer Ignoranz in politischen und allen übrigen Dingen, die nur von seiner Aufgeblasenheit übertroffen wurde. Aber trotzdem ein lieber Gesellschafter, besonders in Damengesellschaft, ein guter Tänzer und ein guter Tarockspieler. Seine Vermögensumstände waren, versteht sich, so ziemlich zerrüttet, das Landtagsmandat sollte ihm – ich weiß schon nicht mehr, auf welche Art – auf die Beine helfen.

Natürlich gab es im ruthenischen Lager zwei Kandidaten, welche in ihren Kandidatenreden mit aller Gewalt auf den polnischen Regierungskandidaten losschlugen, sich sehr volkstümlich, sehr fortschrittlich, sehr nationalruthenisch gebärdeten, obwohl sie vor ihrem Hervortreten als Kandidaten beide (nicht gleichzeitig!) bei mir waren und sich mir als ruhigste, loyalste und regierungsfreundlichste Männer vorstellten. Der eine war ein alter Landgeistlicher, ein Mann, welcher sich sein Leben lang um keine Politik kümmerte, nur seinen Messbüchern und dem vollen Dutzend seiner Kinder sein Leben gewidmet zu haben schien, außer einem Kalender jahraus jahrein kein Buch las und sich deswegen als ein treuer und unerschütterlicher Anhänger der altruthenischen Partei bekannte. Im Übrigen ein lieber, gastfreundlicher Herr, ein unverwüstlicher Plauderer, ein vortrefflicher Kartenspieler und passionierter Jäger. Dieser Mann schien mir wie geschaffen für einen ruthenischen Landtagsabgeordneten.

Nun bringt mir das Unglück noch einen dritten Kandidaten, gleichfalls einen Ruthenen. Seine bevorstehende Kandidatur wurde in Zeitungen angesagt. Ich kannte ihn schon. Ein großer ruthenischer Patriot, ein Gymnasialprofessor, ein Politiker von Fach, ein Schriftsteller und Journalist, mit einem Worte: eine Leuchte der ruthenischen Nation. Ein Jungruthene, versteht sich. Ein Demokrat, ein Oppositioneller, ein pfiFFiger Kopf. Na, denk' ich bei mir, als ich von seiner Kandidatur hörte, du wirst platzen,

ehe du in meinem Bezirke ein Mandat kriegst! Ich Ärmster, ich wusste nicht, dass ich selbst dem Platzen weit näher war als er.

Da erscheint eines Tages dieser Herr Kandidat aus Lemberg bei mir. Stellt sich mir vor. Wir plaudern über dies und jenes. Auch über Politik. Der Mann entwickelte ganz gesunde Ansichten. Auf einmal platzt er heraus: "Ich komme, mich Ihnen als Regierungskandidat vorzustellen. Bitte, lesen Sie dies." Und er übergab mir ein Schreiben von einer sehr, sehr hochgestellten, autoritativen Persönlichkeit. Ich las, obstupui, verbeugte mich und versprach meine Pflicht zu tun.

Ich fuhr mit dem neuen Kandidaten im Bezirke herum. Wir beriefen Wählerversammlungen ein, und er stellte sich seinen Wählern vor. Er sprach. Ich sage dir – schrecklich! Grauerregend! Wahre Brandreden von Elend und Not und Vergewaltigung und Druck! So etwas hatte ich noch in meinem Leben nicht gehört. Du hättest gewiss nicht aufrührerischer sprechen können. Und so etwas wagte dieser Unmensch in meinem Bezirke auszusprechen, mir sozusagen persönlich unter die Nase zu reiben. Und ich musste zuhören und durfte nicht mucksen! In jenem autoritären Schreiben wurde mir ausdrücklich und im Namen eines noch Höhergestellten – du verstehst mich wohl, wen ich meine! – befohlen, ja befohlen, dem Treiben des Herrn Kandidaten ein wachsames Auge zuzuwenden, demselben aber in keinem Falle Hindernisse in den Weg zu legen. Und dann sollte ich nach Lemberg kommen und hohen Orts einen getreulichen Bericht abstaten.

Ich fuhr nach Lemberg. Natürlich hatte ich in meinem Berichte meiner Indignation über diesen Kandidaten einen flammenden Ausdruck gegeben. Denke dir aber mein Entsetzen, als hohen Orts dabei nur gelächelt und wohlwollend mit dem Kopfe genickt und gesagt wurde: "Schön! Schön! Der Pfiffikus hat seine Rolle brav gespielt. Also, wohlverstanden, seine Kandidatur steht fest. Den Schlachtschitzen müssen Sie auf eine bessere Gelegenheit vertrösten und zum Rücktritte bewegen und den Popen..."

“Der wird beim ersten Wink auch zurücktreten”, wagte ich einzuschalten. Ich wurde dafür mit strengem Blicke von oben bis unten gemessen wie einer, welcher einen Irrtum im ABC gemacht hat.

“Plauschen Sie keine Dummheiten! Der Pope muss kandidieren und schmäählich fallen, damit die Schwäche seiner Partei kundgetan werde. Verstanden?”

Du kannst dir denken, mein Lieber, dass ich von dieser Audienz ganz zermalmt, ganz in Schweiß gebadet herauskam. Ich fühlte meinen Stern erbleichen.

Ich ging zu einem mir befreundeten hohen Beamten in der nächsten Kanzlei, um ihm mein Herz auszuschütten. Er fragte mich sehr teilnahmsvoll über die Details meiner Audienz, über die politische Situation in meinem Bezirke, über die Stimmung der Bevölkerung u. dgl. aus. Ich setzte ihm auseinander, wie gefährlich es sei, einen solchen Wolf wie diesen jungruthenischen Kandidaten in meine ruhige Hürde [Herde] hereinzulassen. Er stimmte mir bei und versprach mir, alles Mögliche zu tun, um diese Kandidatur zu hintertreiben. Ich atmete auf. Mein Freund war eine vielvermögende Persönlichkeit, gleichsam ein alter ego des Hochgestellten, und pflegte die delikaten Sachen auf sich zu nehmen, wenn es dem Hochgestellten nicht behagte, sie auf sein Kerbholz zu nehmen.

Ich reiste getrost auf meinen Posten. Der Wahltag nahte. Mit dem Schlachtschützen wurde ich bald fertig: Ich half ihm in der “Florianka”¹, eine Hypothekenanleihe auf seine Güter zu erlangen, und die wurden bei dieser Gelegenheit so taxiert, dass der Schlachtschütz sehr froh gewesen wäre, wenn er beim Verkauf so viel Geld hätte herauschlagen können, als er jetzt geliehen bekam.

Es blieben nun die beiden Ruthenen, und ich hatte mein liebes Kreuz mit ihnen. Bald kam der eine, bald der andere zu mir, um

¹ Die Krakauer wechselseitige Versicherungsgesellschaft. (Anm. d. Verf.)

den Gegenkandidaten anzuschwärzen und um die ausschließliche Protektion der hohen Regierung zu bitten. Das hättest du sehen sollen! Ich sage dir, es war ekelhaft. Der Pope brachte mir ein Zertifikat vom Metropolit, der Professor ein vertrauliches Schreiben von einem anderen Würdenträger. Der Pope sagte dem Professor nach, er sei ein Trunkenbold und ein Atheist, der Professor brauchte dem Popen nichts nachzusagen, denn ich kannte ihn selbst gut. Aus Lemberg aber kam nichts, keine neue Instuktion. Erst zwei Tage vor der Wahl kam ein lakonisches Telegramm: "Bis auf weiteres alles beim alten."

Ich hatte natürlich meine Anstalten schon von langer Hand getroffen und war ruhig. Noch ein Tag verging. Im Bezirke kochte es wie in einem Kessel. Versammlungen wurden abgehalten, beide Kandidaten bewarfen sich und ihre Parteien mit Kot, die Zeitungen erwogen die Chancen des einen und des anderen, es regnete von Korrespondenzen, Invektiven, Interpellationen und Berichtigungen, die Aufregung wuchs ins Ungeheure.

Plötzlich, schon nach Kanzleischluss, also am Vorabende des Wahltages, kommt eine chiffrierte Depesche aus Lemberg. Ich ergreife sie mit zitternder Hand, öffne das Kuvert und lese:

"Bei der morgigen Wahl müssen beide ruthenische Kandidaten schmächtig fallen und Sie selbst müssen zum Abgeordneten gewählt werden."

Darunter stand die Unterschrift meines hochgestellten Freundes.

Kannst dir denken, wie mir zumute wurde. An der Echtheit des Befehls war nicht zu zweifeln – ich kannte den Stil derartiger Befehle nur zu wohl und in diesem speziell schien mir ein tiefer politischer Sinn zu liegen. Den Schwerpunkt des Befehls sah ich ganz anderswo. Es war ja schon Abend, morgen sollte die Wahl stattfinden, und zwar in drei ziemlich weit voneinander entfernten Marktflecken. Der Befehl kam spät, und doch wurde von mir ein glänzender Sieg gefordert. Man wollte offenbar eine Probe meiner politischen Findigkeit und meiner administrativen

Strammheit sehen. Ich fühlte es: Man stellte mich vor eine schwierige Aufgabe, um zu sehen, ob ich für noch schwierigere fähig sei. Meine Zukunft stand auf dem Spiele. Ich stand da wie ein feuriges Ross vor der Barriere. Der Mut blähte meine Nüstern.

Einen Entschluss fassen, einen Plan entwerfen und Mittel zu dessen Ausführung bestimmen: das alles war für mich das Werk weniger Augenblicke. Ich wollte zeigen, was ich vermag und wie weit sich meine Macht erstreckte. Noch in derselben Nacht sprengten berittene Boten nach allen Richtungen, der Telegraf summte, die Juden frohlockten, alles wurde in Bewegung gesetzt.

Am anderen Tage wurde ich in allen dreien Wahlorten mit erdrückender Majorität zum Landtagsabgeordneten gewählt.

Der Eindruck, den dieser Wahlausgang machte! Nein, wer es nicht erlebt, nicht gesehen hat, dem ist er nicht zu schildern. Denke dir, im ersten Augenblicke völlige Erstarrung, dann homerisches Gelächter, dann vereinzelte Wutausbrüche und Verzweiflungsrufe und dann...» Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, erfrischte seine Gurgel mit einer frischen Halbe und fuhr dann ruhiger fort:

«Was die Kandidaten dazu sagten! Na, der Pope zuckte nur mit den Achseln und verkroch sich, ohne ein Wort zu sagen. Der Professor aber fiel wie eine Bombe in meine Kanzlei hinein.

“Herr Bezirkshauptmann”, keuchte er mit kaum verhaltener Wut, “was soll denn das bedeuten?”

Ich zeigte ihm schweigend das Telegramm. Er wurde erdfahl im Gesichte, verneigte sich und ging, um unversäumt nach Lemberg zu fahren. Ich atmete auf. Ich war auf schlimmere Szenen mit diesem Menschen gefasst.

Wie ich nun gemütlich hinter meinem Tische sitze und eine ausführliche Relation über die Wahl verfasse, bringt man mir ein dringendes Telegramm aus Lemberg. Ich öffne es und erstarre. Dort stand zu lesen:

“Unglücksmensch, was haben Sie angerichtet?”

Und die Unterschrift von dem Hochgestellten selbst.

Ich begann schon das Unheil zu ahnen, doch ich fasste mich und schickte umgehend eine Depesche, wo ich das gestrige Telegramm wortwörtlich reproduzierte. Nach zwei Stunden empfangen ich noch zwei Depeschen aus Lemberg. Die eine von meinem hochgestellten Freunde, die lautete:

“Unglücklicher Freund! Ich hatte Ihnen gar nichts telegraphiert. Sie sind einer nichtswürdigen Mystifikation zum Opfer gefallen. Mit herzlichem Beileid der Ihrige.”

Die andere Depesche war von Ihm selbst und lautete kurz:

“In drei Tagen legen Sie das Mandat nieder, schreiben neue Wahlen aus und sorgen dafür, dass der Professor gewählt wird. Die Kosten Ihrer Wahl werden Ihnen vergütet werden.”

Was soll ich dir noch sagen? Nach drei Tagen war ich kein Landtagsabgeordneter mehr, und ehe der weitere Monat verstrichen war, wurde der Lemberger Professor mit erdrückender Stimmenmehrheit zum Landtagsabgeordneten gewählt. Gleichzeitig wurde ich von meinem Posten abberufen, um hier in Lemberg ein untergeordnetes Dasein zu fristen. Aber ich habe die Hoffnung noch nicht verloren. Durch meine Wahl, wenn sie auch nur auf einer Mystifikation beruhte, habe ich doch einen glänzenden Beweis meiner Strammheit abgelegt. Ich hoffe, dass sich für mich sehr bald ein passendes Arbeitsfeld finden wird.»

Der Mann hatte ganz richtig vorhergesehen. Bei den unlängst verflossenen Reichsratswahlen war er schon auf einem anderen wichtigen und verantwortungsvollen Posten und hatte sich neue Lorbeeren verdient. Doch das gehört schon nicht hierher.

Wir plauderten noch über sein tragisches Geschick, und ich konnte nicht umhin zu fragen, ob es denn je ans Licht gekommen sei, wer sich erlaubt hatte, auf solche unerhörte Weise zu mystifizieren.

«Ans Licht gekommen?», rief er fast entsetzt aus. «Wo denkst du hin, mein Lieber? Solche Sachen kommen bei uns nie ans Licht. Nichts kommt bei uns ans Licht. Und wozu auch? Wir wissen ja ohnehin, von wem es gemacht wurde. Du wirst mich schon

Wer das Böse nicht bekämpft, mag die Menschen nicht

verstehen, und wenn nicht, nun, desto besser. Der Rest ist Amtsgeheimnis.»

Wir schieden als Freunde, schieden diesmal, hoffe ich, für immer.

DIE GESCHICHTE EINER KONFISKATION

Ein galizisches Lebensbild

Seine Exzellenz war sehr pünktlich. Schlag neun Uhr war er schon im Amtsgebäude, nahm huldvollst die tiefen Bücklinge des Portiers entgegen, machte einen Rundgang durch die geräumigen Gänge des Gebäudes, trat hie und da ohne anzuklopfen in eine Kanzlei ein, um sich bei dem dort amtshandelnden Würdenträger über den Gang der Geschäfte zu informieren. Es handelte sich ihm hierbei nicht so sehr um die Informationen, als darum, nachzusehen, ob alle Beamte pünktlich in der Kanzlei seien. Seine Exzellenz vertrug keine Saumseligkeit, und es machte ihm einen riesigen Spaß, dem saumseligen Beamten seine Visitkarte auf den Bürotisch zu legen: Er wusste schon, der arme Teufel werde den ganzen Tag wie vergiftet herumgehen, weil die verhängnisvolle Visitkarte die Waage seiner Qualifikation wie ein Brennesschwert belasten wird.

Erst nach diesem Rundgange kam Seine Exzellenz in seine eigene Kanzlei. Er war höchst vergnügt, lächelte, indem er sich von dem Kanzleidiener bedienen ließ, und warf den ersten Blick auf den Tisch mit den neuen Zeitungen. Er las jeden Tag alle in Galizien erscheinenden Zeitungen, um sich über die im Lande herrschende Stimmung zu informieren; besonders eifrig las er die Lemberger Zeitungen, am eifrigsten natürlich die oppositionellen.

«Sind die Zeitungen schon da?», fragte er den Amtsdienner.

«Zu dienen, Euer Exzellenz!», war die Antwort.

Seine Exzellenz trat an den Zeitungstisch heran und musterte mit einem raschen Blick das gestern abends und heute früh Erschienene. Da lagen sie in schönster Ordnung und Eintracht nebeneinander: die amtliche «Lemberger Großmutter» mit ihrem ruthenischen Anhängsel, dem «Nationalen Schoßhündchen» – eine Schöpfung, auf welche Seine Exzellenz nicht wenig stolz war. Daneben lag die immer willige und dienstbeflissene «Buttermannsche Revue», der einst grimmige, jetzt aber altersschwache «Nationale Hader» und links die beiden Oppositionsblätter, der «Lemberger Fourageur» und der...

Ja, was war denn das? Der andere Oppositionsmann, der «Polnische Strohsack», ließ sich nicht blicken! Wo war er denn? Ist ihm etwas passiert?

«Wo ist denn der “Polnische Strohsack”?», fragte Seine Exzellenz den Amtsdienner.

«Man hat ihn noch nicht gebracht.»

«Was Teufel? Warum denn nicht?»

Seine Exzellenz war ungehalten. Auf die heutige Nummer des «Polnischen Strohsacks» war er besonders gespannt. Sie sollte ein kleines Meisterwerk der Journalistik sein, ein Triumph seiner Regierungspolitik. Vor zwei Tagen hatte er es ja mit dem Redakteur abgemacht. Der grimmige Oppositionsmann war zu ihm gekommen und hatte ganz verständige, ganz originelle Ideen über das Wesen der unabhängigen Journalistik, wie sie die polnische Nationalität in Galizien benötigte, entwickelt. «Exzellenz», hatte er gesagt, «ich bin Euer Gegner. Ich bin ein Demokrat, ein aufrichtiger Demokrat, wie es nur ein Pole sein kann, bin vielleicht der einzige konsequente polnische Demokrat in Galizien. Und darum komme ich zu Ihnen. Unser gemeinsamer Freund, der Herr mit dem großen Barte, hat mich darum gebeten. Ich habe ihm nämlich meine Idee über das Wesen der unabhängigen nationalen Journalistik entwickelt, und er hat gesagt: “Das müssen Sie

Seiner Exzellenz persönlich vortragen. Er wird sehr erfreut sein, Sie zu hören.” Da bin ich also. Und meine Idee? Sie ist einfach wie alles Große. Die polnische Journalistik in Galizien hat einen schweren Stand im Kampfe mit verschiedenartigsten feindlichen Elementen, und darum muss es ihre erste Sorge sein – unabhängig zu werden. Unabhängig! Das ist meine Losung. Unabhängig nicht nur nach oben, sondern auch nach unten. Unabhängig von der Tyrannei der fremden Machthaber, aber auch unabhängig von der weit schlimmeren Tyrannei der Massen, der Parteiungen, der Tageslosungen, der sogenannten politischen Prinzipien und Doktrinen. Der polnische Journalist muss imstande sein, den eingewurzelten Vorurteilen seiner Mitbürger, auch seiner Abonnenten, entgegenzutreten. Er muss kein Diener, sondern ein Lehrer seiner Nation sein. Er muss imstande sein, das Schiff der öffentlichen Meinung bald nach rechts und bald nach links zu lenken, wie es eben für nationale Interessen notwendig ist. Dazu gehört natürlich vor allem Mut – und den habe ich. Dann aber gehört dazu auch eine von der Journalistik unabhängige materielle Versorgung. Reptiliengelder kann ich nicht brauchen, aber es gibt doch auf administrativem und autonomem Gebiete so viele schöne Stellen, wo es wenig zu arbeiten und viel zu verdienen gibt! Eine solche Stelle habe ich mir auch erwählt. Der Herr mit dem großen Barte hat mir schon seine Protektion versprochen. Wenn aber Eure Exzellenz ihr gewichtiges Wort auch in die Waagschale werfen möchte... Übrigens versichere ich Eure Exzellenz, dass ich sowieso meine journalistische Taktik diesen eben jetzt von mir auseinandergesetzten Anschauungen konform umgestalten werde, und übermorgen soll in einem Leitartikel der erste Vorstoß in dieser Richtung gemacht werden. Mehr sage ich nicht, hoffe aber, Exzellenz werden zufrieden sein.»

Noch nie hat seine Exzellenz so herzlich gelacht wie nach dem Abgange dieses grimmigen Oppositionsmannes und einzigen polnischen Demokraten in Galizien. Es war auch kein Spaß! Seine Menschenkenntnis hatte sich dabei um ein Bedeutendes

erweitert, und welcher Mensch könnte bei einer solchen Erweiterung seine herzliche Freude unterdrücken?

Kein Wunder also, dass Seine Exzellenz auf die heutige Nummer des «Polnischen Strohsacks» sehr gespannt war. Kein Wunder, dass er sehr ungehalten war, als er die sehnlich erwartete Nummer auf seinem Tische nicht fand. Er lief stracks zum Telefon.

Kling, kling!

«Bitte mich mit der Polizeidirektion zu verbinden.»

Kling, kling!

«Ist der Herr Polizeidirektor beim Telefon?»

«Zu dienen, Exzellenz!»

«Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ konfisziert?»

«Ich weiß es nicht, Exzellenz! Werde gleich nachfragen.»

«Sie wissen nie etwas, Herr Hofrat, das ist das Charakteristische an Ihnen. Bitte, fragen Sie gleich, ich warte auf Antwort.»

*

Der Herr Polizeidirektor kam leichenblass vom Telefon, klingelte und ließ den in Presssachen amtshandelnden Polizeikommissär rufen.

«Ist die heutige Nummer des „Polnischen Strohsacks“ konfisziert?»

«Nein, Herr Hofrat.»

«Unglücksmensch! Wie lesen Sie die Zeitungen? Es muss etwas Schreckliches drinstehen. Seine Exzellenz ist sehr ungehalten. Fahren Sie gleich in die Redaktion und konfisizieren Sie das Blatt!»

«Vielleicht hat die Staatsanwaltschaft dort etwas gefunden», wendete der Polizeikommissär schüchtern ein, «ich konnte nichts finden.»

«Eilen Sie nur und konfisizieren Sie schnell, ich werde mich mit der Staatsanwaltschaft verständigen.»

Weg war der Polizeikommissär, der Herr Polizeidirektor aber lief zum Telefon.

Kling, kling.

«Sind Eure Exzellenz beim Telefon?»

«Ich bin's, Herr Hofrat. Was ist's also mit dem "Polnischen Strohsack"?»

«Er wurde eben in diesem Augenblicke konfisziert.»

«Ah, so! Danke, Herr Hofrat!»

«Ein Lumpenpack, diese Journalisten!», murmelte Seine Exzellenz höchst enttäuscht, indem er vom Telefon wegging. «Hier verspricht er mir ganz unzweideutig, er werde umsatteln, und ich lege schon mein Wort für ihn ein, und nun schreibt die Bestie konfiskationswürdige Artikel! Das ist doch infam! Ich muss darüber mit dem Herrn mit dem großen Barte ein ernstes Wort reden!»

Mittlerweile war der Herr Polizeidirektor noch immer beim Telefon.

Kling, kling!

«Bitte mich mit der Staatsanwaltschaft zu verbinden!»

Kling, kling!

«Ist der Herr Staatsanwalt beim Telefon?»

«Jawohl. Mit wem spreche ich?»

«Ich bin der Polizeidirektor.»

«Ach, guten Morgen, Herr Hofrat! Womit kann ich dienen?»

«Ist die heutige Nummer des "Polnischen Strohsacks" konfisziert?»

«Nein. Ich habe nichts drin gefunden.»

«Es muss doch etwas drin sein. Seine Exzellenz war sehr ungehalten. Ich schickte schon meinen Kommissär, um die Konfiskation zu bewerkstelligen. Bitte Sie also, die Nummer noch einmal zu lesen. Seine Exzellenz wünscht ausdrücklich, dass die Nummer konfisziert werde.»

«Ah, so! Ich werde suchen. Gehorsamer Diener!»

«Auf Wiedersehen!»

*

Der Herr Staatsanwalt wurde purpurrot beim Telefon, wie er es gewiss selbst damals nicht geworden war, als ihn bei seinem ersten Stelldichein mit einem Mädchen der Vater ertappt hatte.

Was Teufel! In der Nummer sollte etwas Illegales sein und ich hätte es nicht bemerkt? Seine Exzellenz war sehr ungehalten! Der Teufel noch einmal, das riecht nach einer schlechten Anmerkung im Qualifikationsbogen! Nehmen wir die verdammte Nummer noch einmal durch!

Und missmutig vertiefte er sich in nochmaliges, minutiös aufmerksames Lesen, so minutiös und aufmerksam, wie nur die Staatsanwälte in Österreich zu lesen verstehen.

«Gott soll mich strafen!», murmelte er, sich bei dieser Arbeit unterbrechend und eine Zigarre anzündend, wenn ich in diesem leeren Stroh auch ein einziges Korn der Illegalität finden kann! Im Gegenteil, mir scheint, dass die Redaktion ganz unzweideutig eine Schwenkung von dem demokratisch Phrasenhaften zum verdeckt Regierungsfreundlichen vollzieht. Wo soll hier irgendein Verbrechen stecken? Ist schon wahr, dürfte ich für einen Augenblick nur Mensch und kein Beamter sein, würde ich das Schundblatt nicht nur konfiszieren, sondern einfach unterdrücken. Ja, aber das geht nicht! Na, in Gottesnamen, versuchen wir es noch einmal mit dem Suchen.

Er war noch dabei und noch immer resultatlos, als die Tür sich öffnete, der in Presssachen amtshandelnde Polizeikommissär hereintrat und hinter ihm drei oder vier Polizeisoldaten, Lasten von frisch gedruckten und gleich von der Maschine weg konfiszierten Nummern des «Polnischen Strohsackes» herbeischleppend und in der Ecke des Zimmers deponierend.

«Die Nummer hatte sich verspätet und konnte erst jetzt in der Druckerei beschlagnahmt werden. Kein einziges Exemplar wurde verkauft», meldete der Polizeikommissär.

«Sehr wohl», sagte der Staatsanwalt, «aber Sie werden vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, warum eigentlich diese Nummer konfisziert wurde?»

«Ich dachte, der Herr Staatsanwalt werden es schon wissen.»

«Ich? Habe keine blasse Ahnung. Ich suche schon eine halbe Stunde und kann in der Nummer gar nichts Konfiskables finden.»

«Es muss doch etwas drin sein!», sagte bedenklich der Polizeikommissär. «Der Herr Hofrat hat mir streng befohlen, sie sogleich zu konfiszieren, und sah ganz blass und verstört aus.»

«Gott im Himmel!», schrie der Staatsanwalt in heller Verzweiflung. «Das ist ja einfach zum Überschnappen! Bin ich denn am Ende mit Blindheit geschlagen worden? Bitte, Herr Kommissär, setzen Sie sich und helfen Sie mir suchen. Vielleicht sind Sie glücklicher.»

Der Kommissär verneigte sich, setzte sich auf einen Sessel, nahm eine der konfiszierten Nummern in die Hand, und es entstand ein tiefes ernstes Schweigen im Zimmer. Beide Herren vertieften sich in die Lektüre des illegal sein sollenden «Polnischen Strohsackes».

*

In der Redaktion des «Polnischen Strohsackes» herrschte eine Stimmung wie in einem Hause, wo eben ein Toter zur Türe hinausgetragen wurde. Da stürzte der Chefredakteur herein.

«Tausend Teufel! Was ist denn das für eine Wirtschaft! Es ist schon beinahe zehn Uhr und keine einzige Nummer des «Strohsackes» ist noch in der Stadt zu erblicken. Ist die Druckerei abgebrannt? Sind alle Maschinen kaputt?»

«Nein, die Nummer ist konfisziert worden.»

«W-a-a-s?»

Der Chefredakteur starrte ins Leere, schnappte nach Luft und konnte kein Wort hervorbringen.

«Der Polizeikommissär war eben hier. Er hat die ganze Auflage geradeaus von der Druckerei zum Staatsanwalt geschleppt.»

«Aber das ist ja nicht möglich!», schrie der Redakteur aus der Tiefe seiner Verzweiflung.

«Und doch wahr.»

«Und was war der Grund der Konfiskation?»

«Der Kommissär wollte es nicht sagen. Der Herr Redakteur möge zum Staatsanwalt kommen, dort werde er es schon erfahren.»

«Mein Gott! Mein Gott! Die heutige Nummer konfisziert! Das hätte ich nie für möglich gehalten! Hat vielleicht einer von den Herren irgendein Kuckucksei in der letzten Minute hineingelegt?»

Keiner der Mitarbeiter war sich irgendeines Verbrechens bewusst.

«Na, ich werde es schon erfahren!»

Und er stürzte zur Staatsanwaltschaft.

*

Tarn! tarn! tarn!

«Herein!»

«Guten Tag, Herr Staatsanwalt!»

«Ah, guten Tag, Herr Redakteur! Womit kann ich dienen?»

«Bitte. Die heutige Nummer des «Polnischen Strohsackes» ist mir konfisziert worden. Könnte ich nicht erfahren, aus welchem Grunde?»

«Sehr gerne. Bitte, da sehen Sie.»

Und er zeigte ihm die Nummer, wo einige Stellen rot unterstrichen waren. Horreur! Es war sein eigener Leitartikel, von dem er sich so Großes bei Seiner Exzellenz versprochen hatte! Er konnte die unterstrichenen Stellen nicht lesen, denn es begann ihm vor den Augen zu flimmern und zu flackern.

«Aber ... aber ... Herr Staatsanwalt», stammelte er.

«Bitte, setzen Sie sich», sagte der humane Beamte und schob ihm einen Sessel zu, nahm dann die Nummer in die Hand und begann laut vorzulesen:

«“Österreich hat der polnischen Nation so viele Wunden geschlagen, hat Galizien so lange ausgebeutet, das polnische Nationalgefühl so lange unterdrückt und depraviert” – bitte Sie, ist das

nicht eine ausdrückliche Aufreizung zum Hass und zur Verachtung gegen Österreich?»

«Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, es ist ja nur die erste Hälfte des Satzes und in der anderen Hälfte steht doch wörtlich zu lesen: “dass es nur als ein Akt der geschichtlichen Gerechtigkeit zu betrachten ist, wenn wir jetzt, dank der ausdauernden und aufopferungsvollen Arbeit unserer Staatsmänner zu einer unserer Nation würdigen Stellung und zur entscheidenden Einflussnahme in Österreich kommen”. Ist das eine Aufreizung?»

«Ach, Herr! Ihre Sätze sind lang. Wer den Anfang liest, kommt vielleicht nicht dazu, auch das Ende zu lesen. Oder sehen Sie sich den andern Satz an:

“Die drakonische Verfolgung unserer Nation in Preußen, der schändliche Ausrottungskrieg, welcher dort gegen Polen nicht nur von hirnverbrannten Pseudophilosophen wie Hartmann gepredigt, sondern auch von der junkerlichen Regierung mit unerhörter Brutalität geführt wird” – bitte Sie, es ist ja eine Beleidigung einer mit unserer Monarchie im freundschaftlichen Bunde stehenden Regierung! Und Sie wollen, dass ich Ihnen das stehenlasse?»

«Bitte aber nur den Satz zu Ende zu lesen!», flehte der Redakteur. «Dort steht ja Folgendes: “... ist ein Grund mehr für uns, an Österreich mit allen unseren Fasern festzuhalten”.»

«Natürlich, natürlich! Diese Worte habe ich nicht konfisziert, aber sagen Sie doch selbst: Der Vordersatz hat trotzdem seine eigene Bedeutung und dieser Vordersatz ist doch strafwürdig. Oder nehmen wir noch ein drittes Exempel: “Unsere politischen und autonomen Behörden legen so viel Laxheit, Fahrlässigkeit und sogar strafbaren Leichtsinns an den Tag” – na, Herr Doktor, solche Injurien gegen die Beamtenschaft können doch nicht zugelassen werden.»

«Aber Herr Staatsanwalt!» schrie der zur Verzweiflung getriebene Redakteur auf, «warum lesen Sie immer nur die erste Hälfte des Satzes? Heißt es doch in der weiteren Hälfte des Satzes: “...dass es erst der Riesenkraft unseres größten Staatsmannes bedurfte,

um das Niveau unserer Administration so hoch emporzuheben, wie wir es jetzt hoch erstaunt, aber noch nicht dankbar genug sehen.“ Ist das eine Injurie? Ist das Schmähung? Ist das Verbrechen?»

«Ihre Ansicht ist Ihre Ansicht, ich bleibe bei der meinigen. Möge das Gericht entscheiden, wer von uns recht hat. Übrigens ist der Konfiskationsantrag nicht von mir, sondern von der Polizeidirektion ausgegangen. Wenden Sie sich an den Herrn Polizeidirektor. Wenn er binnen einer Stunde seinen Antrag zurücknimmt, so habe ich nichts dagegen. Dann aber muss ich die Sache dem Gerichte übergeben.»

*

Tarn! tarn! tarn!

«Herein!»

«Untertäniger Diener des Herrn Hofrates!»

«Ach, Herr Redakteur! Bitte, setzen Sie sich! Was haben Sie mir zu sagen?»

«Ich komme wegen dieser Konfiskation ...»

Herr Polizeidirektor zuckte mit den Achseln. «Was kann ich Ihnen da helfen?»

«Der Staatsanwalt hat gesagt, wenn der Herr Hofrat den Antrag zurückrufen wollten, so möchte er die Nummer freigeben.»

«Zurückrufen! Den Antrag! Aber ich habe ja gar keinen Antrag gestellt und folglich kann ich nichts zurückrufen.»

«Der Staatsanwalt sagte doch ...»

«Aber nein, nein! Sie irren sich, und er irrt sich auch.»

«Es ist ja zur Konfiskation gar kein Grund vorhanden, Herr Hofrat!»

«Ach was! Gar kein Grund! Sehen Sie nur da!» Und er zeigte dem verblüfften Redakteur eine rot angestrichene Notiz in der Lokalchronik:

«Herr Leo Zamiatalski hat sich gestern mit Fräulein Olga Pumpinska verlobt. Das Familienfest wurde im engsten Freundeskreise, aber nichtsdestoweniger herzlich und freudig begangen.»

«Das also war der Grund der Konfiskation!», rief der Redakteur höchst verwundert aus. «Verzeihen Sie, Herr Hofrat, aber das geht über mein Begreifen. Übrigens wurde mir diese Notiz persönlich von dem betreffenden Herrn gebracht.»

«Von dem betreffenden Herrn?», rief der Polizeidirektor. «Kennen Sie den betreffenden Herrn?»

«Ja, ich habe eben gestern seine Bekanntschaft gemacht. Ein sehr distinguirter junger Mann.»

«Hat er sich als Leo Zamiatalski legitimiert?»

«Legitimiert? Das nicht, aber vorgestellt.»

«Das hab' ich mir auch gedacht. Wissen Sie also, dass Sie einer nichtsnutzigen Mystifikation zum Opfer gefallen sind? Herr Leo Zamiatalski ist gar kein junger Mann, sondern der bekannte Bezirkshauptmann in X., ein älterer würdiger, längst verheirateter Mann, und Fräulein Olga Pumpinska ist die Kammerzofe bei der Frau Seiner Exzellenz. Und Sie müssen wissen – ich sage es Ihnen im Vertrauen –, dass der Antrag auf die Konfiskation Ihres heutigen Blattes von keinem Geringeren als von Seiner Exzellenz selbst ausgegangen ist. Sie können sich schon denken, wie ungehalten Seine Exzellenz beim Anblicke dieser nichtswürdigen Notiz war.»

Der Redakteur stand wie vom Donner gerührt da und konnte einige Minuten seiner Sinne nicht Herr werden.

*

Es war zwölf Uhr. Die fatale Nummer des «Polnischen Strohsackes» war endlich nach dreistündiger Verspätung und mit Weglassung der beiderorts inkriminierten Stellen erschienen. Erschöpft und tief bis ans Herz hinan ärgerlich trat der Redakteur dieses Blattes in das luxuriös ausgestattete Arbeitszimmer seines mächtigen Gönners, des Herrn mit dem großen Barte, ein.

«Ah, guten Tag, Doktor!», rief der Herr mit dem großen Barte freundlich und streckte ohne aufzustehen dem Kommenden seine Hand entgegen. «Aber um Gottes willen, wie sehen Sie denn aus? So bleich? So verstört? Ist Ihnen ein Unglück geschehen?»

«Nicht weit davon», sagte traurig der Redakteur, erzählte das Geschehene und legte seinem Gönner die rotgestreifte Nummer vor. Dieser überließ die angemarkten Stellen und schlug mit der Faust auf den Tisch.

«Aber ich sehe ja absolut keinen Grund zu einer Konfiskation drin!»

«Ich auch nicht. Der Leitartikel ...»

«Ist prachtvoll! Ganz in dem Geiste verfasst, wie Sie uns auseinandergesetzt haben.»

«Und die Notiz ...?»

«Ärgerlich, das ist wahr, aber doch eine reine Privatangelegenheit.»

«Das Traurigste an der Sache ist, dass Seine Exzellenz selbst den Auftrag zur Konfiskation gegeben hat.»

Der Herr mit dem großen Barte fuhr wie von einer Viper gestochen auf.

«Das ist unmöglich! Woher wissen Sie es?»

«Der Polizeidirektor hat mir das gesagt.»

«Zum Teufel! Es steckt etwas drin. So, wie die Sache vorliegt, klingt sie mir doch unwahrscheinlich. Ich will und ich muss ihr auf den Grund kommen. Adieu, mein Lieber. Sie brauchen sich nicht zu grämen. Lassen Sie mir diese kolorierte Nummer! Ich werde morgen oder übermorgen Seine Exzellenz sehen und mit ihm darüber sprechen. Und Sie selbst – bitte, lassen Sie sich durch die heutige Konfiskation nicht beirren, gehen Sie in der einmal eingeschlagenen Richtung immer weiter. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, es wird schon gut werden.»

*

Der Herr mit dem großen Barte war eine einflussreiche, viel vermögende, vielumworbene und vielbeschäftigte Persönlichkeit. Es verflossen volle drei Tage, ehe er Zeit fand, bei Seiner Exzellenz vorzusprechen. Nachdem die beiden Herren sich über dies und jenes ausgesprochen hatten, bemerkte der Herr mit dem großen Barte:

«Bitte, Exzellenz, wie ist es denn mit der Konfiskation der vorgestrigen Nummer des "Polnischen Strohsackes" gewesen?»

«Was weiß ich? Ich war so begierig auf diese Nummer, und man hat mir gesagt, sie sei konfisziert.»

«Wie? Haben Exzellenz keinen Auftrag gegeben, sie zu konfiszieren?»

«Ich? Wie komme ich dazu? Bin ich ein Staatsanwalt?»

«Ach, das ist prächtig!», lachte der Herr mit dem großen Barte. «Der Polizeidirektor hat ja dem Redakteur gesagt, Eure Exzellenz haben befohlen, die Nummer zu konfiszieren.»

«Ich habe sie gar nicht zu Gesicht bekommen!»

«Hier ist sie. Die konfiszierten Stellen sind durch Striche kenntlich gemacht, und ich muss sagen, dass mir diese Stellen gar nichts Konfiskationswürdiges zu enthalten scheinen.»

«Im Gegenteil», sagte Seine Exzellenz, nachdem er den Leitartikel gelesen hatte, «der Artikel ist ganz hübsch und hätte gewiss einen Eindruck gemacht.»

«Ich denke, das Gericht wird die Konfiskation nicht bestätigen.»

«Gewiss nicht, gewiss nicht! Übrigens wird es nicht schaden, wenn ich dem Gerichtspräsidenten eine kleine Aufklärung geben lasse.» Und Seine Exzellenz lief zum Telefon.

Kling, kling!

«Bitte mich mit der Polizeidirektion zu verbinden!»

Kling, kling!

«Ist der Herr Polizeidirektor beim Telefon?»

«Zu dienen, Exzellenz.»

«Sie dienen mir schlecht, Herr Hofrat. Wie können Sie sagen, ich habe Ihnen befohlen, den "Polnischen Strohsack" zu konfiszieren?»

«Hab' es so verstanden, Exzellenz.»

«Wenn Sie alles so verstehen, Herr Hofrat, so verdienen Sie unverzüglich ins Herrenhaus abgeschoben zu werden. Haben Sie auch dem Gerichtspräsidenten die Geschichte so dargestellt?»

«Natürlich, Exzellenz.»

«Bitte also, telefonieren Sie ihm gleich, die Sache sei unrichtig, ich hätte keinen derartigen Auftrag gegeben und die Konfiskation möge vom Gerichte nicht bestätigt werden. Es liegt mir sehr viel daran, dass der Artikel in ursprünglicher Gestalt sobald als möglich wieder veröffentlicht werde.»

Kling, kling!

«Sind Sie es, Herr Hofrat?»

«Zu dienen Exzellenz.»

«Nun, was gibt's?»

«Habe soeben telefonische Antwort vom Gerichtspräsidenten bekommen.»

«Was sagt er?»

«Die Konfiskation wurde vor einer halben Stunde vom Landesgerichte vollauf bestätigt.»

DER RÄUBER UND DER GEISTLICHE

Am 30. März d[ieses] J[ahres] ist in einem Dorfe unweit Tarnopol ein schlichter, alter ruthenischer Bauer, Anton Hrycuniak, gestorben. Obwohl des Lesens und Schreibens unkundig, war er doch eine im hohen Grade merkwürdige Persönlichkeit. Sein Name dürfte den Lesern der «Zeit», welche sich noch an die merkwürdige Erzählung von dem Verfassungsrecht des Schweines¹ erinnern, bekannt sein. Diese Erzählung, welche er in verschiedenen Volksversammlungen mit unnachahmlicher Meisterschaft vortrug und deren eigentlicher Verfasser er war, sichert ihm ein ehrenvolles Angedenken in der Reihe der Männer, welche trotz der denkbar ungünstigsten Verhältnisse mit den Waffen des Geistes den Kampf für die heiligsten Menschenrechte kämpfen helfen. Seine Erzählung, von mir aufgeschrieben und zuerst in der «Zeit» veröffentlicht, hat die Runde um die Welt gemacht; sie wurde, soviel ich weiß, nicht nur in Deutschland etliche Male deutsch nachgedruckt, sondern auch ins Ruthenische, Polnische, Tschechische, Litauische, Französische und Englische übersetzt und in vielen Zeitschriften Europas und Amerikas gedruckt – eine Auszeichnung, wie sie vielleicht noch nie dem Geistesprodukte eines schlichten, ganz und gar ungelehrten Bauers widerfahren ist. Aber

¹ «Die Zeit», Nr. 88. (Anm. d. Redaktion. d. «Zeit»)

Hrycuniak war nicht nur ein ausgezeichneter, durchaus origineller Volksredner, sondern eine auch im Privatleben originelle, energische Persönlichkeit. Mager wie ein Skelett, besaß er dennoch bis zum letzten Atemzuge eine ungebrochene Willenskraft und Kampfesfreudigkeit. Ein Feind des Klerikalismus, der Volksverdummung und der unersättlichen Habgier des Klerus, schwang er auch gegen diesen die unerbittliche Waffe seines Witzes. Einige von seinen Histörchen, mit denen er seine Reden auszuschnücken liebte, habe ich aufgezeichnet und will hier nur eine kleine Erzählung mitteilen, leider in einer Form, welche von der Lebhaftigkeit und Farbenpracht seiner Erzählungsweise fast keinen Begriff gibt:

«Es ging ein Mann von einem Dorf ins andere und trug bei sich sein ganzes Vermögen: ein kleines Kind und zwei Hühner. Da kam er in einen Wald, welchen er unterwegs passieren musste, und da kam ihm ein Räuber in den Weg und wollte ihn berauben.

“Aber guter Mann, ich habe ja nichts als nur dieses kleine Kind und diese zwei Hühner.”

“Her mit den Hühnern!” schrie der Räuber.

Da antwortete der arme Mann:

“Wie hättest du das Herz, sie mir abzunehmen? Siehst du denn nicht, dass diese Hühner für mein Kind die Stelle der Kuh vertreten! Legt das Huhn ein Ei, so ist das die ganze Nahrung für mein Kind.”

Der Räuber sah ein, dass der Mann richtig sprach und ließ ihn gehen, nahm ihm die Hühner nicht ab. Da kam der Mann ins Dorf und ging zum Geistlichen, damit er das Kind taufe. Der Geistliche taufte das Kind und forderte seinen Lohn.

“Hochwürden, ich bin ein armer Mann, ich habe nichts.”

“Da hast du ja zwei Hühner!” sagte der Geistliche. “Her damit!”

“Aber Hochwürden, diese Hühner sind ja die einzigen Ernährerinnen meines Kindes”, sagte der Mann und wiederholte dem Geistlichen alles das, womit er des Räubers Herz gerührt hatte.

“Ach, du dummer Mensch,” sagte der Geistliche, “weißt du denn nicht, wenn du dem Kinde ein hartgesottenes Ei zu essen

gibst, dass das arme Ding davon eine Indigestion kriegen, erkranken und sterben kann?!”

Und der Geistliche zeigte sich weiser und barmherziger als der Räuber und nahm dem armen Manne die beiden Hühner ab, damit sein Kind nur ja nicht an einem hartgesottenen Ei erkrankte und zugrunde gehe. Das Kind aber ging bald darauf an Hunger zugrunde.»

Ruthenischer Zola

Frankos deutschsprachige
publizistische Werke

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Chlumetzky, Dr. Karl Glossy.

Donnerstag, den 21. October 1903

Band XI

April — Juni 1907

1907

Verlagsbuchhandlung Friedr. Irgang, Brünn, Wien, Leipzig

Bezahnung Wien, 1, Braunerstraße 4/6



SYMPTOMATISCHES AUS RUSSLAND

Die Vorgänge des laufenden Jahres haben interessante Symptome in Russland gezeitigt, und wenn wir auch nicht geneigt sind, sich [uns] mit verschiedenen Sanguinikern rosigen Hoffnungen über einen «neuen Kurs» hinzugeben, so verdienen diese Symptome dennoch unsere volle Aufmerksamkeit. Russland ist ja seit dem J[ahr] 1849 der festeste Hort der allgemein-europäischen Reaktion: Je größer der Druck im Norden, desto höher gehen die Wogen der Reaktion im Süden und Westen, besonders aber in Österreich, welches durch seine nationalen, ökonomischen und politischen Verhältnisse vielfach darauf hingewiesen ist, ein recht starker Resonanzboden für innerrussische Verhältnisse zu sein. Besonders die nationalen Verhältnisse Österreichs würden im Fall einer Neugestaltung Russlands eine tiefgreifende Veränderung und Verschiebung der Interessensphären erfahren. Darum müssen auch für uns Österreicher die inneren Verhältnisse Russlands doppelt interessant sein.

Die periodischen und immer weitere Gebiete umfassenden Hungersnöte im Inneren Russlands, die immer wachsende Verschuldung und Ruin des Bauernstandes, die Geldkrise, die Streiks der Fabrikarbeiter, die Unruhen und Demonstrationen in den Städten so wie die Bauernrevolten in den südlichen Gouvernements haben den Finanzminister Witte auf den Gedanken

gebracht, sich wieder einmal an die Repräsentanten der Gesellschaft zu wenden und sie womöglich auch für einen gemeinsamen Kampf gegen die «Kramola» (Landesverrat – so wird seit den Zeiten Ivan des Grausamen jegliche oppositionelle oder revolutionäre Betätigung im Lande genannt) zu gewinnen, in welchem die Regierung ihre Erfolglosigkeit mehr und mehr einzusehen beginnt. Im Sommer wurden mit Erlass des Finanzministers alle Bezirksvertretungen (*ujezdnyja ziemstva*) aufgefordert, Komitees zur Erforschung der agrar-ökonomischen Schäden und Notwendigkeiten zu bilden. Mit der Bildung dieser Komitees wurden die Präsidenten jener Vertretungen, die Adelsmarschälle der Bezirke, betraut. Alle irgendwie hervorragenden Mitglieder der Bezirks-Zemstvos und auch außerhalb derselben stehende Personen dürfen dem Komitee angehören. Die Beschlüsse dieser Komitees sollen einerseits dem Finanzministerium vorgelegt, andererseits von den später zu schaffenden Komitees der Gouvernements-Zemstvos gesammelt, durchberaten und von einem höheren Standpunkte verarbeitet werden.

Die Beratungen dieser Bezirkskomitees bilden gegenwärtig die wichtigste Angelegenheit im inneren Leben Russlands. Da es aber der russischen Presse verboten wurde, irgendetwas darüber zu verlauten, so wird die ganze Angelegenheit im Auslande, soviel ich weiß, fast gänzlich ignoriert. Es muss auch daran erinnert werden, dass Kongresspolen und die sogenannten südwestlichen Gouvernements (das ganze Land diesseits des Dniepr) keine Zemstvos besitzen, folglich hier auch keine solchen Komitees existieren.

Es versteht sich von selbst, dass eine solche Maßregel wie die Schaffung dieser Komitees mit einer nicht näher definierten Organisationsweise und Diskussionsweite zahlreiche Zweifel und Kompetenzstreitigkeiten erweckte. Wer muss und wer darf dem Komitee angehören? Dürfen z. B. Bauern demselben zugezogen werden? Und dann: Worüber darf in den Komitees diskutiert werden? Wo sind die Grenzen, an denen die Meinungsäußerungen Halt machen müssen? Solche und ähnliche Fragen wurden

von verschiedenen Adelsmarschällen dem Finanzminister oder den betreffenden Gouvernements vorgelegt. Was nun den Personenstand der Komitees betrifft, so stellte Witte wiederholt die ganze Sache dem persönlichen Ermessen der Adelsmarschälle anheim. Auch was den Umfang des Diskussionsthemas betrifft, wurde ihnen volle Freiheit gewährt, die Sache so breit oder so eng aufzufassen, wie sie es für gut finden. Als ein verzagter Adelsmarschall dem Gouverneur vorstellte, die Komiteemitglieder könnten vielleicht Fragen berühren, welche außerhalb der Sphäre der rein agrar-ökonomischen Interessen liegen, soll ihm der Gouverneur gesagt haben: «Lassen Sie die Leute nur über alles frei reden. Die Regierung will wissen, was die Stimmung der Massen ist. Oder wollen Sie, das wir in Russland noch einen 1. März¹ erleben?»

Die Beratungen wurden im Herbst abgehalten. Über ihre Resultate liegen bis jetzt keine detaillierten Meldungen vor, doch sollen sie, wie man mir sagte, in nicht zu ferner Zeit, von einem namhaften russischen Statistiker und Publizisten systematisch geordnet, im Auslande publiziert werden. Vorläufig kann ich nur einiges mitteilen, was ich von einigen russischen Freunden entweder mündlich erfahren oder an handschriftlichem Material erhalten habe. Meine Mitteilungen beziehen sich hauptsächlich auf die südrussischen Zemstvos auf dem linken Dnieprufer.

Fast überall wurde die unter der Landvolke herrschende Finsternis als eines der wichtigsten Hindernisse der ökonomischen Entwicklung bezeichnet. Und fast alle südrussischen Komitees wiesen auf das bekannte, i[m] J[ahre] 1876 ergangene Verbot der ukrainischen Sprache, wodurch dieselbe aus der Elementarschule, aus der Kirchenpredigt, aus Amt und populärem Schrifttum endgültig eliminiert wurde, als auf einen verhängnisvollen Hemmschuh der Volksaufklärung hin.

Vielfach wurde auch die durch und durch degenerierte verkäufliche parasitische Administration, besonders ihre unterste Schicht,

¹ Bekanntlich das Datum der Ermordung Alexanders XI. (Anm. d. Verf.)

als ein ungeheures Übel bezeichnet. In einem Komitee sprach ein Delegierter, welcher 25 Jahre als Ispravnik (Bezirksvorsteher) amtiert hat: «Es ist gegenwärtig unmöglich, einen ehrlichen Mann im Dorfe oder im Städtchen dazu zu bewegen, dass er irgendeinen autonomen Administrationsposten übernehme. Um solche Posten bewerben sich nur moralisch ganz herabgekommene Individuen, bekannte Trunkenbolde, Wucherer und Betrüger. Sie trachten so viel wie möglich aus dem Volke herauszupressen, damit sie der höheren Administration die Hände schmieren können. Ein ehrlicher Mann könnte auf solchem Posten keinen Tag ausharren.»

Schließlich sei es mir erlaubt, einiges aus dem höchst interessanten «Bericht des Bezirkskomitees von Voroniž» mitzuteilen, der mir handschriftlich vorliegt.

«In der kurzen Periode nach der Reform vom J[ahr] 1861 (Aufhebung der Leibeigenschaft) veränderte sich die Landwirtschaft des Bezirkes total. Die Wälder wurden seltener und schrumpften an Flächeninhalt zusammen, die Flüsse wurden seichter oder verschwanden hie und da gänzlich, Flugsand rückt gegen Felder und Wiesen vor, die Felder wurden durch Schluchten verrissen, der Boden verlor die Kraft, seine Produktivität verringerte sich, und im Leben der Bevölkerung nahmen Verarmung und schreckhohes Elend überhand.»

Das wird nun Punkt für Punkt durch statistische Ziffern frappant illustriert; weiter wird dargetan, wie sich infolgedessen die Morbidität und die Mortalität der Bevölkerung steigern, wie die Staats- und autonome[n] Einnahmen stetig zurückgehen, und es wird schließlich die Frage aufgeworfen: «Was also ist notwendig, damit die agrar-ökonomischen Bedürfnisse umfassender befriedigt werden?» Und auf diese Frage wird die höchst charakteristische Antwort gegeben: «Eines und nur eines: die Entwicklung der eigenen Tatkraft der Bevölkerung. Gute Wirte und gute Arbeiter tun uns not, solche aber können keineswegs Leute ohne Bildung, ohne Gedanken, ohne spezielle Kenntnisse, ohne Energie im Geschäft, ohne persönliche Initiative, ohne Unternehmungsgeist,

kurz ohne alles das sein, was nur eine freie Persönlichkeit besitzt. Wir besitzen solche Eigenschaften nicht, weil wir keine freie Persönlichkeit besitzen.»

Es wird erinnert, dass die Aufhebung der Leibeigenschaft das erste Fundament zur Schaffung der freien Persönlichkeit in Russland war. Seit jener Zeit geschah gar nichts zur Förderung ihrer Entwicklung, im Gegenteil aber wurde viel und beharrlich daran gearbeitet, die Persönlichkeit einzuengen und zu knechten. Die autonome Wirksamkeit der Zemstvos wurde ebenfalls Schritt für Schritt eingeengt, und die zeitweise von der Regierung erlaubten Zusammenkünfte z. B. für die Hausindustrie, für das Feuerlöschwesen, für die Agrikultur können doch keineswegs eine regelrechte, beständige, planmäßig geförderte Aktion vertreten.

Nun folgt eine Reihe positiver Vorschläge, welche von einzelnen Referenten bearbeitet und formuliert und später in den Komiteesitzungen diskutiert, zum Beschluss erhoben oder verworfen wurden. An erster Stelle steht: «Die erste und wichtigste Bedingung zur Verhütung des Niederganges und des endgültigen Verfalls der agrar-ökonomischen Industrie muss die Sicherung der persönlichen Freiheit sein. Zu diesem Zwecke sollte das Prinzip: «Niemandem darf die persönliche Freiheit und das Vermögen ohne Richterspruch abgenommen werden» auf alle Bevölkerungsklassen ohne Ausnahme ausgedehnt werden, die administrative Haft und Vermögenskonfiskation sowie administrative Strafen müssten aufgehoben, die körperliche Strafe beseitigt, der Passeportzwang kassiert und die Gewissensfreiheit eingeführt werden.» Dann folgt eine Reihe ebenso weitgreifender Forderungen auf dem Gebiete der Volksaufklärung und des Schulwesens, das Projekt einer Ausgestaltung des provinziellen Repräsentationssystems zu einer vollen Reichsversammlung und eine lange Reihe spezieller Vorschläge in agrar-ökonomischen Fragen. Aus dem Schlussabsatz erfahren wir, dass der Delegierte Martynov in seinem Promemoria über allgemeine Ursachen des Niederganges des russischen Bauernwesens die Meinung ausgesprochen hatte:

«Die Ursachen der agrar-ökonomischen Krisis liegen tief in den Grundlagen der gegenwärtigen politisch-ökonomischen Struktur des Landes und hängen nur in einem unbedeutenden Grad von lokalen Verhältnissen ab, weshalb sie auch durch lokale, zufällige Maßregeln nicht beseitigt werden können.» Deleg. Martynov hielt dafür, dass «unter gegenwärtigen Verhältnissen die Wirksamkeit des Voronizer Bezirkskomitees keine fruchtbringenden Folgen für die Aufklärung der Bedürfnisse der Bauernwirtschaft im Bezirke haben kann», und dass es darum notwendig sei, «die Frage über die Bedürfnisse der agrar-ökonomischen Industrie sowie die damit unlösbar verbundenen Fragen über die rechtliche und ökonomische Umgestaltung des Landes einem legal berufenen allgemeinrussischen und aus allen Klassen der Bevölkerung bestehenden Repräsentativkörper zur Erwägung zu übergeben». Das Komitee verwarf diese scharfe Stilisierung, da ja ihre Annahme mit der sofortigen Selbstauflösung der Komitees gleichbedeutend wäre, und es wollte doch, wie es selbst weiter sagt, «auch diese geringste Möglichkeit ergreifen», um das bestehende Übel und den möglichen Ausgang aus demselben zu beleuchten. Nichtsdestoweniger schließt der Bericht mit derselben, nur etwas lyrisch angehauchten Forderung: «... So zu leben, wie wir in der abgelegenen Provinz leben, in ewiger Furcht für sich, für das Eigentum, ist es länger nicht möglich. Es ist unmöglich kaltblütig zuzusehen, wie Stück um Stück unsere natürlichen Reichtümer zerstört werden, wie in unserer Umgebung Willkür und Rechtlosigkeit sich breitmachen, wie das Rechtsgefühl depraviert wird oder verlorenght, wie unsere Kräfte keine Verwendung finden und wie über alledem wie eine drohende Wolke fatale Komplikationen in der Form der Volksrevolten emporsteigen. Der von der Regierung eingeschlagene Weg des Appells an lokale Kräfte soll bis zum Schluss durchgeführt werden. Dieselben, welche von der Regierung um ihre Meinung über agrar-ökonomische Bedürfnisse befragt werden, dieselben lokalen Elemente sollen auch bei allgemeinen Beratungen zu Worte kommen. Die Teilnahme

der Abgeordneten von verschiedenen Klassen und Ortschaften an der allgemein-russischen Beratung hält die Kommission für nützlich und notwendig.»

Wie wir sehen, hat es, wenigstens in der Meinung jener Komiteemitglieder, den Anschein einer Vorbereitung zur Einberufung eines allgemeinrussischen Repräsentativkörpers optima forma. Ob die russische Regierung es wirklich ernst damit meint, das ist eine andere Frage. Wenigstens was den Minister des Innern, Herrn Plehwe, betrifft, so hat er ganz unzweideutig zu erkennen gegeben, dass ihm diese ganze Geschichte mit den Witteschen Komitees tief zuwider und lästig ist. Einen von den Adelsmarschällen, welcher in seinem Komitee ähnliche Gedanken zu beschließen erlaubt hatte, hat Herr Plehwe jüngst, wie mir gesagt wurde, bei einer Privataudienz ganz unsanft abgekanzelt und ihm geboten, weitere derartige Beratungen einzustellen. Das Zemstwo aber, als es davon benachrichtigt wurde, ergriff den vom Gesetz vorgeschriebenen Rechtsweg an den Staatsrat, sich darauf stützend, dass der Wittesche Erlass im Namen des Kaisers ausgegeben wurde und der Minister kein Recht habe, den kaiserlichen Willen willkürlich zu brechen. Wer russische Verhältnisse kennt, wird sich gewiss nicht wundern, wenn in diesem originellen Rechtsstreit Herr Witte und – der Zar unterliegen und wenn Plehwe abermals im Namen desselben Zaren allen diesen «lokalen Elementen» sein Machtwort zuruft:

«In die Ecke!
Besen! Besen!
Seid's gewesen!»

Andererseits ist es doch bemerkenswert, dass die vom Kaiser Nikolaus II. bei seinem Regierungsantritt so undelikat verdonnerten «sinnlosen Träumereien von persönlicher Freiheit, rechtlichen Zuständen und gesamtrossischen Repräsentationen» immer wieder, bei jedem geringsten Anlass hervorsprießen und ihr Daseinsrecht immer stärker und nachhaltiger manifestieren. Sollte es wirklich dort oben im Norden so etwas wie Frühling werden?

DIE SLAWISCHEN BRÜDER

Krakau, das kleine Rom, ist seit dem Sturze des zum Slawenapostel erhobenen Grafen Badeni plötzlich das Herz der Slawenwelt geworden. Den Slawenkongressen in Prag 1848 und in Moskau 1867 hat sich der Krakauer Slawenkongress vom Dezember 1897 ange reiht. Gleichsam der dritte Akt einer Komödie. Betrachten wir einen Augenblick die Charakterentwicklung der darin agierenden Hauptpersonen. Der erste Akt war eine Exposition im großen Stile. Sowohl der erste Held, die Tschechen, als auch die anderen Slawen waren wie berauscht von neuen Eindrücken und Ideen, stürmisch, ein wenig ungebändig, aber beseelt von einer hohen Begeisterung, von einem ehrlichen, innigen Glauben. Ján Kollár, der Dichter der «Tochter Slawas» und der «slawischen Wechselseitigkeit», hatte es ihnen allen mehr oder weniger ange-
tan. Auch Šafárik's ruhige, ernste, wissenschaftliche Forschungen hatten nicht nur den Verstand erleuchtet, sondern auch die Phantasie beflügelt, die Herzen höher schlagen gemacht.

Nur eine Gruppe dieser slawischen Brüder in Prag wusste eigentlich, was sie wollte, und handelte demgemäß – es waren die Polen.¹ Freilich gab es auch unter ihnen ehrliche Enthusiasten

¹ Es sei hier ein- für allemal bemerkt, dass unter den Kollektivnamen Polen und Tschechen weder die polnische noch die tschechische Nation als Ganzes,

und verschrobene Mystiker, welche in die geheimnisvollen Worte «Slovo-Slava» allerlei tolles Zeug hineinphantasierten. Allein die Mehrheit der polnischen Delegation stand den Dingen kühl und berechnend gegenüber. Es schadete gar nichts, dass sie anscheinend zwei feindliche Gruppen bildeten. Die Konservativen unter ihnen, die Aristokraten und Diplomaten, versuchten ihre Kunst in der polnisch-ruthenischen Sektion an den hartköpfigen Ruthenen, welche ihnen in Galizien plötzlich unbequem und gefährlich zu werden drohten, und wollten sie hier durch allerlei schöne Versprechungen zu einem gemeinsamen Vorgehen ködern. Die Revolutionäre aber, die Ex-Emigranten und die Ex-Kufsteiner arbeiteten in den Klubs und den Schankstuben an Vorbereitungen zu einem fröhlichen Aufstande. Es waren Raben, welche sich immer dort versammeln, wo sie Aas wittern. Die einen wie die anderen hatten aber ein gemeinsames Ziel vor Augen: Österreich muss stürzen, und ein Teil der großen Schuttmasse muss Material liefern für den Bau eines selbständigen polnischen Staates. Als das Experiment in Prag misslang, wurde es anderswo versucht, in Lemberg im Oktober, in Wien, in Ungarn und Siebenbürgen. Die Tschechen konnten ihren frisch gewonnenen polnischen Brüdern auf diesem halbrecherischen Wege nicht folgen; sie verließen 1848 den Wiener Reichstag, als sie sahen, dass die Polen mit aller Gewalt auf ein Zusammengehen mit den rebellischen Ungarn hinarbeiteten.

Seitdem sind die «Brüder» verschiedene Wege gegangen. Die Polen erhoben sich 1863 gegen den russischen Zar und wurden blutig geschlagen, die Tschechen aber pilgerten bald darauf nach Moskau, um mit den «Schergen des Tyrannen» Bruderschaft zu trinken. Wie wurden sie dafür von der polnischen Presse traktiert! Welchen bitteren Hass der ganzen polnischen Nation, besonders in Galizien, sie dafür einheimsten! Und es gab damals genug Tschechen in Galizien als k. k. Beamte, und diese mussten

sondern nur die jeweils herrschenden politischen Parteien oder noch richtiger: ihre maßgebenden Führer gemeint sind. (Anm. d. Verf.)

das fühlen. Nicht lange, das ist wahr, denn mit dem Beginn der autonomistischen Ära im Jahre 1868 wurde das Land von ihnen «gesäubert». Mit welchem Hohn sie weggejagt wurden! Der Spottname «Preclíček» als Bezeichnung für einen feigen, bestechlichen, boshaften, gewissenlosen Beamten ist noch bis jetzt nicht ausgestorben. Im Jahre 1867 verließen auch in Wien die Polen ihre bisherige föderalistische Fahne, ließen ihre Verbündeten, die Tschechen, Slowenen und Tiroler Klerikalen in Stich, um ihr heiligstes nationales Gut zu retten – die Propination.

Auch später haperte es mit der Brüderschaft zwischen den Tschechen und den Polen. Die literarischen Wechselbeziehungen hörten zwar nie auf und belebten sich in den letzten Dezennien dank der ausdauernden vermittelnden Tätigkeit des verstorbenen Eduard Jelinek und einer Gruppe eifriger Übersetzer beiderseits. In der Politik aber ging es schlecht. Die Jungtschechen wurden nie müde, «die heiligsten Nationalgefühle» der Polen durch ihre Russenfreundlichkeit zu verwunden, wofür sich die Polen nicht nur durch Schimpfereien in ihren Presseorganen Luft machten, sondern auch stets bereit waren, ihre parlamentarischen Kerntruppen ins Vordertreffen zu schicken, sobald es sich darum handelte, ihren «slawischen Brüdern an der Vltava» einen kleinen Belagerungszustand oder irgendein anderes Geschenk auf den Buckel zu laden.

Wie ist es nun gekommen – wird man fragen – dass diese feindlichen Brüder plötzlich ihr gemeinsames slawisches Herz entdeckt haben? Ich denke, es ist sehr einfach gekommen, und es musste so kommen. Die innere Evolution sowohl der maßgebenden polnischen Parteien als auch der Jungtschechen drängte schon lange auf eine beiderseitige Annäherung, und Haruspex Badeni hat auch die Verkuppelung richtig zustande gebracht.

Wie die Jungtschechen von dem hohen Niveau der von Šafařík, Palacky, Havlíček begründeten und eingeleiteten nationalen Bestrebungen und Ideale bis zu der gegenwärtigen kläglichem Rolle der Trossknechte des Badenismus und des polnischen Schlachtschützertums herabsinken konnten, das hat schon vor Jahren

Prof. Masaryk in seinen meisterhaften politischen Studien «Česká otázka» und «Naše nynější krise» mit wahrhaft eindringender Schärfe beleuchtet. Er hat diesen tiefen Fall der Partei schon damals prophezeit, als sie noch in der schärfsten Opposition gegen die Regierung auch radikale Waffen nicht verschmähte. Wir wollen hier nur folgende treffliche Worte des Prager Professors zitieren. «Die alttschechische Partei fiel durch ihre Unfähigkeit zur inneren Politik, weil sie nach Palackys Hinscheiden die Bestrebungen der jüngeren, fortschreitenden Generation nicht zu leiten, ja ihnen nicht einmal zu folgen imstande war. Fast ebenso verhält es sich schon heute (diese Worte wurden im Jahre 1895 geschrieben) mit der jungtschechischen Partei. Die alttschechische Partei hat verschiedene kulturelle Institutionen in ihrem physischen Besitze, hat dort einen Geldeinfluss, allein ihre Führer, ihre Organe haben auf geistige Bestrebungen, auf geistige Arbeit gar keinen, höchstens einen negativen und hauptsächlich einen repressiven Einfluss. Dasselbe gilt aber schon auch von der jungtschechischen Partei. Die Führer der Jungtschechen, besonders die jungtschechischen Organe, haben heute fast gar keinen kulturellen und überhaupt keinen leitenden Einfluss mehr. Sie haben noch die Gewalt, aber ohne Einfluss.» Und weiter führt Prof. Masaryk diesen Gedanken so aus:

«Wer nicht blind ist und einen Einblick hat in die Werkstatt der heutigen tschechischen Seele, der weiß schon lange, dass alle lebendigen, fortschrittlichen und besseren geistigen Bestrebungen an der alttschechischen, aber auch an der jungtschechischen Partei vorbeigehen. Nehmt jede beliebige jüngere Richtung, nehmt Künstler und Gelehrte, nehmt mit einem Wort die heutige Fortschrittsarbeit, und ihr werdet sehen, dass sie an der jungtschechischen Partei vorbeigeht, dass ihre Repräsentanten höchstens nur im natürlichen Kampfe gegen die alttschechische Partei mit den Jungtschechen Hand in Hand gehen. Und es ist dahin gekommen, dass die jungtschechische Partei in dieser Hinsicht eben schwächer ist als die alttschechische. Die Alttschechen haben nicht nur ihr historisches Prestige, sie haben noch in der

ältesten Generation einige hochverdiente Männer, während die jungtschechische Partei keinen einzigen Namen aufzuweisen hat. Ich wenigstens kenne keinen einzigen Mann, welcher auf diesem oder jenem Felde mit Erfolg arbeitet und welcher von sich selbst sagen könnte und wollte, er sei ein Jungtscheche in dem Sinne des von den «Národní Listy» gepredigten Jungtschechentums. Einen oder zwei klangvolle Namen von Abgeordneten (ich sage nicht von Politikern) könnte man schon finden – und das ist alles.»¹

Es ist ganz natürlich, dass eine solche Partei irgendein Handgeld dringend benötigte, um nur vor dem tschechischen Volke ihren moralischen Bankrott zu verbergen, und glücklich war, als sie von dem Grafen Badeni ein solches Handgeld, wenn auch in den falschen Schecks der Sprachenverordnungen, ausgezahlt bekam. Dieses kleine Geschenk machte aus den feindseligen Brüdern gute Freunde. Die Jungtschechen und die polnischen Schlachtschützen hatten Gelegenheit, einander näher zu besehen, einander in Freud⁷ und Leid kennenzulernen, und beide Teile entdeckten plötzlich, dass sie vortrefflich zueinander passen.

Vortrefflich! Auch in ihren Beziehungen zu Russland, welche solange den Erisapfel zwischen beiden bildeten. Die polnischen Schlachtschützen haben es schon lange herausgefunden, dass man auch mit der russischen Regierung ebenso gut Geschäfte machen könnte wie mit jeder anderen, dass Orden, Privilegien, fette Stellen und Konzessionen ebenso herrlich in Petersburg blühen, wie in Wien oder Berlin. Und es geht ein großer Sehnsuchtszug durch alle Schlachtschützenherzen nach jenen Blumen des fernen Nordens. Immer lauter und eindringlicher wird in der polnischen Presse der «Ausgleich mit den Russen» nicht nur zum Hausgebrauch gepredigt, sondern auch zum Fenster hinausgeschrien. Ins Diplomatische übersetzt heißt das «dreifache Loyalität» (trójlojalność) – ein mysteriöses Wort, welches auf ganz konkreten Grundlagen aufgebaut ist.

¹ T. G. Masaryk, Naše nynější krise, S. 16, 17. (Anm. d. Verf.)

Es ist wahr, die jungtschechischen Sympathien für Russland sind etwas windiger, abstrakter, phantastischer Natur, und darum wurde auch bei der Verbrüderung eine andere gemeinsame Benennung gesucht und gefunden: das Slawentum. Eine Lüge, womit eine andere Lüge verdeckt werden sollte. Als reale Politiker haben sich die Polen seit jeher gegen jeglichen Panslawismus mit Händen und Füßen gewehrt. «Solange wir selbst als Polen unterdrückt, von Slawen unterdrückt werden, haben wir gar kein Recht, von slawischer Wechselseitigkeit und Brüderschaft zu sprechen.» Das war ehrlich gemeint und verständig gesprochen. Und der realste tschechische Politiker, Havlíček, welcher Russland und Polen aus eigener Anschauung kannte und ein eifriger tschechischer Patriot war, schrieb auch: «Der slawische Patriotismus ist nur um ein wenig besser als Kosmopolitismus. Mit nationalem Stolze werde ich sagen: Ich bin ein Tscheche, nie aber: Ich bin ein Slawe.» Und Prof. Masaryk sagte auch im Jahre 1895: «In Wirklichkeit ist dieses leere Geschwätz und Gerede vom Slawentum nichts anderes als ein slawischer Kosmopolitismus, eine Unsicherheit und Unklarheit des tschechischen Nationalbewusstseins.»

Ja, aber Politik ist Lüge, und so ist auch eine Lüge als Fahne der neuen Slawenbrüderschaft in Krakau aufgepflanzt worden. Es ist kein Wunder, dass die Jungtschechen dazu geschworen haben; es ist ein Wunder, dass sie nicht alle dazu gekommen sind, ein Wunder, dass sowohl in jungtschechischen als auch in schlachtschitzischen Blättern Bedenken dagegen erhoben werden. Nein, die neuverbündeten Brüder passen vortrefflich zueinander und werden sich immer näher aneinanderschmiegen müssen und einem gemeinsamen Lose entgegenreifen. Nur möchten wir die Jungtschechen auf eines aufmerksam machen. In der Lüge, in der politischen Verstellungskunst, in den diplomatischen Schlichen werden sie an den Schlachtschitzen ihren weitaus überlegenen Meister finden, und wenn sie nicht gehörig auf ihrer Hut sind, möchte ihnen die neuerworbene Brüderschaft einmal sehr teuer zu stehen kommen.

EIN TRIUMPH DER ÖSTERREICHISCHEN IDEE IN GALIZIEN

Lacht mich nur nicht aus! Ich sage es ganz ernst: Die österreichische Idee hat in den letzten Tagen des Monats Februar einen stillen, aber großen Triumph davongetragen. Und zwar in Galizien, in Lemberg, im galizischen Landtage.

Ihr horcht verwundert auf. Wann und wie ist es denn geschehen? Wir haben es ja nicht gemerkt! Im Gegenteil, werdet ihr vielleicht sagen, haben wir in der vom galizischen Landtage beschlossenen Adresse unter dem österreichischen Firniss ganz deutlich den Pulsschlag der polnischen Staatsidee herausgeföhlt. Wo bleibt da aber die österreichische Idee?

Nun, die Sache ist ein wenig verwickelt, und ich will sie etwas näher beleuchten. Der Leser wird sehen, dass es der Mühe wert ist.

Zu Beginn der unlängst verflossenen Landtagssession, welche von vornherein als eine politisch wichtige annonciert worden war, zerbrachen sich verschiedene Abgeordnete die werthen Köpfe darüber, was sie wohl Politisches im galizischen Landtage vom Stapel lassen sollten. Unter anderen ließen auch den ruthenischen Abgeordneten, Herrn Wachnianin, die Lorbeeren jenes Frosches nicht schlafen, welcher sehend, wie man ein Pferd beschlug, auch seinen Fuß hervorstreckte und schrie: «Beschlagt mich auch!» Haben die Tschechen ihre Sprachverordnungen und die

dazugehörige nationale Hetze im Lande, warum könnten wir es in Galizien mit der Sprachenfrage nicht auch versuchen? Natürlich, Herr Wachnianin wollte keine nationale Hetze in Galizien; als ein polenfreundlicher Mann wollte er den Polen die schönste Gelegenheit geben, einmal ihre Noblesse im hellsten Lichte leuchten zu lassen und die Sprachenfrage in Galizien gleich mustergültig für das ganze Reich zu lösen.

Er stellte also den Antrag, der Landtag möge beschließen: In Ostgalizien wird die Gleichberechtigung und gleiche Geltung der ruthenischen Sprache mit der polnischen in der ganzen nach außen gerichteten Gebarung aller Regierungsbehörden anerkannt. Das heißt, führte der Antragsteller des Näheren aus, dass alle amtlichen Ankündigungen in allen Gegenden, wo Ruthenen mit den Polen vermischt leben, in beiden Landessprachen anzugeben wären; niemand könnte in diesem Landesstriche als Beamter angestellt werden, wer nicht der ruthenischen Sprache und Schrift mächtig wäre; Protokolle und Beschlüsse der Behörden müssten für die Ruthenen in ihrer Muttersprache verfasst werden.

Wie wir sehen, hat der gelehrige Schüler des Grafen Badeni seinen Meister und Protektor in zwei sehr wichtigen Punkten desavouiert. Wenn man den Antrag Wachnianins mit den für Böhmen und Mähren erlassenen Sprachverordnungen vergleicht, bemerkt man gleich, dass die Ruthenen die Gleichberechtigung und gleiche Geltung ihrer Sprache nur für diesen Landstrich fordern, wo sie wirklich – sei es auch als Majorität, sei es auch als eine nennenswerte Minorität – neben den Polen wohnen, dass sie also weit davon entfernt sind, dem ganzen Lande eine obligate Zweisprachigkeit aufbürden zu wollen. Zweitens sehen wir, dass die Ruthenen auch die interne Dienstsprache der Behörden, welche in Galizien die polnische ist, gar nicht angetastet haben, sondern ihrer Sprache lediglich eine gleiche Geltung mit der polnischen im Verkehr der Behörden mit den Parteien sichern wollten.

Der Antrag war für die polnische Landtagsmajorität äußerst genant. Aus zwei Gründen: wegen des Zuwenig und wegen des

Zuviel, was darin verlangt wurde. Es wurde zu wenig verlangt, und das gab das traurigste Zeugnis für die bisherige Handhabung der Gleichberechtigungsgesetze und auch der speziellen, zum Schutz der ruthenischen Sprache erfolgten Erlässe und Verordnungen. Wenn die Ruthenen noch jetzt, nach mehr als 30-jährigem Bestände der freiheitlichen Verfassung, noch einen Landtagsbeschluss dazu für nötig erachten, um im Verkehr mit den Behörden ihre Muttersprache als mit der polnischen gleichberechtigte anerkannt zu sehen und sicher zu sein, dass der Gebrauch ihrer Muttersprache im Verkehr mit den Behörden ihnen keine Schikanen, kein «Anschnauzen» und keine schroffe Zurückweisung eintragen werde, so entsteht doch natürlich die Frage: Ja, wie ist es denn in diesem Lande bis jetzt mit diesem Teil der Gleichberechtigung gegangen?

Und doch war es der polnischen Landtagsmajorität unmöglich, den Ruthenen auch dieses beschämend Wenige zuzugestehen, das in diesem Antrage gefordert wurde. Die Landtagskommission, welcher dieser Antrag zur Prüfung übergeben wurde, beantragte ziemlich unverhüllt den Übergang zur Tagesordnung, da sie ja auf Grund «eingehender Erhebungen» zu der Ansicht gekommen sei, dass in den schon bestehenden Gesetzen und Verordnungen beide Landessprachen sich ganz gleichgestellt seien und jedermann ein Recht habe, sich im Verkehr mit den Behörden der einen oder der anderen Landessprache zu bedienen.

Wie schön – und wie klug! Jedermann hat das Recht! Hat aber die betreffende Behörde auch eine Pflicht, ruthenische Eingaben anzunehmen und ruthenisch zu erledigen? Darüber schwieg sich die Kommission gründlich aus – und das mit gutem Grunde. Gleichzeitig mit ihren Beratungen wurde ja einem ruthenischen Landtagsabgeordneten, Herrn Barwinski, von einem Lemberger Untersuchungsrichter die Protokollaufnahme in ruthenischer Sprache rundweg verweigert, und Beispiele solcher Weigerungen der Behörden könnten zu Hunderten angeführt werden. Zahlreiche Bezirkshauptleute haben ruthenischen Geistlichen

die Ausstellung von Matrikeln und Armutzeugnissen in ruthenischer Sprache mit besonderen Zirkularen verboten und die Widerspenstigen mit empfindlichen Geldstrafen belegt. Und was mit den Bauern in dieser Hinsicht gemacht wird, davon schweige ich lieber.

In der Kommission saß auch ein oppositioneller Ruthene (der Abgeordnete Dr. Okuniewski) und legte unbarmherzig die ganze Verlogenheit des Kommissionsreferats bloß. «Sie sollen aber nicht vergessen», antwortete ihm Abgeordneter Czaykowski, «dass es sich hier um eine Veränderung des Besitzstandes handelt.» «Ah so», sprach Okuniewski, «so sagt das nur offen heraus und streut den Leuten keinen Sand in die Augen, dass die Ruthenen schon jetzt im Besitz der vollen Gleichberechtigung ihrer Sprache sind.»

Das war wieder zu viel verlangt.

Zwei Wochen gäerte es dumpf in der Kommission, und endlich wurde eine nichtige Maus geboren, der Antrag: «Die Regierung wird aufgefordert, die Rechte der ruthenischen Sprache gemäß den bestehenden Gesetzen und Verordnungen so wie bisher zu respektieren.» Es war ein echter Humorist, wer diese Stilisation ausgeheckt hat. Abgeordneter Okuniewski beantragte die Weglassung der Worte «so wie bisher» – sein Antrag wurde verworfen. «So wie bisher» – das ist ja der ganze Witz an der Sache!

Und doch, auch dieser humoristische Antrag stieß im Landtagsplenum auf Schwierigkeiten. Viele polnische Patrioten wollten damit ihr polnisches Gewissen nicht beschweren. Die leidige Sprachen- und Gleichberechtigungsfrage sollte lieber im galizischen Landtage gar nicht existieren und als nicht existierend behandelt werden. Es rollte dumpf im Innern der polnischen Majorität, die Sitzung musste unterbrochen werden, und erst nach zwei Stunden wurde von einem äußerst geringen Komplex der Abgeordneten (man spricht von 40 Abwesenden) der humoristische Kommissionsantrag unter Gelächter einstimmig zum Beschluss erhoben. Die österreichische Idee hatte gesiegt.

Wieso, werdet ihr in gerechter Verwunderung fragen.

Ja, das ist's eben! Die Sache ist, wie bei den meisten galizischen Landtagsbeschlüssen, ohne einen authentischen, aber nur hinter den Kulissen gegebenen Kommentar gar nicht verständlich. Einen solchen Kommentar gab zu dem obigen Beschlusse in der Kommission der polnische Abgeordnete Onyszkiewicz. Er sagte zum Abgeordneten Okuniewski: «Vergesst nicht, ihr ruthenischen Abgeordneten, dass die Wiener Ministerien zwar den Ruthenen einige Sprachenrechte zuerkannt haben, dass aber der galizische Landtag dieselben nie anerkannt hat. In dieser Aufforderung des galizischen Landtages an die Regierung, sie möge die ministeriellen Verordnungen zugunsten der ruthenischen Sprache respektieren, liegt die Anerkennung dieser Verordnungen seitens des galizischen Landtages, liegt eine faktische Begrenzung unseres Besitzstandes.» Der Abgeordnete Okuniewski war so unedelikat, diesen Kommentar in der Nr. 34 der ruthenischen Zeitschrift «Dilo» vom 25. Februar zu publizieren.

Der wichtige, wenn auch in einer witzigen Form abgefasste Landtagsbeschluss bekam gleich noch einen witzigeren und von der polnischen Majorität ganz unverhofften Epilog. Gleich nach diesem Beschluss wurde der Landtag geschlossen, es folgte die übliche Schlussrede des Landtagspräsidenten Grafen Stanislaus Badeni, und dann ergriff das Wort der Statthalter Graf Sanguszko. Als er auf den zuletzt gefassten Beschluss zu sprechen kam, sprach er darüber seine aufrichtige Freude aus und bekannte in seiner Seeleneinfalt, die einschlägigen Gesetze und Verordnungen in betreff der ruthenischen Sprache seien bisher sehr ungenügend oder auch gar nicht respektiert worden, er werde aber trachten, dieselben nunmehr strikte und gewissenhaft zu befolgen.

Jetzt hat aber niemand gelacht.

DIE JÜNGSTE GALIZISCHE WAHL

Ich habe in Galizien kandidiert und die «vollkommene Gesetzmäßigkeit» galizischer Wahlen sozusagen an der eigenen Haut erprobt. Ich kann nun aus eigener Anschauung und Erfahrung erzählen. Am 31. Oktober bin ich im Wahlkreise Przemyśl-Dobromil-Mościska im «Kampfe der Ordnung und der sozialen Harmonie gegen die Umsturzelemente» unterlegen. Ich ging in diesen Kampf mehr aus publizistischem als aus politischem Interesse, und des publizistisch Interessanten hat er auch eine reichliche Fülle geboten. Der Leser möge entschuldigen, wenn in der folgenden Erzählung meine Person so oft in den Vordergrund tritt; ich will ja meistens Selbsterlebtes erzählen.

Die Geschichte meiner widerrechtlichen Verhaftung in einer am 6. Oktober tagenden Bauernversammlung in Przemyśl und meine Ausweisung von dort darf ich als bekannt voraussetzen. Fast gleichzeitig mit diesem Abenteuer ereignete sich in Dobromil ein anderes, ernsteres. Für denselben Tag war dort auch eine Versammlung angesagt, allein die Bezirkshauptmannschaft untersagte sie. Ein Bauer aus Toriki bei Przemyśl namens Oleksa Musztuk, welcher an dieser Versammlung teilnehmen wollte, begab sich nun in das nahegelegene Dorf Lackie zu einem Bekannten, dem Bauern Fartuszok. Etliche Nachbarn des letzteren kamen in dessen Wohnung zusammen, man plauderte beim Essen

und Trinken, da erscheinen plötzlich Gendarmen in der Stube, verhaften den Musztuk, führen ihn nach Dobromil und sperren ihn in den Gemeindearrest ein. Dort wurde der Ärmste volle 16 Stunden in der Kälte, ohne Speise und Trank, festgehalten, bis sich die Bezirkshauptmannschaft entschloss, die Sache dem Bezirksgerichte abzutreten, welches den Arrestanten unverzüglich auf freien Fuß setzte. Am 14. Oktober erschienen in Lemberg der Vorsitzende des Przemysler Bauernwahlkomitees, der Landtagsabgeordnete Stefan Nowakowski, und der Sekretär desselben Komitees, Pawłucki, und forderten mich auf, zu kandidieren, da die Bauernschaft meine Kandidatur sympathischer aufnehmen werde als die des Dr. Antoniewicz. Ich entschloss mich, dieser Aufforderung Folge zu leisten und reiste nun am folgenden Sonntag nach Mościska, wo ebenfalls eine Wahlversammlung stattfinden sollte. Zu dieser Versammlung waren auch Dr. Antoniewicz aus Przemysł und die Redakteure Markow, Audykowski und Waclaw Budzynowski aus Lemberg gekommen. In Mościska fanden wir ziemlich viele Bauern aus der Umgegend, allein es war kein Lokal für die Abhaltung der Versammlung zu finden. Umsonst ging Dr. Antoniewicz persönlich zum Bezirkshauptmann, seinem einstigen Schüler, dann zum Bezirks-«Marschall» und zum Bürgermeister mit der Bitte, den Saal des Bezirksausschusses oder den des Magistrats für die Abhaltung der Versammlung abzutreten; die Bezirkshauptmannschaft tat sogar ein Übriges, indem sie allen Juden in dem Städtchen einen Wink gab, keiner solle die Abhaltung der Versammlung in seinem Lokal gestatten. Und als Dr. Antoniewicz so nebenher den Bezirkshauptmann bat, er möge doch die Versammlung ungehindert vor sich gehen lassen, antwortete dieser, er könne ihm auch dies nicht versprechen. Es sollte eben die siebente, während der Wahlkampagne in Mościska nicht zustande gekommene Wahlversammlung sein; sechs wurden vor den Landtagswahlen entweder verboten oder behördlich gesprengt. Aus dieser Verlegenheit half uns ein schlichter Mościskaer Kleinbürger, welcher uns gestattete, in

seiner Wohnstube die Versammlung abzuhalten. Freilich, es war dort eng, die Bauern füllten die Stube und das Vorhaus, eine dichte Menge hörte direkt von der Straße aus durch das offene Fenster zu. Doch kaum verlief eine Stunde, da erschienen Gendarmen; sie kamen in voller Rüstung in die dichtgefüllte Stube und forderten die Versammelten auf, das Lokal zu verlassen. Die Geistesgegenwart des Vorsitzenden, Herrn Budzynowski, verlängerte ein wenig die Galgenfrist der Versammlung; er erklärte rundweg, dieselbe nicht auflösen zu wollen, bis der Gendarm ihm einen schriftlichen Auftrag vorweisen werde. Der Gendarm entfernte sich und kam nach einer halben Stunde wieder, zwar wiederum ohne schriftlichen Auftrag, aber in Begleitung eines Bezirkskommissärs, welcher sich wohl persönlich in die Stube nicht hineinbegab, indessen im Vorhause stehenblieb und von hier den Gendarmen ermunterte, er solle die Versammlung auflösen und den Budzynowski verhaften. Unter lauten Protestrufen wurde nun die Auflösung der Versammlung und die Verhaftung Budzynowskis vorgenommen. Vom Arrest wurde er aber bald zur Bezirkshauptmannschaft abgeholt und hier nach vierstündigem Verhör, welches eher eine zwanglose Plauderei als ein gesetzmäßiges Verhör war, freigelassen. Wegen vier Delikten wurde ihm ein Prozess in Aussicht gestellt – es war aber nur eine leere Drohung, der Prozess blieb aus.

Während der Woche vom 13. bis 20. Oktober wurden die meisten Urwahlen im ganzen Wahlkreis durchgeführt. An eine lebhafte Agitation meinerseits war gar nicht zu denken; ich hatte weder Zeit noch Mittel dazu, den ungeheuren Wahlkreis auch nur flüchtig zu bereisen, wogegen mein Gegenkandidat, Herr Paul v. Tyszkowski, es an erprobten «adeligen» Agitationsmitteln – Bestechung und Pression – nicht fehlen ließ und von den Behörden darin nicht gehindert wurde. So wurden in Medyka, einem großen Dorfe nahe bei Przemyśl, am Tage der Urwahl alle Grundwirte von einer Mahnung der Steuerbehörde überrascht, ihre Steuerrückstände unverzüglich zu begleichen, sonst drohe ihnen

sofortige Exekution. Die erschreckten Leute begaben sich haufenweise nach Przemysł, die einen, um auf irgendeine Weise Geld aufzutreiben, die anderen aber, um die gestrenge Behörde um Gnade und Verzug zu bitten; unterdessen wurde im Dorfe die Urwahl vom Ortsrichter und seinen wenigen Anhängern ganz nach Belieben des Kommissärs durchgeführt. Zu spät sahen die Leute ein, dass sie hinters Licht geführt wurden. Sie reichten einen von achtzig Grundwirten unterfertigten Protest ein, dieser blieb aber ohne jegliche Folge. Ähnlich ging es in Kupno (Przemysler Bezirk) zu. In anderen Dörfern, wo die Urwahlen zugunsten meiner Kandidatur ausgefallen waren, wurden dieselben erst nach einer Woche, also knapp vor der Wahl und nachdem schon die Wahlmänner Legitimationskarten erhalten hatten, von der Bezirkshauptmannschaft plötzlich annulliert und neue Urwahlen ebenso plötzlich und mit Außerachtlassung jeglicher Formalitäten, aber zugunsten des Herrn v. Tyszkowski durchgeführt, so in Bolestrazyce und Nehrybka. Proteste blieben auch hier erfolglos. Im Dobromiler Bezirke geschah dasselbe, und der Bezirkshauptmann zeigte den bestürzten Bauern ihre an die Person des Statthalters adressierten und mit vielen Unterschriften versehenen Proteste, mit Selbstbewusstsein erklärend, dieselben seien nichts nutz und er habe sich nicht einmal die Mühe genommen, sie an ihre Adresse abzuschicken.

Wenn in dieser Zeit überhaupt zugunsten meiner Kandidatur agitiert wurde, so war es das Werk des radikalen Bauernkomitees in Torki und einiger junger Leute in Przemysł und Dobromil. Ich bewundere die Selbstaufopferung und den wahren Heldenmut dieser Männer. Mit etlichen Kreuzern und einem Stücke Schwarzbrot in der Tasche, bei starkem Regenwetter, durchwanderten manche von ihnen weite Strecken von Dorf zu Dorf, sehr oft den verschiedensten Gefahren und Plackereien ausgesetzt. Der Bauer Peter Nowakowski, ein Bruder des Landtagsabgeordneten Stefan Nowakowski, wurde in Ustrzyki von dem dortigen Bürgermeister ganz ohne Ursache verhaftet und erst nach einem

Tage wieder freigelassen. Der Bauer Onysyk wurde von Gendarmen wie ein wildes Tier von Dorf zu Dorf verfolgt. Gedruckte Aufrufe, worin meine Kandidatur empfohlen wurde, konfiszierten die Gendarmen bei den Bauern, obwohl sie die gesetzmäßige Zensur passiert hatten. Dagegen erfreuten sich die Agitatoren des Herrn v. Tyszkowski der vollsten Aktionsfreiheit und durften ganz offen den schönsten Stimmenschacher treiben. Wenn in ihrer Gegenwart von meiner Kandidatur gesprochen wurde, fragten sie nur: «Was zahlt der Herr per Stimme?» Am Sonntag, dem 20. Oktober, sollten in Sądowa Wisznia und Przemyśl Wählerversammlungen stattfinden; in der ersteren Ortschaft versammelten sich die Wähler nicht, dagegen war die Przemyśler Versammlung eine sehr zahlreich besuchte und belebte. Dr. Antoniewicz resignierte auf seine Kandidatur zu meinen Gunsten, und ich trat nun als einziger Kandidat der Ruthenen, eigentlich als einziger Bauernkandidat auf. Die Versammlung verlief ruhig. Vielleicht das Interessanteste an ihr war die Rede des Bauers Ostap aus Jaksmanice, welcher die Person des Herrn v. Tyszkowski, sein «Papiergeld» und seine Wirksamkeit unter dem Volke ziemlich grell beleuchtete.

Am folgenden Sonntag, dem 27. Oktober, sollte eine Versammlung in Przemyśl und eine Wählerversammlung in Dobromil stattfinden. Trotz heftigen Regens kamen circa 1000 Bauern nach Przemyśl, allein die Bezirkshauptmannschaft verbot im letzten Augenblicke die Versammlung wegen Cholerafaher. Es war offenbar eine «cholera politica», eine in Galizien sehr wohlbekannte, spezielle Krankheit, welche nur dann auszubrechen pflegt, wenn es gilt, unliebsame Massenansammlungen zu verhindern oder zu spengen.

Ich hatte die Absicht, mich an diesem Tage in Dobromil den Wählern vorzustellen, fuhr also dahin und überzeugte mich, dass wegen andauernden Regenwetters nur eine geringe Zahl von Wählern sich versammelt hatte. Ich besprach mich mit ihnen in einem Wirtshause; kaum waren wir aber beisammen, als

ein Gendarm, diesmal ohne Waffen, in die Stube trat und sich an einen Tisch setzte. Wir ließen uns nicht stören und besprachen uns weiter. Der Gendarm hörte eifrig zu, ohne sich in unser Gespräch zu mischen. Wir beschlossen, am anderen Tage in größerer Zahl in einer Privatwohnung zusammenzukommen und eine Versammlung mit Personaleinladungen laut § 2 des Vereinsgesetzes abzuhalten. Als aber am anderen Tage mein Freund Wasyl Hukiewicz auf dem Markte die Wähler aufsuchte, um denselben die Einladungen auszuhändigen, wurde er von demselben Gendarm verhaftet, «weil er unter den Bauern Zettel unbekanntem Inhalts austeile und weil die Zeit der Wahl heranrücke, während welcher nicht agitiert werden dürfe». Umsonst remonstrierte Hukiewicz, gerade während dieser Zeit sei die Agitationsfreiheit gesetzlich gewährleistet. «Kommen Sie nur zum Herrn Bezirkshauptmann», wiederholte in einem fort der Gendarm, welcher offenbar nach gemessener Order handelte, «dort wird man's Ihnen schon erklären.»

Hukiewicz ging nun zum Bezirkshauptmann, welcher ihn aber keines Wortes würdigte, sondern dem Bezirkskommissär Strzelbicki die Mühe überließ, den jungen Mann zu verhören. Es war aber wieder kein Verhör, sondern eine Plauderei, welche der Herr Kommissär mit Hukiewicz führte. Er bemitleidete denselben, las ihm verschiedenartige Moral, bekannte, dass er einst auch jung und radikal gewesen, jetzt aber Jugend, Radikalismus, Prinzipien u. dgl. längst hinter sich habe. Er wusste bereits von unserer Absicht, eine Wählerversammlung auf Grund § 2 des Vereinsgesetzes abzuhalten und gab Hukiewicz unzweideutig zu erkennen, dass man dieselbe mit Gendarmen sprengen werde, da ja dieser Paragraph «nach meiner Interpretation» nur für Versammlungen von ganz intimen Bekannten eine Geltung habe. Nach einer halben Stunde wurde Hukiewicz freigelassen.

Die Verhaftung des Hukiewicz rief unter den in der Stadt anwesenden Bauern eine förmliche Panik hervor. Man sah darin die «starke Hand» des Herrn v. Tyszkowski. Den Agenten dieses

Herrn schwoll der Kamm so, dass sie mir ganz offen eine Drohung zugehen ließen; falls ich mich irgendwo in der Stadt sehen lassen wollte, werde man mich prügeln. Die erschreckten Bauern baten mich, meine Wohnung ja nicht zu verlassen. Als Hukiewicz zurückkam, sahen wir ein, dass es unter solchen Umständen umsonst wäre, noch eine Versammlung zu berufen: niemand würde kommen. So reiste ich nach Lemberg mit dem Versprechen, am Vorabende der Wahl wieder nach Dobromil zu kommen.

Es sei hier noch erwähnt, dass während dieser ganzen Zeit die polnische Presse einer gewissen Schattierung ihr Möglichstes tat, um mich vor dem Publikum zu verunglimpfen. Anfangs, als noch Dr. Antoniewicz kandidierte, wurde ich als ein verkappter Russophile ausgeschrien; später, als Dr. Antoniewicz seine Kandidatur zurückzog, avancierte ich zu einem Umstürzler, und die Przemysler Wahlkampagne wurde als ein Kampf der sozialen Ordnung (Herr v. Tyszkowski als deren Repräsentant!) gegen internationale Umsturzpropaganda dargestellt. Natürlich zögerte man nicht, Privatmotive meines Auftretens auszuklügel: Es sei Rache – so hieß es im «Dziennik Poznański» – dafür, dass meine Habilitation zum Privatdozenten der kleinrussischen Literaturgeschichte an der Lemberger Universität, obwohl von der philosophischen Fakultät mit höchstem Lob angenommen, vom Unterrichtsministerium auf Grund des Gutachtens des Lemberger Statthalters, des Grafen K. Badeni, nicht bestätigt wurde. Sehr charakteristisch ist es auch, dass zwei Landtagsabgeordnete und polnische Demokraten, Herr Romanowicz in der «Nowa Reforma» und Herr Merunowicz in der «Gazeta Narodowa», es nicht unter ihrer Würde hielten, den Chefredakteur des «Kurjer Lwowski», dessen langjähriger Mitarbeiter ich bin, Herrn Rewakowicz, öffentlich aufzufordern, mich aus der Redaktion jener Zeitung als einen Erzfeind des Polentums und Verleumder der polnischen Nation wegzujagen.

So kam endlich der Wahltag heran. Ich will die Vorgänge dieses Tages der Reihe nach erzählen. Ich fuhr am 30. Oktober nach

Dobromil. Hier traf ich den mir bekannten Bauer Musztuk an, welcher für heute eine Vorladung zum Dobromiler Gericht hatte in Sachen seiner oben erzählten Verhaftung. «Es ist ein wahres Pech», erzählte er, «sobald ich mich in der Stadt gezeigt, wurde ich von den Agenten Tyszkowskis umringt. Sie erkannten mich. Sie fragten mich: „Mensch, was willst du hier?“ Ich zeigte ihnen meine Vorladung. „So geh ins Gericht“, sagten sie, „und sobald du von dort wegstommst, wage es nicht, hier auch nur eine Stunde zu bleiben, sondern reise zurück, woher du gekommen bist, sonst wird es dir schlecht ergehen.“» Trotzdem blieb ich. Ich hörte schon, man passt mir auf. Man will mich schlagen. «Und wie ist's mit den Wählern?» frage ich, «könnte ich mit ihnen sprechen?» – «Daran ist gar nicht zu denken!» sagte er. «Die Stadt ist voll von Tyszkowskis Agenten, Waldhütern u. dgl. Sobald sich ein Wähler zeigt, wird er von ihnen umringt, in ein Wirtshaus gebracht, dort mit Schnaps und Wurst traktiert und so gehütet, dass er nicht mehr heraus kann. Ich habe mich in ein solches Wirtshaus hineingewagt, wurde aber von Tyszkowskis Leuten gleich erkannt, und der Wirt verweigerte mir ein Glas Bier und forderte mich auf, unverzüglich wegzugehen und ihm das Geschäft nicht zu verderben.»

Ich stieg bei einem Bekannten ab, dem Advokaten Dr. Tigermann. Es vergingen kaum zehn Minuten, so erschien bei demselben der Hauptagent Tyszkowskis und fragte barsch: «Ist Dr. Franko hier?» – «Ja», sagte Dr. Tigermann. «Was wollt ihr von ihm?» – «Wir wollen ihn verhaften.» – «Ihr? Wie kommt ihr denn dazu?» – «Es werden sich schon Leute finden, welche das machen werden.» – «In meinem Hause werdet ihr das nicht machen, er ist mein Gast, und wer ihn hier verhaften wollte, wird zuerst treppab fliegen lernen.» – Der Agent stutzte. «Na, in Ihrem Hause, Herr Mäzenas, werden wir das nicht tun, sobald er aber sich in der Stadt zeigt, wird er verhaftet.» Um dieser Drohung mehr Nachdruck zu verleihen, wurde im Vorhause der Wohnung Dr. Tigermanns eine Wache aufgestellt, bestehend aus 10–12 Individuen,

Juden und Christen, welche die Aufgabe hatten, mich gewissermaßen zu zernieren, d. h. weder mich hinaus-, noch Wähler zu mir hineinzulassen. Sie standen dort bis Mitternacht; mit dem frühesten Morgen des folgenden Tages waren sie schon wieder am Platze. Zugleich wurden meine Anhänger aus dem Orte mit Gewalt vertrieben. Nun war die Luft rein, die ganze Nacht hindurch wurden die gefügigen Wähler bei Schnaps und Bier, bei den Klängen der Musik in Wirtshäusern für die Erfüllung ihrer höchsten Bürgerpflicht gehörig vorbereitet. Ich bekam keinen einzigen zu Gesichte. Am Morgen des 31. Oktober ging ich endlich hinaus, mir die Stadt zu besehen. Die Wache vor dem Hause hatte sich zurückgezogen, ohne doch die Tür aus den Augen zu verlieren. Sobald ich mich auf dem Ringplatze zeigte, wurde ich Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Die überall herumlungern den Waldhüter, Aufseher und Agenten Tyszkowskis wiesen mit Fingern auf mich und setzten sich in Bewegung, um mich in nicht zu weiter Entfernung überall zu begleiten. Nur zu bald überzeugte ich mich, dass es eine unnütze Mühe wäre, die Bauern anzureden; sie waren entweder betrunken oder so terrorisiert, dass sie kein Wort hervorzubringen imstande waren und mir nur durch Gebärden zu verstehen gaben, ich solle sie unbehelligt lassen. Um 9 Uhr sollte die Abstimmung anfangen, da aber das Gros Tyszkowskischer Wähler aus der Umgebung von Bircza noch nicht angekommen war, so wurden die anwesenden Wähler vom Ringplatze, wo sich das Lokal befindet, in das ziemlich entfernte Gebäude des Bezirksrates von Agenten Tyszkowskis geführt und dort noch einmal gründlich über die Vorzüge des adeligen Kandidaten belehrt. Um halb 10 Uhr kamen endlich die von Bircza in Tyszkowskis vollgepackten Heuwagen angefahren. Diese lud man gleich vor dem Wahllokale ab. Die anderen kamen auch herbei, die ganze Menge der Tyszkowskischen Agenten und Agitatoren und Stimmenhändler zog sich vor dem Wahllokale zu einem dichten Schwarm zusammen, 8–10 Gendarmen bildeten ein Spalier vor dem Eingänge, etliche gingen zwischen der Menge auf und ab,

um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Diese ihre Aufgabe fassten sie ziemlich originell auf. Tyszkowskis Agenten durften sich im großen Haufen zusammenrotten, laut sprechen und auf den Gegenkandidaten schimpfen; wenn aber einer von uns einen Wähler anredete oder sich eine kleine Gruppe um ihn bildete, gleich war ein Gendarm da und rief: «Platz da! Auseinandergehen! Was habt ihr da zu sprechen? Ich werde euch alle verhaften.» Der Held des Tages war ein gewisser Pelechowicz, seines Zeichens Klempner, ein verkommenes, mehrmals gerichtlich bestrafte Individuum. Die Wahl war für ihn eine reiche Erwerbsquelle. Er war es, der am vorigen Tage meine Anhänger zur Bahn eskortiert, die Wähler eingefangen und meine Wohnung überwacht hatte.

Bald begannen die Wähler einzeln aus dem Wahllokale herauszukommen. Pelechowicz stellte sich mitten zwischen den Gendarmen auf, um die Wähler, welche für mich gestimmt hatten, zu insultieren. Den Michail Staszko aus Kropiwnik schlug er vor den Augen der Sicherheitsorgane bis aufs Blut; geschlagen wurden außerdem Mikola Zajać aus Teleśnicasanna und Michail Milkowicz aus Sokola. Sie kamen starr vor Schreck von der Abstimmung auf den Ringplatz heraus und erzählten, was ihnen passiert war. «Nein», rief Zajać pathetisch, ich will mein Lebtag kein Wähler mehr sein! Mein Vater war einst Wähler und wurde geschlagen, mir widerfuhr dasselbe!» – «Sei nur ruhig», sagte ihm ein anderer Bauer, «du wüsstest ja sonst nicht, dass wir eine Konstitution haben.»

Die Abstimmung selbst wurde ganz regelrecht durchgeführt, außer der kleinen Unregelmäßigkeit, dass sie nicht nach der gesetzlich vorgeschriebenen Ordnung: Dobromil, Bircza, Ustrzyki, sondern nach einer neuen, eigens für Herrn v. Tyszkowski konstruierten: Bircza, Dobromil, Ustrzyki, vorgenommen wurde. Es liegt dieser kleinen Abänderung ein tiefes philosophisches Motiv zugrunde: Die Erfahrung lehrt, dass viele Wähler so stimmen, wie ihr Vordermann gestimmt hat; wenn also die ersten Wähler für den Tyszkowski stimmen, kann man sicher sein, dass auch von

den folgenden die meisten so stimmen werden, natürlich solche, welche ohne starken Vorsatz, anders zu stimmen, zur Urne treten. Nicht ganz in der Ordnung mag auch das gewesen sein, dass der Vorhof des Wahllokals von Agenten Tyszkowskis dicht besät war, welche auch hier noch knapp vor der Abstimmung versuchten, den einen oder den anderen Wähler mit Geld zu bestechen. Einem Bauer versprachen sie 25 Gulden und einem ruthenischen Geistlichen, P. Kozij, 100 Gulden. Auch das mag nicht ganz in der Ordnung gewesen sein, dass der Bezirkskommissär Strzelbicki in Uniform neben der Wahlkommission stand und jedem Wähler klar und vernehmlich den Namen Paul Tyszkowski soufflierte.

Um 12 Uhr war die Abstimmung zu Ende; Tyszkowski hatte 210 Stimmen bekommen, ich 22. Um zwei Uhr ertönten Böllerschüsse zum Zeichen, dass sich auch in anderen Bezirken die Mehrheit für Tyszkowski entschieden hatte. Bald aber hieß es, die Schüsse seien verfrüht gewesen, Telegramme mit dem Resultate der Abstimmung wären noch nicht gekommen. Um drei Uhr verließ ich Dobromil – Telegramme waren noch nicht da. Ich zweifelte zwar keinen Augenblick an dem Siege Tyszkowskis, doch stiegen in meiner Seele dunkle Befürchtungen auf, wie der Kampf in anderen Bezirken wohl abgelaufen sein möge und welche Opfer er unserseits gefordert habe. Diese Befürchtungen waren leider nicht grundlos.

Der nun folgenden Erzählung über die Vorgänge in Przemyśl liegen Berichte von Augenzeugen zugrunde, welche in den Zeitschriften «Dilo» und «Kurjer Przemycki» veröffentlicht wurden. Auch hier ging die Korruptionstätigkeit zugunsten Tyszkowskis der eigentlichen Agitationstätigkeit voran. Die letztere begann am Vorabende des Wahltages. Die in Przemyśl ankommenden Wähler wurden von den Agenten Tyszkowskis eingefangen und in ein Wirtshaus gebracht; wo sie zu essen und zu trinken bekamen. Glinski, der Dorfrichter von Wyszatrcze, ein Würdenträger, wie sie nur in Galizien möglich sind, wo Klagen der Bauern über Missbräuche, Gewalttätigkeiten und Veruntreuungen dem

Dorfrichter nicht nur nicht schaden, sondern ihm vielmehr als Empfehlung angerechnet werden, führte hier das große Wort. Er lobte den Herrn v. Tyszkowski, wettete gegen die Radikalen und Dr. Franko, ließ einige junge Leute wie Redakteur Budzynowski, Akademiker Michael Nowakowski, Simeon Wilyk, Reger und etliche Przemysler Arbeiter, die in dasselbe Wirtshaus kamen und sich ruhig an einen anderen Tisch setzten, prügeln, einige derselben, nämlich Michael Nowakowski und einen Juden namens Fast, verhaften, um die ganze Nacht ungestört die Wähler traktieren und bearbeiten zu können. Am Wahltag wurden schon um 7 Uhr früh auf allen in die Stadt führenden Straßen Wachen aufgestellt, bestehend aus Gendarmen, Polizeisoldaten und Agenten Tyszkowskis. Dieselben hielten die ankommenden Wähler an, ließen sie die Legitimationskarten vorweisen und rieten denselben, für Tyszkowski zu stimmen, welcher auch von den Behörden und den Herren bevorzugt werde, und nicht für Dr. Franko. Die Wahl Dr. Frankos würde ein Unglück für die Bauern bedeuten, würde für sie eine Quelle harter Strafen, Plackereien und Steuererhöhungen sein. Vor dem Rathause und überall auf dem Ringplatze standen Agenten, Polizeisoldaten und Gendarmen. Es war nicht möglich, irgendeinen Wähler anzureden; die Organe drohten gleich mit Arrest. Das war keine leere Drohung. Während der Abstimmung wurden wirklich auf offener Straße zwei Universitätshörer, ein jüdischer Händler und vier Bauern grundlos verhaftet. Glinski lief überall herum und gab der Polizei förmliche Befehle, wen sie verhaften solle. Um diesem Verfahren einen Schein der Legalität zu geben, ließ der Bezirkshauptmann von Przemysl folgende Warnung plakatieren: «Infolge der mir zugekommenen Nachrichten über Pressionen, welche an den am heutigen Tage an der Wahl des Reichsratsdeputierten teilnehmenden Wählern ausgeübt werden, bedeute ich allen, welche sich solche Drohungen zuschulden kommen lassen, dass sie unverzüglich arretiert und dem Gerichte überliefert werden. Gorecki.» Diese Warnung war zwar so stilisiert, dass ihre Schärfe gleicherweise gegen die Exzedenten auf

meiner wie auf Tyszkowskis Seite gekehrt war; leider aber verstehen wir es in Galizien nur zu gut, dass solche Schärfen die Anhänger der Regierung nie treffen. Und doch übten die Anhänger des Dr. Franko keine Pression auf die Wähler aus; im Gegenteil waren es Tyszkowskis Klienten, welche mit Bestechung, Schnaps und Faust operierten. Sie schlugen und schrien: «Wir werden geschlagen!» Das war aber nicht genug. Die Wähler von Przemysł hatten sich zu störrisch gezeigt und mussten drastischer behandelt werden. Zwei der charakterstärksten Wähler, welche weder durch Geld noch durch gute Worte auf die Seite des Tyszkowskis gebracht werden konnten, nämlich die Wähler von Horochowce Hnat Słabyj und Michail Dwulit, wurden in dem Vorhofe des Wahllokals vor den Augen aller übrigen Wähler von Gendarmen verhaftet, gefesselt und knapp vor der Abstimmung wie gemeine Verbrecher im schlechtesten Wetter zu Fuß nach Hermanowce geführt und dem dortigen Gerichte abgeliefert, weil eine Anzeige gegen dieselben erstattet worden war, sie hätten ihren Dorfrichter geschlagen.

Die Wahlkommission bestand aus lauter Anhängern Tyszkowskis und war auch ziemlich originell zustande gekommen. Bekanntlich bestimmt die Wahlordnung, dass die Kommission aus sieben Mitgliedern bestehen soll, von denen drei von dem Regierungskommissär nominiert, vier aber von den Wählern durch Zettel gewählt werden sollen. Der Herr Bezirkshauptmann Gorecki erlaubte sich, in das ewige Einerlei dieser Prozedur eine kleine Abwechslung einzuführen und nominierte gleich vier Mitglieder, auf drei aber ließ er die Wähler abstimmen. Die Anhänger meiner Kandidatur hatten schon fertige Zettel mit vier Namen und wollten diese einreichen; da ertönt ein neuer Ukas des Herrn Bezirkshauptmannes; nur solche Zettel dürfen eingereicht werden, welche mit der Stampiglie der Bezirkshauptmannschaft versehen sind, andere werden nicht angenommen. Meine Anhänger mussten also in aller Eile neue Zettel schreiben; mit der Abstimmung wurde aber nicht gewartet, so dass kaum 40 Zettel

fertiggestellt werden konnten; die übrigen Wähler kamen nicht zur Abstimmung.

Es war nicht ohne Grund, dass die Bezirkshauptmannschaft auf die Zusammensetzung der Wahlkommission so großes Gewicht legte, dass sie sich nicht scheute, offenbare Rechtsverletzungen zu begehen. Eine dem Herrn von Tyszkowski ganz ergebene Wahlkommission war sehr notwendig. Stimmen, welche auf «Tyszkowski» oder einfach auf «Herrn Paul» fielen, wurden von derselben als gültig erklärt, wogegen fünf Stimmen, welche auf den Namen «Iwan Frank aus Lemberg» abgegeben wurden, als ungültig erklärt wurden.

Nur wenig habe ich noch über die Wahlvorgänge in Mościska zu sagen. Auch dort wurde die Wahlkommission ausschließlich aus Tyszkowskis Anhängern zusammengesetzt: Das gelang durch die Anwendung einer unschuldigen List. Man sagte den meisten Wählern, die Abstimmung werde erst um 10 Uhr anfangen, schritt aber schon um 9 Uhr im Beisein weniger Vertrauter zur Wahl der Kommission. Vor 12 Uhr wurde die Abstimmung als geschlossen erklärt – nur aus dem Grunde, damit die von Sądowa Wisznia ankommenden zehn bis zwölf Wähler, von denen man wusste, dass sie für mich stimmen wollten, zur Abstimmung nicht zugelassen würden. Rätselhaft ist hier nur eine Sache: Schon um 11 Uhr sagten die aus dem Wahllokal Herauskommenden, es seien auf mich 78 bis 80 Stimmen gefallen; um 12 Uhr hieß es, es wären nur 30, trotzdem aber wurde noch volle drei Stunden mit der Bekanntmachung des Wahlergebnisses gezögert. Wie das zugegangen ist, kann ich mir nicht erklären.

Eine Folge hatte meine Kandidatur, von der ich mir gewiss nicht hätte träumen lassen: Die Wahl des Herrn v. Tyszkowski ist ziemlich teuer ausgefallen. Das Vertrauen von 400 Wählern hat ihn, wie der Korrespondent des «Dilo» erfährt, 8 bis 10 000 Gulden gekostet. Den Löwenanteil haben natürlich die Agenten eingesteckt. Sie sollten mir wenigstens eine Dankadresse zukommen lassen. Dagegen soll Herr v. Tyszkowski über meine Frechheit

sehr ungehalten gewesen sein. «Kommt da, weiß der Teufel, was für ein Mensch herein, und seinetwegen muss ich so viel Geld hergeben. Wenn das weiter so fortgeht, werde ich ein Gut nach dem andern zur Bestreitung der Wahlkosten verkaufen müssen!» Der Herr hat vollkommen recht. Die jetzige Wahl gilt ja im besten Falle anderthalb Jahre, möglich aber, dass wir uns noch früher be-
geggen. Also auf ein baldiges, frohes Wiedersehen, Herr v. Tyszkowski!

DIE VORGÄNGE AN DER LEMBERGER UNIVERSITÄT¹

Die Lemberger Universität ist wiederum zum Schauplatz bedauernswerter Vorgänge geworden. Bedauernswert jedenfalls vom Standpunkt jener höheren, theoretischen Harmonie, welcher in der Sphäre der rein geistigen, wissenschaftlichen Bestrebungen herrschen soll. Leider haben wir längst eingesehen, dass diese Harmonie, ebenso wie die übrigen «sozialen Harmonien», recht verlogen ist, dass es auf geistigem Gebiete ebenso erbitterte und langwierige Kämpfe um Raum und Licht gibt wie sonst anderswo. Besonders in Österreich, dem vielsprachigen und aus vielen nationalen Elementen zusammengesetzten Staate, werden wir mit elementarer Gewalt zu dieser Erkenntnis gedrängt. Solange in allen Provinzen der gesamte mittlere und höhere Unterricht deutsch war und die Landessprachen entweder ganz zurückgedrängt oder höchstens zu einem Sprach- und Literaturkursus herabgedrückt waren, konnte man von einer Harmonie reden. Was man auch gegen jene zentralistischen und germanisierenden Schulen häufig vorbringen mag, eines wird man ihnen nicht absprechen: dass sie tüchtige, humane, der Wissenschaft ergebene

¹ Im nachstehenden veröffentlichen wir aus der Feder des berühmten ruthenischen Dichters und Publizisten Dr. Iwan Franko eine Darstellung der jüngsten Vorgänge an der Lemberger Universität, welcher die ruthenische Auffassung des Zwistes darlegt. (Anm. d. Redaktion d. «Zeit»)

Lehrer heranbildeten und Charaktere züchteten, welche in späteren harten Kämpfen als Führer wie als Geführte sich bewährten und der heutigen Jugend als Muster der Beharrlichkeit und Manntreue dienen können.

Nachdem dieses zentralistische System unter dem Andrang zentrifugaler national-autonomistischer Kräfte fallen gelassen war, begann auch auf dem geheiligten Gebiete der Wissenschaft, richtiger des Unterrichts, ein erbitterter Kampf nicht nur gegen die Überreste des alten Systems, sondern auch der zentrifugalen Kräfte untereinander. Die Unterrichtssprache wurde zu einer Machtfrage; jede Nation wollte sich den Entwicklungsraum durch Eroberung der Schulen und Universitäten sichern. Denn jede Nation hatte begriffen, dass der Mangel einer nationalen Schule für sie die Unterbindung der wichtigsten Arterie der nationalen Entwicklung bedeute, dass ein Volk ohne eigene Schulen in diesem wichtigsten Gebiete des geistigen Besitzerwerbes auf die Gnade seiner Nachbarn und natürlichen Konkurrenten angewiesen sei, also gegebenenfalls, wenn der Konkurrenzkampf auf anderen Gebieten sich verschärfte, zum geistigen Helotum verdammt werden könnte. Solange es im ganzen Staate nur deutsche Schulen gab und keine Nation die Schule zu ihren separaten Zwecken ge- und missbrauchen konnte, waren für alle Nationen die Chancen zur Erklommung der höchsten Bildungsstufen gleich gewesen. Mit dem Fall des Zentralismus, mit der Errichtung der nationalen Schulen kam auch Politik in dieselben: Jede Nation strebte danach, die Schule ihren nationalen und politischen Idealen anzupassen.

Dabei ist aber noch ein Umstand zu berücksichtigen. Der Zentralismus in Österreich wurde nicht durch seinen Gegenpol, den Autonomismus, sondern durch einen verlogenen Föderalismus ersetzt. Der Staat wurde als eine Zusammenfügung disparater Provinzen (Kronländer) aufgefasst, welche sich auf ihren historischen Grundlagen weiterentwickeln sollen. Mit dem historischen Rechte kam auch ein Stück Historie, der alte Zentralismus, in das Provinzleben hinein. Von dem altgewohnten und erprobten

Arsenal des Staatszentrismus trachtete eine jede Provinz so viel als möglich Waffen für ihren Hausgebrauch zu bekommen. Der Zentralismus in Österreich starb nicht, er zerbröckelte nur, zerfiel in mehrere Zweiggebilde. So kam es, dass die enragiertesten Föderalisten und Autonomisten dem Staatsganzen gegenüber zu Hause eingefleischte Zentralisten sind. So kommt es denn auch, dass aus den autonomistisch regierten Provinzen in einem fort Klagen der nationalen Minoritäten über nationale Unterdrückungen und Übervorteilungen ertönen und dass ein weiterer Ausbau solcher Autonomie von großen Bevölkerungsschichten als ein großes Unglück empfunden würde.

Zu diesen Provinzen gehört natürlich auch Galizien, und die Lemberger Universität ist seit einer Reihe von Jahren ein Objekt hitziger Kämpfe. Ursprünglich eine deutsche Hochschule, hatte sie in Berücksichtigung der lokalen Bedürfnisse schon in den Jahren 1787–1808 ruthenische Vorträge, besitzt seit dem Jahre 1848 ein Katheder für ruthenische Sprache und Literatur mit ruthenischer Vortragssprache, bekam in der konstitutionellen Ära noch einige ruthenische Katheder an der juridischen und der theologischen Fakultät und sollte gemäß den ganz unzweideutig ausgedrückten Intentionen der zentralen Regierung mit der Zeit einen vorwiegend ruthenischen Charakter bekommen, ebenso wie die Krakauer Universität einen ausschließlich polnischen Charakter hat. Nun gelang es aber in der autonomistischen Ära de[n] Polen, diese Universität gänzlich zu polonisieren, und heute soll diese aus dem Staatssäckel erhaltene Universität eine Festung des Polonismus sein, wo das ruthenische Element höchstens als geduldet, keineswegs aber als gleichberechtigt angesehen werden kann. Ein Ministerialerlass über die polnische Amtssprache der Universität wurde von einem Dekan vor zwei Jahren dahin interpretiert, dass er in einer Fakultätssitzung einem ruthenisch sprechenden Professor die Stimme entzog, und ein anderer Dekan, der jetzige Rektor P. Fijalek, wollte ruthenische ausgefüllte Inskriptionsformulare nicht annehmen und brüskierte dabei die

ruthenische Jugend, was die bekannten Ruhestörungen und die darauffolgende Sezession der ruthenischen Jugend von der Lemberger Universität zur Folge hatte.

Im Schuljahr 1902/03 kehrte die ruthenische Jugend an die Lemberger Universität zurück. Das Jahr verlief ruhig, obwohl die Universitätsbehörde der ruthenischen Jugend keine Konzession gemacht hatte. Vor Schluss des Schuljahres zeigte sich aber, dass im Professorenkörper der Universität ein Geist lebt, welcher um jeden Preis die absolute Herrschaft des Polonismus an der Lemberger Universität dokumentieren wollte. P. Fijalek, welcher sich vor der Sezession bei der ruthenischen Jugend allgemein unbeliebt gemacht hatte und welcher aus seiner ruthenenfeindlichen Gesinnung kein Hehl machte, wurde vom Senat einstimmig zum Rektor gewählt. Dabei muss [daran] erinnert werden, dass die Rektorswahl gewöhnlich nach einem gewissen Turnus geschieht, so dass der Rektor in jedem Jahre aus einer anderen Fakultät gewählt wird; auch im Schöße der Fakultät wird dabei eine gewisse Ordnung beobachtet, so dass die älteren Professoren den jüngeren vorangehen, und wer in einem Jahre Dekan war, gewöhnlich erst nach drei oder vier Jahren zum Rektor gewählt werden kann. Das ist kein Gesetz, aber ein Gewohnheitsrecht. Nun hatte sich an der Lemberger Universität daneben noch ein anderes Gewohnheitsrecht ausgebildet, nämlich, dass bei einem solchen Turnus die ruthenischen Professoren gewöhnlich übergangen werden, damit sie nicht im Landtag eine Virilstimme bekommen. So war es auch diesmal. Da der Rektor nach dem Turnus der theologischen Fakultät entnommen werden sollte, wurde der vor allem an der Reihe stehende älteste Theologieprofessor P. Bartoszewski, quia Ruthenus, präteriert, und einer der jüngsten Professoren, der vorjährige Dekan P. Fijalek, zum Rektor gewählt.

Vom ersten Augenblick an gab es keinen Zweifel, dass es sich bei dieser Wahl um eine Provokation der Ruthenen handelte. Dies fühlte und erwog kein Geringerer als der Statthalter Graf Andreas Potocki, der den neugewählten Rektor zu sich berief und

zur Resignation bewog. Doch der Senat wählte den P. Fijalek zum zweiten Mal und verhielt ihn, auch die Wahl definitiv anzunehmen. So endete also dieses Schuljahr mit einer formalen Kriegserklärung an die Ruthenen.

Ich stehe den Studentenkreisen fern und weiß nicht, wie die ruthenische Jugend diesen Akt polnischer Taktlosigkeit aufgenommen hat. Tatsache ist aber, dass die Inskriptionen in diesem Jahre ziemlich ruhig verliefen, und dass die ruthenische Jugend noch am Vorabend der Inauguration einen Beschluss fasste, diesen akademischen ... [ausgelassen von der Redaktion «Der Zeit»] durch keine Demonstration zu stören. Doch das böse Gewissen der Universitätsbehörde regte sich; im Bewusstsein eigener begangener Taktlosigkeit bei der Rektorswahl beging sie aus Furcht vor möglichen Demonstrationen eine zweite Taktlosigkeit und schloss die ruthenische Jugend eigenmächtig von dem Inaugurationsakt aus, indem sie allen ruthenischen Studenten, mit Ausnahme von fünfzehn oder achtzehn, Eintrittskarten in die Aula verweigerte. Dies empörte die ruthenische Jugend und rief das herbei, was die Universitätsbehörde vermeiden wollte: am 16. d[ieses Monats] drang eine Anzahl ruthenischer Studenten in den Saal, wo P. Fijalek seine Vorlesung hielt, insultierte ihn und bewarf ihn mit faulen Eiern.

Ich will diese Demonstration gewiss nicht loben und würde, wenn mich jemand um Rat gefragt hätte, diesem Schritt der Jugend gewiss widerraten haben. Aber ich weiß nicht, was ich selbst getan hätte, wenn ich jung und in derselben Lage wäre. Und dann – mag die Schuld der ruthenischen Jugend noch so groß sein, zehnmal größer ist in meinen Augen die Schuld jener Stärkeren und Verständigeren, die sie zu einem solchen Schritte brachte, die Schuld der Universitätsbehörde, die, allen Warnungen trotzend, die Jugend provozierte und dann, nach vollbrachtem Skandal, über dieselbe nicht wie eine mild und ruhig das Recht und das Unrecht abwägende gelehrte Körperschaft, sondern wie eine zur Wut gebrachte Partei herfiel, Rache in allen möglichen Formen fordernd.

AUS UKRAINISCHEN VOLKSLIEDERN

* * *

Dreimal krächte schon der Hahn,
Scheint der Morgen schon zu nahn:
Komm heraus zu mir, du schönes Mädchen,
Komm heraus und sprich mit mir!

Ja, ich komm', hör' auf zu pochen,
Warte nur zwo Stündlein noch!
Muss zuerst das Abendessen kochen
Meinem lieben Mütterlein.

Warte! Leicht ist es gesagt,
Da du in dem Zimmer weilst!
Draußen aber heult und braust der Sturmwind,
Und mein armes Herz verzagt!

Überschüttet ganz mit Schnee
Ich bei deinem Fenster steh',
Und an meine Finger friert der Honig,
Den im Krug ich bringe dir!

Hab' ich gebeten dich je,
Honig mir zu bringen? Geh,

Nimm zugleich vom Honig dir, vom süßen,
Einem andern schon gehört mein Herz!

* * *

Ach, schon sinkt die Sonne, und der Tag ist aus;
Warum kommt mein Liebchen nicht zu mir heraus?
Lässt die Mutter sie nicht gehen?
Tut sie wo mit andern stehen?
Hat mich denn vergessen
Meine Liebste schon?

Ach, ich sah von weitem meine Liebste kommen,
Einen Jungen hat sie bei der Hand genommen:
Ja, ich geh' zu ihr und frage,
Ja, ich sprech' zu ihr und klage,
Dass ihr Herz so balde
Sich verändert hat!

Warum, meine Liebste, hast du mich verlassen,
Um jenen zu lieben, mich aber zu hassen?
Bin ich schuld daran, o Holde?
Liebt' ich dich nicht wie ich sollte?
Oder fandst du Lieb und
Treue mehr bei ihm?

Schwer ist's zu gebieten leisem Windesflügel;
Schwer, dies Herz zu halten hinter Schloss und Riegel!
Lieh ihn nur, – doch bald erkennst du,
Dass die wahre Treu' verkennst du,
Und sprichst: Meinem Leide
Bin ich selber schuld!

* * *

Droben rauscht ein Eichenwald,
In dem Tal das Rauschen hallt,
In dem Tal, da prangt ein Teich,
An dem Teich die Mühle gleich.
Die Frau Müllerin darein
Hatt' zwo schöne Töchterlein.

Hannchen nannt' die eine man
Und die zweite Mariann'.
Einen Herrn heiratet die,
Einen armen Hans Marie.
Hannchen quält sich mit dem Herrn,
Und Marie hat Hänschen gern.

* * *

Verlobtes Mädchen, traurige Schöne,
Was perlt in deinem Äuglein wie Träne?
Wie soll ich freun mich, wenn Schmerz mich sticht?
Ach, wen ich liebe, vergess' ich nicht!

O Mädchen, Mädchen, du irrest sehr.
Und wen du liebst, weißt selbst nicht mehr!
O wen ich liebe, weiß ich recht wohl,
Nur nicht, mit wem ich ... leben soll!

* * *

Ach, wie sehnt sich meine Seele nach dir, meine Liebe!
Wenn ich denke an dich, mein Herzchen, wird das Auge mir trübe.
Tag' und Nächte ich nur möchte deiner stets gedenken.
Ach, der Gram und Liebe wird mich noch ins Grab versenken!

Als ich einst dein holdes Antlitz sah zum ersten Mal,
Wollt' ich dir sogleich gestehen meines Herzens Qual.

Dass du liebest mich allein, wag' ich nicht zu sagen ...
Ohne dich kann ich nicht leben und muss schier verzagen.

Eine Stunde wird zum Jahr mir, wenn ich dich nicht seh',
Niemand in der Welt kann lindern meines Herzens Weh;
Wo ich immer bin und wandle, folget mir dein Schatten,
Träum' ich oder wache, fühl' ich stets um mich ihn flattern.

Zeuge warst du meiner Tränen, meiner Liebesschmerzen,
Gabst mir deine Hand und sprachst: Ich liebe dich von Herzen,
O ich liebe dich auf immer bis zu meinem Tod!
Siehe nur auf mich, dein Auge lindert meine Not!

Ich muss scheiden, muss dich meiden, hier mein Herze lassen,
Und ich schwör' dir, keine andre liebend zu umfassen.
Wären's ihrer auch Zehntausend, keine blick' ich an,
Denn ich will dich nie verraten, meine Mariann'!

Lebe wohl und wohl ergeh's dir! Harre treu in Liebe –
Denn du findest nirgends einen, der dir treuer bliebe.
Doch wenn sich ein anderer findet, der dein Herz gewinnt,
Künde mir's, dass in der Fremde meinen Tod ich find'!

* * *

Flog ein Kuckuck von Ukraine her einmal,
Verlor seine grauen Federn hier im Tal;
Wehe diesen grauen Federn in dem Tal,
Mehr noch drückt mich in der Fremde Gram und Qual.

Fliegt ein Tauber her im Walde unstedt irrend,
Seine liebe Taube sucht er traurig girrend.
Schläfst du schon, mein Herzchen, oder wachst du noch?
Warum sprichst du nicht mit deinem Liebsten doch?

Ach, wie kann ich zu dir sprechen und dir klagen?
Mir zur Seit' liegt der Verhasste, wird mich schlagen;
Rücke abwärts vom Verhassten, meine Süße,
Dass ich ihn wie einen Tauber tot erschieße.

Tötest du ihn oder nicht, Geliebter mein,
Immer wird's für meine Seele Gram und Pein!
So verlass die Eltern und das Vaterhaus,
Nach Ukrain mit Kosaken flieh hinaus!

In Ukrain grünt der Grashalm, nie geknickt,
Mit dem Kosak wirst du leben froh, beglückt.
Und in Polen dorrt zum Heu das grüne Gras;
Mit dem Polen wirst du elend: merke das.

* * *

Breit und weit und seitwärts vorne
Prangt das Feld mit reifen Rosen;
Eine schöne Schnitterin
Schnitt das Korn mit frohem Sinn.

Kam ein Kosak her geritten,
Rief: Hilf Gott und frisch geschnitten!
Sie antwortet ihm im Scherz:
Danke für den Gruß, mein Herz!

Das Gerücht verbreitet sich
In dem ganzen Land,
Dass das Mädchen den Kosak
Hat «mein Herz» genannt!

* * *

Es fliegt das Pferd, es rauscht das Gras,
Ha, dort ein toter Kosak liegt:
Der Kopf im Gras, das Aug' wie Glas
Und rote Seide am Gesicht.

Sein Pferd, es steht dem Herrn zur Seit',
Scharrt mit dem Huf von großen Leid.
Steh nicht bei mir, mein treues Ross,
Ich sehe, deine 'Treu' war groß!

O eile durch die Steppe weit,
Durch finstern Wald, wo's Dunkel dräut,
Bis dich erblickt mein Mütterlein,
Die weinend dort erwartet mein.

Sie fragt dich: Pferd, wo ist dein Herr?
Ertrank er wohl im blauen Meer?
Du sprich: O nein! Im grünen Feld
Hat gestern sich dein Sohn vermählt!

Und seine Braut so treu und traut
Ihm liebend stets ins Auge schaut,
Schützt ihn vor Wind und rauer Luft,
Sie ist – die dunkle Grabesgruft.

ÜBERSETZUNGEN AUS DEM WERK TARAS SCHEWTSCHENKOS

Perebenda

Der alte, blinde Perebenda,
Er ist bekannt bei jedermann,
Er ist ja überall zu Hause
Und spielt auf seinem Teorban.
Wer aber spielt und singt, den kennt man,
Dem danket man bei jeder Frist,
Denn er zerstreut der Menschen Kummer,
Obwohl sein Herz der Kummer frisst.
Tagsüber unter freiem Himmel
Und unterm Sternenzelt bei Nacht,
Kein Haus noch Heim ist sein auf Erden,
Er spottet das Geschick und lacht
Des alten Hauptes, doch was tut das?
Ist seine Sorge doch so klein!
Er setzt sich und stimmt an sein Liedchen:
«O rausche nicht, du grüner Hain»
Und singend denkt er, wie verwaist
Er in der Welt steht und alleine,
Und trauert manchmal insgeheim,
Dass keiner sieht: der Alte weine.
So ist er stets, der Perebenda,
Der alte, wunderliche Mann:
«Vom Tschalyj» singt er, auf einmal

Hebt lustig er ein Tanzlied an,
Am Weideplatze mit den Mädchen
«Den Hryć» die Frühlingsmelodei,
Im Wirtshaus «von der Schenkerstochter»
Und «von der Serbensklaverei»;
Mit Eheleuten bei dem Gastmahl
(Wo böse Schwiegermutter haust),
Da singt er «von der Zauberpappel»
Und dann «Der Wind im Walde braust»;
Am Marktplatz von dem «armen Lazar»
Und von des Reichen böser Tat,
Dann singt er traurig, wie der Russe
Die Sitscha einst zerstöret hat.
So ist er stets, der Perebenda,
Der alte, wunderliche Mann,
Mit Lächeln hebt er an zu singen,
Doch bald zu weinen fängt er an.

Es weht der Wind auf breiter Steppe,
Er rauschet meerwärts, zum Liman.
Am Kurhan sitzt der blinde Spielmann
Und spielt auf seinem Teorban.
Die Steppe rings, ein breites Meer
Voll Leben, Blumen, Tiergewimmel,
Voll Kurhanhügel; fern, da fern
Verschwimmt die Steppe mit dem Himmel.
Der Steppenwind spielt mit dem Haupthaar
Und mit dem Schnurrbart, grau und lang,
Dann legt er sich zu seinen Füßen,
Zu lauschen seinem Zaubersang,
Wie seine blinden Augen weinen,
Von Wonne bebt des Sängers Herz,
Es lauscht der Steppenwind gar stille,
Dann rauscht er stürmisch himmelwärts.

Wohl verbirgt er sich, der Alte,
In der Steppe auf den Hügeln,
Dass die Winde seine Worte
Weit zerstreuen mit ihren Flügeln,
Dass sie keine Menschen hören,
Denn es sind ja Gottes Laute,
Freier führt mit Gott das Herz hier
Das Gespräch, das innig traute.
Reiner tönt zu Gottes Preis hier
Der Gesang und der Gedanke,
Fliegt herum im Weltenraume
Ohne Halt und ohne Schranke,
Wie ein Adler grau und mächtig
Schwebt er überm Erdengraus,
Schlägt den Himmel mit den Schwingen,
Ruht sich auf der Sonne aus,
Fragt die Sonne, wo sie schlafe,
Wie sie morgens sich erhebe,
Lauscht dem Meer, wovon es murmle,
Fragt den Berg, warum er bebe?
Und sogleich gen Himmel wieder,
Denn voll Elend ist die Erde,
Hat kein Plätzchen, keine Ruhstatt,
Nichts als Spott, nichts als Beschwerde
Für den Sänger, welcher klar sieht
Der Natur, des Lebens Tiefen,
Weiß, wovon die Quellen murmeln,
Wo die Sonnenstrahlen schliefen.
Fremdling ist er unter Menschen,
Einsam wie die Sonn' am Himmel.
Zwar ihn kennt die dunkle Menge,
Denn sie sieht ihn im Gedränge.
Aber wüssten sie, wie einsam
Er am Kurhan singet dort,

Wie er redet mit dem Meere,
Sie verlachten Gottes Wort,
Würden einen Narr ihn schelten,
Würden ihn von sich vertreiben:
Ist das Meer dein Freund, so lieber
Magst du bei dem Meer auch bleiben!

Wohl tust du dran, mein guter Sänger,
Dass du die Steppenfreiheit liebst
Und deinen Sang und deine Trauer
Anheim dem Steppenwinde gibst!
So singe fort, du guter Adler,
So lang noch frisch und jung dein Herz,
Das Volk erfahre niemals deine
Geheime Trauer, deinen Schmerz!
Und dass das Volk dich nicht verlache,
So tu ihm seinen Willen gleich,
Spring, Diener, wie der Herr dir pfeifet,
Dazu ist auch der Herr so reich!
So ist er stets, der Perebenda,
Der alte, wunderliche Mann,
Beginnt ein Hochzeitslied zu singen
Und gleich ein Trau[e]rlied fängt er an.

Im Kerker

Im Kerker, in der Einsamkeit,
Mit wem kann teilen ich mein Leid?

So such' ich in mir selbst ein Wesen,
Das mir das Elend hülfe tragen...
Ich suche Gott und finde etwas,
Wovon mich ekelt auch zu sagen.

So hat das Alter mich gebrochen
Und bittres Elend! Und dazu
Verging so wolkig, ach, so öde
Mein heil'ger Sommer wie im Nu,

Dass die Erinnerung mir keinen,
Ach, keinen Vorfall ruft zurück,
Von dem ich freudig sagen könnte:
Das war ein schöner Augenblick!

Und doch heischt auch mein Herz den Trost,
Und doch verlangt es so inständig
Nach einem einz'gen stillen Wort...
Vergebens! Täglich und beständig

Drückt dieser Fluch mich fort und fort,
So wie im Feld der Schnee, der weiche,
Bedeckt die noch nicht kalte Leiche.

Kaukasus

Hoch ragt das Gebirg, von den Wolken umflort,
Das Elend sprießt auf und das Blut fließt auch dort.

Dort leidet Prometheus den ewigen Schmerz,
Der Adler zerhackt ihm die Brust und das Herz.
Doch immer erneut es und kräftigt sich schnell,
Und nimmer versiegt der lebendige Quell,
Nie stirbt unser Geist, nie ermattet sein Flug,
Nie führt ein Tyrann auf den Wogen den Pflug
Und fesselt den Geist, das lebendige Wort,
Und schändet den göttlichsten menschlichen Hort!

Wir stemmen Dir uns nicht entgegen,
Wir richten Deine Werke nicht.
Wir schrein nur in der Nacht nach Licht,
Wir mischen auf den dunklen Wegen
Mit Schweiß und Tränen unser Brot!
Die Henker martern uns, o Gott,
Und treten unser Recht mit Füßen!
Wann hebst Du's auf und lässt sie's büßen
Und gönnst den Hartgeprüften Ruh,
Und blickst uns lebenspendend zu?

Wir glauben: gerecht bist Du, mächtig und gut,
Die Freiheit erglänzt und die Wahrheit hienieden,
Die Menschheit verjüngt sich im ewigen Frieden,
Doch eh' das geschieht, fließen Ströme von Blut!

Hoch ragt das Gebirg, von den Wolken umflort,
Das Elend sprießt auf und das Blut fließt auch dort!

Dort trieben wir von Gottes Gnaden
Die arme Freiheit (unberaten
Und nackt und hungrig!) in die Enge
Und hetzten fort... Es fiel 'ne Menge
Von wohlgedrillten Soldaten...
Von Blut und Tränen ganze Läufe,
Um aller Zaren Durst zu lindern,
Mit Kindern sie und Kindeskindern
In Witwen tränen zu ersäufen!
Von Mädchenzähren, still vergossen
In dunkler Nacht, von Muttertränen,
Die wie ein sengend Feuer flossen,
Von alten, blut'gen Vatertränen
Nicht Flüß', es floss ein ganzes Meer,
Ein Feuermeer! O Ruhm und Ehr'

Den Hunden, den Treibern, den jagenden Scharen,
Und unserem gnädigen Väterchen Zaren!
O Ruhm und Ehr'!

Ja, Ruhm auch euch, ihr blauen Berge,
Vom glüh'nden Gletschereis umstarrt!
Ja! Ruhm auch euch, ihr kühnen Kämpen,
Ob Tod, ob Fessel euer harrt!
So kämpft nur fort, ihr werd't doch siegen,
Gott steht euch bei im guten Streit;
Mit euch ist Kraft und heil'ge Freiheit,
Mit euch ist die Gerechtigkeit!

«Tschurek und Sakla – dein Revier,
Sind nicht geschenkt und nicht erbeten,
Und niemand – glaub's nur! – raubt sie dir,
Und niemand schmiedet sie in Ketten.
Doch wir sind aufgeklärt ja schon,
Wir lesen Gottes hehre Worte
Und von des tiefsten Kerkers Pforte
Bis zu dem golden-hohen Thron
Sind wir bald Bettler, bald Spion.
Kommt nur zu uns, da lernt ihr bald's,
Wie teuer sind das Brot, das Salz!
Wir sind ja Christen: Schulen, Tempel
Sind unser alles Gut, selbst Gott, –
Nur dieser Sakla, zum Exempel,
Warum steht er bei euch, zum Spott,
Und nicht bei uns? Was schmeißen wir
Euch den Tschurek nicht so, den euern,
Wie einem Hund? Warum müßt ihr
Das Sonnenlicht uns nicht besteuern?
Dies, und nichts mehr! Wir sind nicht Heiden,
Wir sind ein echter Christenschlag:

Wir sind mit wenigem bescheiden.
Und schlösset ihr, statt uns zu meiden,
Mit uns den freundlichen Vertrag,
Wir lehrten vieles euch zumal.
Dazu ist Russland ja so groß,
Sibirien so grenzenlos!
Und Völker, Kerker – ohne Zahl!
Von Krym bis Finnland, weit und breit
In allen Sprachen alles schweigt,
Vor Wohlergehn!.. Bei uns – nicht übel! –
Der heil'ge Mönch, der liest die Bibel
Und lehrt: Ein König war einmal,
Der hatt' ein'n großen Schweinestall,
Der raubte seines Freundes Weib,
Erschlug den Freund zum Zeitvertreib, –
Ist jetzt im Himmel! Seht ihr itzt,
Wer da bei uns im Himmel sitzt?
Ihr seid noch Wilde und Barbaren,
Die Kreuzessegnung nicht erfahren:
Da lernt ihr, wie man raubt, stibitzt,
Geraubtes mit dem Pfaffen teilt
Und grad dann in den Himmel eilt
Mit ganzer Sippschaft nah und ferne!..
Bei uns?.. Was ist uns nicht bekannt?
Wir säen Korn, wir zählen Sterne,
Wir schimpfen das Franzosenland.
Verkaufen und verspielen gut
Die Menschen – keine Neger, nein! –
Die Christen, nur vom Bauernblut.
Wir schachern nicht – das ist nicht fein! –
Mit dem Gestohl'nen, wie der Jud', –
Wir tun's legal und wohlgemut!»

Ihr tut's legal? Ihr tut's gesetzlich?
Ihr liebt die Brüder? – [S]agt ihr gleich?
O Pharisäer, Wortverdreher,
Des Himmels Fluch schwebt über euch!
Ihr liebt die Haut auf euerm Bruder,
Nicht seine Seele, nicht seine Ruhe,
Und häutet ihn legal, der Tochter
Daraus zu machen einen Schuh,
Dem Bastardkind zur Morgengabe,
Und für Pantoffel euerm Weib,
Sich selbst für den, vor Weib und Kindern
Geheimen, eklen Zeitvertreib!
Für wen bist du am Kreuz gestorben,
O Christus, hehrer Menschensohn?
Für gute Menschen? Für die Wahrheit?
Nein, den Tyrannen nur zum Hohn!
Die Tempel, Bilder und Kapellen,
Die Kerzen und der duft'ge Rauch
Und vor dem Zeichen deiner Qualen
Unzähliger Gebete Hauch –
Für Raub und Mord und Blutvergießen!
Lass reichlich Menschenblut nur fließen,
Empfang dann von der dankbar'n Hand
Ein Tuch, gestohlen aus dem Brand!

«O, aufgeklärt sind wir, und wollen
Aufklären andre ganz und gar!
Der Wahrheit blendend Bild entrollen
Vor deinem blinden Aug', Barbar!
Sollt alles lernen, – aber schaut!
Lasst euch von uns nur unterweisen:
Wie man die starken Kerker baut,
Wie man die Fesseln macht von Eisen,
Wie man sie trägt und wie man flicht

Die langen, knotenreichen Knuten,
Wie man damit den Starrsinn bricht,
Wenn eure Rücken drunten bluten –
Das alles sollt ihr wissen, glaubet!
Ergebt nur willig eure Wehr,
Das Letzte –, weil wir schon geraubet
Die Felder und das freie Meer!»

Auch dich trieb man hin, du mein einziger Freund,
Mein Jakob, mein Edler! Nicht für die Ukrain,
Nein, für ihren Henker hast müssen vergießen
Dein edles Blut, und hast ausleeren müssen
Vom Moskauer Becher das Moskauer Gift...
O guter, o mein unvergesslicher Freund!
Schweb auf mit lebendigem Geist in Ukrain.
Flieg hin zu dem Volk, wo das Unheil es trifft,
Und sei des Vergangnen ein treulicher Hüter
Und wein' mit Lebend'gen recht herzlich und bitter,
Und mich auch erwarte zum freien Verein!

Doch eh' dem so ist, will ich streu'n
In Liedern meine grimme Pein;
Da mag sie zeitigen geschwind,
Da mag sie rauschen mit dem Wind!
Der duft'ge Steppenwind, er flieht
Und trägt [zu] dir mein herbes Lied...
Umlispelt es so liebend dich,
Und hörst das Lied du Wort für Wort,
So lieb' unendlich, fort und fort,
Die Ukraine, Freund, und mich!

[Fassung 1882]

Auch dich, mein Freund, dich trieb man hin,
Mein Jakob, der so lieb und gut!

Nicht für die Mutter Ukrain,
Für ihren Henker floss dein Blut;
Und aus dem moskowitzschen Becher
Hast du, ein unglücksel'ger Zecher,
Geleert das moskowitzsche Gift.
O guter Freund! Mit Flammenschrift
Schrieb deinen Namen in mein Herz
Dein Martertod! So flieg denn hin,
Ein lichter Geist, nach Ukrain!
Den Heldengeistern zugesellt;
Schweb' über Steppen, Fluss und Feld,
Treu hütend unsre letzte Hab':
Der Vorzeit arg zerwühltes Grab,
Beweinend mit mitleid'gem Sinn
Der Gegenwart Ruin und Schmerz.

So walte du dort bis der große Befreier,
Der Tod, mich dem grausigen Kerker entreißt,
Dann feiern wir unsre Vereinigungsfeier –
Als freier Geist mit freiem Geist.

Doch eh' es kommt, will ich streu'n
In Liedern meine grimme Pein;
Da mag sie zeitigen geschwind,
Da mag sie rauschen mit dem Wind!
Der duft'ge Steppenwind, er flieht
Und trägt zu dir mein herbes Lied.
Mit Liebestränen nimmst du's an
Und lispelst still die Wort' für dich,
Erinnerst dich an den Kurhan,
An Steppen, Berge und an mich.
Umlispelt es so liebend dich,
Und hörst das Lied du Wort für Wort,
So lieb unendlich, fort und fort,
Die Ukraine, Freund, und mich!

Der Abend im Dorfe

Vor jedem Haus ein Weichselgarten,
Die Käfer summen in dem Grün;
Es führt den Pflug der Pflüger kühn,
Mit Sang nach Haus die Mädchen ziehn,
Wo Mütter mit dem Essen warten.

Im Freien sie ihr Mahl verzehren.
Es blinkt der Abendstern so traut...
Die Speisen trägt die junge Braut,
Die Mutter möchte sie belehren,
Doch singt die Nachtigall so laut.

Im Freien, nah dem Mutterherzen,
Die Kleinen schlummern und die Braut,
Die Mutter nur zum Himmel schaut.
Still ringsum, nur die Mädchen scherzen
Und klagt die Nachtigall so laut.

* * *

Nimm keine Reiche,
Denn sie vertreibt dich aus dem Haus;
Nimm keine Arme,
Denn dann ist's mit der Ruhe aus.
Die freie Freiheit,
Die nimm und den Kosakenruhm,
Soll sie auch nackt sein,
Ist sie nur frei, so sei es drum!
Was Trost, was Mitleid?
Da darfst du keinem Rede stehn,
Was schmerzt, was freut dich,
Du weißt es selbst und lässt es gehn.
Man sagt: zu zweien

Uns leichter selbst die Träne fließt...
's ist Lug: man weinet
Am leichtesten, wenn allein man ist.

* * *

Jenes breite Tal,
Jene hohen Bäume,
Jene Abendzeit,
Unsre Liebesträume,
Nie vergess' ich sie!
Waren ach, vergebens!
Traurig schieden wir,
Und des jungen Lebens
Beste, schönste Zeit
Schwand dahin so bitter!
Und gebeugt, geknickt
Sahen wir uns wieder.
Eine Witwe du,
Ich in Sklavenketten,
Und wir leben nicht,
Schleppen uns, wie Kletten
Auf der Welt herum,
Denken still und trübe
An das einst'ge Glück,
An die tote Liebe.

* * *

Wohl bin ich schön,
Wohl bin ich reich, –
Doch ein liebend Herz
Wo find' ich's gleich?
Ach, ohne Lieb'
In der Einsamkeit
Wie lebt sich's so schwer

Im Seidenkleid!
Wohl fänd' ich Lieb'
So treu und schlicht
In des armen Waisen Herzen, –
Doch darf ich's nicht.
Mein Vater wacht,
Meine Mutter wacht,
Lassen nie allein mich gehen
In den Garten bei Nacht.
Und lassen sie auch
Mich einmal – gleich erscheint
Mir zur Seite der Alte,
Der Verhasste, der Feind.

* * *

Wohl hab' ich Augen so klar und licht,
Doch seh' ich mit ihnen kein lieb Gesicht,
Doch seh' ich, o Mutter, kein lieb Gesicht.

Wohl hab' ich Hände so zart und warm,
Doch kein liebend Wesen ruht mir im Arm,
Kein Liebster, o Mutter, ruht mir im Arm.

Wohl hab' ich Füßchen so zierlich und klein,
Doch tanzen sie niemals in festlichen Reih'n,
Nie tanz' ich, o Mutter, in festlichen Reih'n.

Am Aralsee

Ungewaschen der Himmel
Und verschlafen die Wellen
Und am Ufer, so weit man nur blickt,
Schilf und Schilf wie betrunken,
Ohne Wind hingesunken
Neigt sich, beugt sich und raschelt und nickt.

Mein Gott, soll ich noch lange
An dem elenden Tange,
In dem offenen Kerker zumal,
In den dumpfigen Mauern
Meine Tage vertrauern
Und versauern mir selber zur Qual?

Keine Antwort! Beständig
Nickt das Gras wie lebendig,
Will die Wahrheit mir nimmermehr sagen;
Ach, und mehr
Hab' ich niemand zu fragen.

In der Fremde

Die Sonne wärmt nicht in der Fremde
Und brannte doch daheim so heiß...
In der ruhmvollen Ukraine
War ich ja auch nicht froh, Gott weiß.
Hat mich doch niemand dort geliebt,
War ich allein doch und verlassen...
Ich irrte, betete zu Gott,
Fluchte die feilen Herrscherklassen,
Dacht' an die alten, bösen Zeiten,
Da Wahrheit kreuz'gen war die Mode;
Gekreuzigt wurde Christus damals,
Heut' auch entging' er nicht dem Tode.

Nein, nirgend bin ich froh und nirgend
Werd' ich's auch sein – so sei es drum!
Und doch auch in der fernen Fremde
Wünscht' ich, und das auch nur darum,
Dass mir der Sarg vom fremden Holze
Von Russen nicht gezimmert werde,

Dass mir von meinem heil'gen Dnibr
Auch nur ein kleines Stückchen Erde
Die heil'gen Winde brächten her.
Und nichts mehr, Brüder, gar nichts mehr!

Ein einziger Wunsch, und doch vergebens!
Wird von der Zeit er weggespült!
Wozu auch Gott damit beläst'gen?
Er wird doch bleiben unerfüllt!

Mein letzter Wille

Wenn ich sterbe, so begrabt mich
Auf des hohen Kurhans Zinne,
Mitten in der breiten Steppe
Der geliebten Ukraine,
Dass ich grenzenlose Felder
Und den Dnibr und seine Fälle
Sehen könnt' und hören könnte
Das Gedröhn der großen Welle.
Wenn, geschwollen einst vom Blute
Der Bedrucker, der Tyrannen,
Sie, ins Meer sich zu ergießen,
Freudig rauschen wird von dannen,
Dann verlass' ich diese Steppen,
Alle diese lieben Stätten,
Schwinge mich empor zum Himmel,
Preise Gott in Dankgebeten.
Aber bis dahin, o Brüder,
Will von keinem Gott ich wissen.
Ja, begrabt mich und erhebt euch,
Bis die Ketten ihr zerrissen,
Bis von Feindesblut gerötet
Blinkt der Freiheit Morgenstrahl!

Dann, o dann im frohen Bunde
Denket meiner auch einmal!

Das Vermächtnis

Wenn ich sterbe, so bestattet
Mich auf eines Kurhans Zinne,
Mitten in der breiten Steppe
Der geliebten Ukraine, –
Dass ich grenzenlose Felder
Und den Dnipr und seine Schnellen
Sehen kann und hören möge
Das Gebraus der großen Wellen.
Wenn sie von der Ukraine
Schwimmen fort ins Meer und schleppen
Feindesblut und Feindesleichen,
Dann verlass' ich Berg und Steppen,
Schwing' bis zum Gott empor mich
Von dem Sturme hingerissen
Um zu beten – doch bis dahin
Will von keinem Gott ich wissen.
Ja, begrabt mich und erhebt euch,
Und zersprengt eure Ketten,
Und mit schlimmem Feindesblute
Möge sich die Freiheit röten!
Und am Tag, der euch die Freiheit
Und Verbrüderung wird schenken,
Möget ihr mit einem stillen,
Guten Worte mein gedenken.

Such nach Schönem, such nach Gutem!

Franko in Fremdübersetzungen

390/101

Schau lang auf sein goldtes Kinn
Der alte Joseph der euboeer
Ging er und grünte nie gelübt
Und sagte still, auf welchen Wegen
Weilst du so lang, so weit von Haus?
Hörst du doch Kinde und ruh dir aus
Kinn wolle dich ein Nuchmal kehren
Kinn und dem jungen frohen Kinn
So Kinn und dem, so Kinn und dem
Die da von einem Gast gesprochen!
Wer ist's? - Er kommt von Marroth
Kinn will besinn hier überwachen,
Er spricht, so Kinn ist der Gott der Schlachten!
Linn alle Kinn und Kinn
Kinn ist er keiner Kinn und Kinn

Ja Kinn der Gast Kinn
Dann ist, so Kinn, so Kinn und Kinn
Kinn ist er keiner Kinn und Kinn

Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn
 Kinn ist er keiner Kinn und Kinn

5

1941
 1942
 1943
 1944
 1945
 1946
 1947
 1948
 1949
 1950
 1951
 1952
 1953
 1954
 1955
 1956
 1957
 1958
 1959
 1960
 1961
 1962
 1963
 1964
 1965
 1966
 1967
 1968
 1969
 1970
 1971
 1972
 1973
 1974
 1975
 1976
 1977
 1978
 1979
 1980
 1981
 1982
 1983
 1984
 1985
 1986
 1987
 1988
 1989
 1990
 1991
 1992
 1993
 1994
 1995
 1996
 1997
 1998
 1999
 2000
 2001
 2002
 2003
 2004
 2005
 2006
 2007
 2008
 2009
 2010
 2011
 2012
 2013
 2014
 2015
 2016
 2017
 2018
 2019
 2020
 2021
 2022
 2023
 2024
 2025



AUS DEM ZYKLUS «EXCELSIOR!»

Die Steinbrecher

Ein Traumbild sah ich einst, gar sonderbar und wehe:
Mir war's, als ob ich fern, in öder Wüstenei,
An eine Felsenwand von schauerlicher Höhe
Mit Eisenketten fest und hart gebunden stehe,
Und tausende, wie ich, gekettet mit dabei.

Gefurcht war jede Stirn von Schmerz und Lebenstücken,
Doch in den Blicken glomm der Liebe glühend Licht;
Die Ketten drückten schwer, wie Schlangenringe drücken,
Und sorgenvoll gebeugt war eines jeden Rücken,
Da eines Kummers Last aus jedem Auge spricht.

Mit Hammern eisenschwer stehn wir da, ungezählte ...
Und eine Stimme ruft uns zu von oben her:
«Zerstöret diesen Fels! Trotz Hitze, Glut, trotz Kälte,
Trotz Hungersqual und Durst, denn Ihr seid hier Erwählte,
Und Euch befahl dies Werk des Himmels Allmacht hehr!»

Und alle, wie ein Mann erhoben wir die Hände,
Und tausend Hammer Schlag umdröhnt den ersten Stoß:
Gleich tausendfach zerbrach das Felsgestein der Wände,
Und flogen tausende Felssplitter durchs Gelände,
Doch wir, verzweiflungsvoll, wir schlugen weiter los.

Wie eines Wasserfalls, wie einer Schlacht Getöse
Erdröhnt der Hammerschall weithin im wüsten Ort;
Dass Zoll um Zoll vor uns das Felsgestein sich löse,
Ob manch' von uns auch wund, ob Hölle auch erböse,
Wir hämmerten drauf los und schritten weiter fort.

Und alle wussten wir, dass nie des Ruhmes Kränze
Uns Menschendank dereinst bewundernd flechten wird,
Dass, bis der freie Weg den Blick von uns erglänze,
Wir alle todesmüd', vor Qual erschöpft zur Gänze
Hinsinken noch am Weg, den unser Tod umirrt.

Doch keine Ruhmesgier gedachten wir zu stillen,
Der Heldenlieder Lob – es tönt uns kalt, fürwahr!
Denn Sklaven sind wir nur, jedoch aus freiem Willen,
In schweren Ketten wohl, doch um der Freiheit willen,
Auf Fortschritts hehrer Bahn – der Steinbrecher Schar.

Und alle glaubten wir, dass also im Vereine
Den Fels zertrümmern wir, zermalmend den Granit:
Dass mit dem eig'nen Blut, mit eig'nem Gebeine
Den Weg erbauen wir, befreit vom Felsgesteine,
Und neuen Lebens Glück nach uns die Welt einst sieht.

Und alle wussten wir, dass fern im Heimatkreise,
Den wir verließen einst, als unser Tag genaht,
Wohl Mutter, Frau und Kind sich grämen schwererweise
Und keine Stimme tönt zu unsrem Lob und Preise,
Nur Flüche werden laut, verdammend unsre Tat.

Auch wussten alle wir, dass nichts uns Trost gewährte,
Dass tief gar mancher litt, und manche Träne floss;
Doch keiner Tränen Glut und keiner Qualen Härte
War stark genug, dass sie uns unser Werk zerstörte –
Nein! Seinen Hammer ließ von uns nicht einer los.

So schaffen wir vereint durch heiliges Bestreben,
Das hehre Ziel vor uns, gehorsam dem Gebot;
Und ob verflucht wir auch, vergessen hier im Leben,
Der Weg zur Wahrheit wird durch uns gebahnt und eben,
Und aller Menschen Glück kommt erst nach unsrem Tod.

(Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj)

Die Steinbrecher

Gar seltsam war mein Traum. Zu Füßen mir hingeleitet
Unendlich ohne Ebene und wüst und wild,
An einen Fels, der hoch sich in den Himmel weitet,
Steh festgekettet ich, die Arme ausgebreitet;
Und weiter Tausende gleich mir auf dem Gefild.

Und jede Stirne trägt des Lebens Leidenszeichen.
In jedem Auge loht ein Liebesfeuer heiß,
Und Ketten jedes Händepaar schwer drückend bleichen,
Und tief gebückt ist jeder Nacken, wie zu weichen
Der einen harten Last, die allen treibt den Schweiß.

Schwer ruht ein Eisenhammer jedem in den Händen,
Und donnernd dröhnt herab uns eine Stimme stark:
«Sprengt diesen Fels! Die Arbeit hier sollt Ihr vollenden
Trotz Glut, trotz Frost! Müh, Hunger, Durst darf es nicht wenden.
Bestimmt ward, dass den Fels Ihr treffet bis ins Mark!»

Und wie ein Mann stehn wir mit hocherhobnen Händen,
Und tausend Hämmer dringen auf den Felsen ein.
Nach tausend Seiten hin sich Stücke stiebend wenden
Und ganze Blöcke mit; so voll Verzweiflung senden
Frisch Hieb auf Hieb wir in die Stirne dem Gestein.

Wie Wasser niedersausen, Waffen wild erklingen,
Scholl das Gedonner unsrer Hämmer immerzu,
Mit jedem neuen Schlag neu feiernd ein Gelingen.
Und wenn mit Wunden manche auch von dannen gingen,
Wir drangen weiter vor, uns brachte nichts zur Ruh.

Und alle wussten wir, dass Ruhm uns nie wird krönen,
Dass trotz der harten Müh die Nachwelt uns vergisst,
Dass mit dem Weg die Menschen sich aussöhnen
Erst, wenn von uns gebahnt, geebnet sie ihn wähen,
Wenn unter ihm Staub unser Leib und Moder ist.

Doch ging nach Menschenruhm auch niemals unser Trachten,
Denn nicht Heroen sind wir und nicht Helden hier.
Nein, Knechte, trotzdem wir mit Fesseln hier bedachten
Sie nahmen selbst, die uns zu Freiheitsklaven machten:
Nur Steinbrecher sind auf dem Weg zum Fortschritt wir.

Und tief war unser Glaube, dass mit eignen Händen
Den Fels wir sprengen, ihm entreißend Stück um Stück:
Dass wir mit eignum Blute und Gebein vollenden
Den Weg, der neu und festgefügt, wird blenden
Die Welt mit neuem Loben voll von neuem Glück.

Auch wussten wir, dass in der Welt wo, in der weiten,
Die wir der Müh geweiht, dem Schweiß, der Plag,
Nach uns die Hände Mutter, Frau, Kind weinend breiten,
Und dass uns Freund wie Feind wünscht in Unseligkeiten
Und die Idee, die unser Werk gebracht dem Tag.

Und das fuhr schmerzhaft oft uns durch der Seele Tiefen,
Das Herz schlug hoch, es war bedrängt die Brust vom Leid;
Doch waren taub wir, wenn uns Leid und Tränen riefen,
Von unserm Werk vor Flüchen selbst wir nicht entließen,
Und keiner Hand entsank der Hammer vor der Zeit.

So stets wir, eine Schar in Ketten, vorwärts schreiten,
Den Hammer in der Hand mit fester Zuversicht;
Mag uns die Welt vergessen, uns ihr Fluch begleiten,
Wir sprengen doch den Fels, der Wahrheit zu bereiten
Den Weg – und aller Glück aus unserm Grab erst bricht.

(Aus dem Ukrainischen von Wilhelm Horoschowski)

Die Steinklopfer

(Hier gekürzt)

Ein sonderbarer Traum: Ich sah in fernem Lande
Vor grenzenloser, wilder Steppenfläche – mich;
Ich selbst geschmiedet in der Eisenketten Bande,
An eines himmelhohen Bergs granitnem Rande,
Daneben Tausende von Brüdern, gleich wie ich.

Ein jeder schleppt in Fäusten einen schweren Hammer,
Und eine Stimme schallt herab wie Donnerstoß:
«Durchbohret diesen Berg! Es darf nicht Glut, noch Jammer
Behindern euch! Ertragt den Durst der Felsenkammer.
Denn diesen Berg zu splintern, ist nun euer Los.»

Und alle hoben wir gemeinsam unsre Hände,
Zehntausend Hämmer prallten an den Stein und Firn.
Nach tausend Seiten splitterten granitne Wände:
Verzweifelt schlugen wir und rastlos, ohne Ende,
Bei Tag und Nacht an des Gebirges Felsenstirn.

Wie Schall des Wasserfalls, wie Brüllen der Geschütze,
So dröhnten unsre Hämmer wuchtig an den Fels;
Um jeden Zollbreit kämpfend, jede Spalte, Ritze,
Gewannen Boden wir, trotz Tod und Frost und Hitze,
In Eis und Schnee, in Schutt und Steinschlag des Gerölls.

Such nach Schönem, such nach Gutem!

Und alle wussten wir, dass Ruhm nicht und nicht Ehre,
Nicht Dank uns blüht bei diesem blut'gen Steinbehau:
Bis dass der Tunnel das Gebirg dereinst durchquere,
Bis wir den Weg geebnet – hin zum Meere.
Und unsre Knochen dort vermodern, altersgrau.

Doch kalt lässt uns der Ruhm von menschlichem Geschlechte,
Wir sind nicht Helden, gleichen nicht den alten Rittern;
Auch als Leibeig'ne schleppen wir aus freiem Rechte
Die Fesseln und die Last: Wir sind der Freiheit Knechte,
Die auf der Bahn des Fortschritts Steine nur zersplittern!

(Aus dem Ukrainischen von Hans Koch)

AUS DEM ZYKLUS «UKRAINE»

Keine Zeit, keine Zeit, keine Zeit...

Keine Zeit, keine Zeit, keine Zeit,
Für moskwitische, polnische Fron!
Übervoll ukrainisches, uraltes Leid:
Leb dir selbst, ukrain'sche Nation!
Keine Zeit, keine Zeit, keine Zeit,
Für Gelichter zu bluten als Knecht,
Und zu lieben den Zaren, der stückweis' uns schneid't:
Lieb dich selbst, ukrain'sches Geschlecht!
Keine Zeit, keine Zeit, keine Zeit
Sei für Zwietracht, für Missgunst vertan;
Es verderbe, wer Brüder durch Frevel entzweit!
Uns vereint ukrainische Fahn!
Denn es ist, ja fürwahr, hohe Zeit:
In der schweren, entscheidenden Schlacht
Für die Freiheit wir fallen, doch über uns weihet
Sich der Heimat unsterbliche Macht.

(Aus dem Ukrainischen von Hans Koch)

AUS DEM ZYKLUS «DE PROFUNDIS»

Hymnus

Er, der ewig vorwärts strebt –
Der Geist, stürmend zum Gefecht,
Zum Gefecht für Glück und Recht, –
Er ist nicht tot, er lebt!
Nicht der Pfaffen blutig' Morden,
Nicht der Fürsten Söldnerhorden,
Nicht Tyrannen, Zwang und Ketten,
Und Kanonen Blitz, Raketen,
Nicht Verräters schnöde Hand
Haben ihn ins Grab gebannt.

Ja, er lebt, er ist nicht tot!
Wenn auch tausend Jahre alt,
ist er jung noch an Gestalt,
Rafft sich aufwärts, wächst und droht! –
Schreitete vorwärts siegbekränzt,
Wo die Morgenröte glänzt.
Reißet bald mit Feuerwort
Millionen mit sich fort, –
Millionen folgen bald,
Wenn sie ruft des Geist's Gewalt.

Und sein Ruf ertönet weit:
In den niederen Bauernhütten,
An des Handwerks Arbeitsstätten,
Wo nur wohnt Weh' und Leid.
Und wo seine Boten ziehen,
Kummer, Elend von da fliehen.
Und es wächst Mut und Kraft,
Und des Kampfes Leidenschaft,
Und der Väter Blut und Wunde
Bringt den Kindern Siegeskunde.

Denn der Menschheit Glücksverkünder:
Wahrheit, Licht und Wissens Macht,
Bleiben einige Überwinder
Zu der großen Weltenschlacht.
Überfluten wie Lawinen
Der gestürzten Lüg' Ruinen
Und wo in der weiten Welt
Ist die Kraft die sie aufhält,
Die verdunkeln könnte ganz
Je der Wahrheit Sonnenglanz?

(Aus dem Ukrainischen von Karl Bader)

AUS DEM POEM «MOSES»

Prolog

Mein Volk, o du gequältes Volk voll Wunden,
Dem Lahmen gleich in seinem irren Gange,
Von schnöder Pest des Menschenargs zerschunden!

Um deine Zukunft wird mir angst und bange,
Denn tief wird einst an dir die Schande nagen,
Zum Fluch geworden dir jahrhundertlange.

Welch' Unglücksgott ließ dich das Los ertragen,
Ein Knecht zu sein den Nachbarn, – nie gebietend,
Ein Zugtier nur in ihren stolzen Wagen?

Sollst ewig du, voll stummen Zornes brütend
In heuchlerischer Demut Sklavenhülle
Vor jedem kriechen, der voll Raubgier wütend

Dich knechtete, bezwingend deinen Willen?
Ward dir allein vom Gott es nicht gegeben
Durch Tat zu zeigen deiner Kräfte Fülle?

Fleh'n nicht so viele Herzen in dem Leben
Voll reinster Liebesglut um dein Erhalten,
Mit Leib und Seele dir, mein Volk, ergeben?

Umsonst war deiner Kämpfer heißes Walten?
Soll nimmermehr dein schönes Land erstehen,
Sich frei und hehr und mächtig zu entfalten?

Umschwebt dein Wort umsonst des Geistes Höhen?
So zart, so heiter, reich an stärksten Tönen
Lässt nie dein Wort das Höchste auch verstehen?

Umsonst auch deines Liedes wehes Sehnen,
Sein helles Lachen, seine Liebesklagen,
Der Hoffnung Schimmer und der Freude Tränen?

O nein! Nicht nur das Weinen und Verzagen
Sind dein! Ich glaube an die Geisteskräfte
Und sehe deine Auferstehung tagen.

O, wenn die Zeit dem Worte folgen möchte,
Und wenn ein Wort zu schaffen es gelänge
So heilsam läuternd wie des Feuers Mächte!

O, wäre so ein Lied – voll hehrsten Klänge,
Die Millionen hin zum Licht entführen,
Den Geist befreiend aus der Daseinsenge.

Ja – wenn ...! Doch wir, die wir voll Sorgen irren,
Vom Zweifel mürb, gebrandmarkt von der Schande, –
Wir können dich zu keinem Kampfe führen.

Such nach Schönerem, such nach Gutem!

Doch kommt die Zeit... Und gleich dem Flammenbrande
Erhebst du dich, dein Land dir zu erringen,
Vom Kaukasus hin bis zum Beskidslande.

Weit bis ans Schwarze Meer wirst frei du dringen –
Und nach Jahrhunderten der Not und Knechtung
Wird dir dein Kampf die Herrscherkrone bringen.

(Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj)

AUS DEM ZYKLUS «JÜDISCHE MELODIEN»

Die Federn

Wie Schneeflocken über Ruinen,
Von grollenden Mengen zerrissen,
Fliegt auf mit den tosenden Winden,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Wie Schneefall erhebt unsre Klage,
Die Felder mit Weiß umgerissen,
O Zeugen der greulichen Plage,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Ihr wollt unser Leid wohl nicht sehen,
Das wir hier erdulden nun müssen,
Erhebt euch ihr wirbelnd und wehend,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Damit ihr nicht seht unsre Güter,
So haltlos in Stücke gerissen,
Und wie sie uns Böses zufügen,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Wie gehen die Häuser zugrunde,
Beraubt bis zu den kleinsten Rissen,

Such nach Schönem, such nach Gutem!

Wie sie unsre Schenken ausplündern,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Ganz Schtetl stöhnt von gottlosen Scharen,
Die rauben und plündern verbissen,
So schaut auf diese Barbaren,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Schaut, welche Verluste ertragen
Wir hier, wie wir Tränen vergießen,
Die Wahrheit sollt ihr dann Gott sagen,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Lasst ihn unsre Leiden erfahren,
Die sich unermesslich ergießen,
Dass er schenkt uns tröstliche Strahlen,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Dass wir von den Völkern erwählt sind,
Einst Kerne von Manna gegessen,
Dass wir sein geliebtstes Kind sind,
O Federn aus jüdischen Kissen!

Dass er seine Macht nun bekundet
Und lässt seinen Schutz uns genießen.
So bringt ihm, o bringt ihm die Kunde,
O Federn aus jüdischen Kissen!

(Aus dem Ukrainischen von Nadiya Medvedovska)

Jakobs Vermächtnis

Wenn ich hier im Lande Misr sterbe,
Wenn mein Leben, wie Schatten, vergeht,
Will ich nicht so begraben werden,
Wie es sich in Ägypten gehört.
Ich will nicht als Toter verweilen,
Wo mein Leichnam die Lebenden stört, –
Mag mein Leib zu Staub wieder faulen,
Da aus Staub ihm das Leben gehört.
In einem Tuch aus Bast von der Steppe
Begrabt mich an dem Wegesrand,
Der zu Ägyptens feindlicher Stätte
Aus Gosen führt, dem seligen Land.
Er wird meiner Nachkommen Scharen
In die furchtbare Knechtschaft begleiten,
So kann ich vom Grab heraus hören
Ihre Seufzer, und Schmerzen, und Leiden.
Doch mein Geist, ungebrochen und mächtig,
Nährt die Hoffnung auf Freiheit beizeiten,
Ihre Tränen, so bitter und kläglich,
Meinen Knochen die Frische erhalten.
Wird der Morgen der Freiheit erblühen
Und mein Volk, wie ein Schwarm, sich erheben,
Um an Rote Gewässer zu ziehen,
Sich ins gelobte Land zu begeben, –
So beschwöre ich euch, in Gottes Namen,
Lasst meine Gebeine nicht liegen!
In Palästina und bei meinen Ahnen
Sollen sie ruhen in Frieden.
Großes Unglück wird das Land überziehen!
So unzählig, wie Sand in der Wüste,
Kommen Hundsflöhe, Läuse und Grillen,
Und befallen in Schwärmen die Küste.

Das Leben wird Allen zuwider,
Wenn diese in jedes Eck kriechen, –
So vernehmt die inständige Bitte,
Lasst meine Knochen nicht siechen.
Eine größere Strafe wird kommen,
Eh' man euch von den Fesseln befreit:
Für Blutsauger, vom Blute benommen,
Vater Nil sich voll Blut ihnen zeigt.
Lasst nicht zu, wenn er Land überschwemmt,
Dass durchnässt werden meine Gebeine
Und ich zum Gericht in blutigem Hemd
Vor dem Throne Jehovas erscheine.

(Aus dem Ukrainischen von Irena Spiech)

An die Assimilatoren

Die Juden wollt ihr vor euch beugen,
Berauben sie um ihr Gesetz,
Um eigene Sprache sie bringen?
All das wird nur scheitern zuletzt.

Und wisset ihr nicht, welche Stärke
Die uralte Sprache enthält?
Sie führte uns Juden seit jeher
Zum Licht durch die finstere Welt.

Sie ist unser Schild vor den Feinden,
Sie bringt uns Andenken und Schmerz.
In ihr schlägt des Urvaters Jakob
Auf immer verwegenes Herz.

Der einst in der Jugend so furchtlos
Mit Jahwe zum Zweikampfe trat,

Ihr wisset, wie Jakob im Alter
Bei dem Pharaos selbst auftrat?

Als Josef schon war in der Gnade
Nach manch wunderbaren Geschehen,
Dann wünscht' der ägyptische König
Den Vater des Günstlings zu sehen.

Der Patriarch traf aus der Steppe
In Pharaos Hauptstadt ein.
Zwölf bucklige große Kamele
Zertrampeln das wertere Gestein.

Inmitten von Pharaos Hofe,
Von sprachlosen Sphinxen umstellt,
Dort haben des Patriarchs Söhne
Die Zelte für sich aufgestellt.

Der Pharaos schickt die Minister
Zu künden den Hohen Ratschluss,
Sie sagen zum Alten: «Ein Fußfall
Gebührt unsrem König zum Gruß!»

Doch richtet er sich stolz hoch auf
Mit einem großartigen Schlag
Und spricht: «Nur dem einzigen Gotte
Bisher so zu Füßen ich lag.»

Das sagten Minister dem König –
Er rümpfte die Nase geschwind
Und spricht: «Macht ein Türlein so niedrig,
Als wäre es für ein Kleinkind.

Hierher bringt den trotzig Alten,
Wo er sich verbeugen doch muss,
So hab ich, auch wenn widerwillig,
Von ihm den gehörigen Gruß.»

Und führten sie Jakob zum König,
Gerade schritt er überall
Bis hin zu der winzigen Pforte:
«Komm her zu des Pharaos Saal!»

Ägyptische List schon durchschaut,
Am Eingang der Patriarch steht.
Ägypter, sie lachen im Stillen,
Doch spricht er ein stilles Gebet.

Und ward es! Gott Jahwe selbst streckte
Zu ihm seine mächtige Hand,
Von oben nach unten mit Flammen
Zerriss Er die steinerne Wand.

Und wie eine Palme gerade,
Durch Donnern und funkelndes Licht,
So trat Israel, unser Vater,
Vor des Pharaos Angesicht.

Vor Schrecken erbebend, erblichen,
Zu Boden der König sank dort.
Er sagte ihm: «Ja, groß ist dein Gott!»
Und dies war sein einziges Wort.

Gedenkt dieser alten Geschichte
Ihr alle, die ihr so begehrt
Uns Juden vor sich jetzt zu beugen,
Die ihr uns in Hochmut belehrt!

Meint nicht, dass schon schwächer geworden
Allmächtige ewige Hand,
Für welche sind gleich – Spinngewebe
Und kräftige steinerne Wand!

(Aus dem Ukrainischen von Nadiya Medvedovska)

AUS DEM ZYKLUS «VERWELKTE BLÄTTER»

* * *

Hörst du einst in der Nacht dicht am Fenster bei dir
Jemand weinen und schluchzen voll Schwere,
Bleib dann ruhig, mein Kind, öffne niemand die Tür.
Frage nicht, frage nicht, wer das wäre!

Kein Verwaister wird's sein, der da mutterlos irrt,
Auch kein Bettler, du Stern meines Herzens!
Nur die Liebe wird's sein, die zu dir mich geführt,
Nur die Qual meines blutenden Schmerzens!

(Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj)

* * *

Und wirst auch nie wie eine Blume blühn,
Wie die Levkoje, voll von Duft und Golde,
Und gehst du auch zu fremden Menschen hin
Ins Meer des grauen, dumpfen Alltags, Holde;
Rein bleibst du immer meinem Herz und Sinn
Und heilig, so, wie ich dich lieben wollte;
Wie Blume, die kein Frost noch Glut entstellen;
Wie Ideal – voll Glanz, weil fern den Welten.

Ich werde tragen dich im Herzen lang
Voll Liebe wie in einer Tempelhalle.
Und deine Schönheit mach' ich zum Gesang.
Den Augenglanz zum Wort von hellstem Schalle
Und den Korallenmund zum Rhythmenklang...
Und wie die goldne Fliege im Kristalle
Des Bernsteins ewig ewiglich muss wahren –
Blühst du so lang, als man mein Lied wird hören.

(Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj)

* * *

Deine Augen – Meerestiefen
Herrlich glänzend, spiegelrein
Meines Herzens einst'ge Qualen
Sinken spurlos dort hinein.

Deine Augen sind ein Bronnen,
Der auf Perlengründen ruht,
Und aus ihnen fließt mir Hoffnung,
und aus ihnen fließt mir Mut.

(Aus dem Ukrainischen von N. Cehlynska)

* * *

Deine Augen sind wie Meere,
Voller Klarheit, voller Ruh:
Welches Leid mein Herz verzehre,
Wie den Staub decken sie's zu.

Deiner Augen Brunnenreine
Leuchtet perlenhell zur Höh,
Und vom Hoffnungsternenscheine
Glänzt ein Schimmer meinem Weh.

(Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky)

Such nach Schönerem, such nach Gutem!

* * *

Mein Lied, mein wundgeschossner Vogel!
Verstummen sollst du und erblassen,
Hör auf zu weinen und zu lachen,
Die Bretter sollen wir verlassen.

Ich kann nicht an die Wunde rühren,
Um Lieb' zu flehn – fehlt mir der Mut,
Mit jedem Ton und jeder Strophe
Quillt aus der Wund' mein Herzensblut.

Mit jedem Ton und jeder Strophe
Wird leiser meines Liedes Klang,
Paar Töne nur – und dann verstummet,
Verklingt der traurige Gesang.

(Aus dem Ukrainischen von N. Cehlynska)

* * *

Nach schwerer endloser Erstarrung
Lebt wieder auf des Liedes Laut,
Wie aus den Trümmern eines Brandes
Die Feuerzunge flimmernd schaut.

Welch Glück – dass es wie Ruhe scheint
Auf dieser Trümmer warmem Herd,
Während in ihren Leid und Liebe
Als heller Funken weiter zehrt.

Will nicht verlöschen, noch verglimmen
Trotz meines reichen Tränentaus,
Der Windhauch weht hinweg die Asche – –
Jetzt Feuer – jetzt löschst du doch aus?

Nein – niemals – es wird nicht erlöschen!
So lodre denn, du Flamme, – hell!
Zerreiße Herz, dass frei entströmen
Wie Wogen meiner Lieder Quell.

(Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky)

* * *

Ich weiß nicht, was mich so um dich verzehret,
Womit du mich betörst, du Zauberfee,
Dass stets, wenn ich dein Antlitz vor mir seh,
Mein Herz nach Glück und Freiheit heiß begehret.

Und in der Brust regt sich Erinnerung an
Alte, vergessene, durchsonnte Tage,
Frühling und Blüten, junger Liebesbann
Steigt leis empor wie ferne schöne Sage.

Ich spüre Kräfte sich und Freiheit regen,
Gefesseltes, das sich zum Lichte ringt,
Frohsinn und Sanftmut lächeln meinen Wegen,
Wie es zu mir aus alten Zeiten klingt.

Und zitternd seh' ich dich vorübergehen,
So sieht das Schicksal nicht das Böse winken,
Ich wage in dein Antlitz scheu zu spähen,
Mir ist, als müsst ich vor dir niedersinken.

Wenn du ein Wort doch zu mir sagtest leis,
Ich wäre glücklich, wie nur Kön'ge scheinen,
In meinem Herzen barst das starre Eis,
Und heiße Freudentränen würd' ich weinen.

Wir können für einander gar nichts sein,
Nicht Bruder und nicht Freund darf ich mich nennen,
Das Leben wird wahrscheinlich ganz uns trennen,
Ich bleibe dann mit meinem Schmerz allein.

Der Zufall nur vergönnt mir, dich zu schauen,
Doch du blickst nimmermehr auf mich herab,
Jedoch dein Antlitz, dem Wort darfst du trauen,
Geleitet weiter mich bis in mein Grab.

(Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky)

* * *

Warum du Allerschönst lieb ich dich so sehr,
Dass in der Brust das Herz erzittert und erbebet,
Wenn du vorübergehst und stolz dein Haupt sich hebet?
Warum erfasst mich Trauer, Qual und Leid so schwer?

Birgt in dem stolzen Gang, in deiner Schönheit Meer
Ein tief Geheimnis sich, das halb verhüllt nur lebet,
In deinem Aug' und flüstert: «Sieh hier webet
Die Seele sich ein Leben eng und leer»?

Zuweilen hört man es, dass dieser Seele Leben
Aufweint und auf sich bäumt, dann wird das tiefe Weh
Ohn' dass du's weißt, sich in dein Antlitz weben.

Dann möcht' ich meine Seele bringen. Doch sogleich
Flammt da aus deinen Augen Spott, nur Hohn ich säh,
Und wendete mich stumm zurück, vor Schmerzen bleich.

(Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky)

* * *

Ja, dir allein gilt meiner Liebe ganze Glut,
So heiß, dass nimmermehr erlöschen kann ihr Bangen,
Ihr heimlich tief verborgener Trieb zerstört mein Blut,
Zerwühlt die Brust, und darf nie an Erfüllung hangen.

Du bist das schönste Lied, das meine Träume sangen,
Für das der Worte nie Farben bot, die gut,
Sei hochgepriesen, dass in deine sichere Hut
Gleichsam mein Glaube, meine Kraft gelangen.

Wie Liebe, die zerstört, wie hoffnungslos Begehren,
Wie ungesungne Lieder, heldenhaft Verwehren,
Wie alles das, womit die Seele sich ernährt,

Wie dieses Feuer, das zugleich erwärmt und senget,
Wie freier Tod, der alle Qual verdrängt,
So lieb' ich dich mit Lieb', die ewig währt.

(Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky)

DOKTOR BESSERWISSER

Abgesehen von seinem urdeutschen Namen ist Doktor Besserwisser ein Ruthene von reinem Blut, ein typischer galizischer Ruthene sogar, oder, wenn Sie so wollen, ein Ruthenus. Nicht alle kennen ihn unter diesem seinem echten Namen, denn er versteckt sich hinter verschiedenen Pseudonymen, aber trotzdem ist er uns allen bekannt; wir begegnen ihm auf Schritt und Tritt und unterhalten uns gerne mit ihm. Hat man ihn jedoch näher kennengelernt, schafft man es irgendwie nie, sich wirklich mit ihm anzufreunden. Der verehrte Herr Doktor ist einer elektrisch geladenen Nadel ähnlich, die sein verschrecktes, leichtes Opfer zunächst anzieht, dann jedoch wieder von sich abstößt.

Er hat nicht nur studiert, sondern ist zweifellos auch ein begabter und gebildeter Mensch. Aber da gibt es einen Haken. Sehen Sie, es gibt zwei Arten von gebildeten Menschen: Solche, die gut über gewisse Dinge Bescheid wissen, und solche, die alles besser wissen. Zweitere verfügen über komparatives Wissen – kein relatives Wissen, sondern komparatives. Wie soll ich Ihnen den Unterschied erklären? Sehen Sie, unser ganzes Wissen ist dadurch relativ, dass uns die absolute Wahrheit bereits aufgrund der Natur der Dinge verborgen bleibt. Die Vertreter positiven Wissens verstehen das genau und sagen deshalb: Hier und hier stehen wir auf dem festen Boden der Wahrheit, soweit sie unserer

Erkenntnis überhaupt zugänglich ist. Die Vertreter komparativen Wissens betrachten die Sache ganz anders. Es genügt ihnen zu sagen: Dieser oder jener Gelehrte hat dieses oder jenes, ein drittes, fünftes oder zehntes gesagt. Auf dieser oder jener Seite hat er diesen oder jenen Fehler, diese Ungereimtheit oder Inkonsequenz. Wie kann man nur solchen Unsinn schreiben! Ich, Doktor Besserwisser, weiß und behaupte, dass das Unsinn ist. Das bedeutet, dass ich der Wahrheit näher stehe, ich bin ein größerer Gelehrter als jener!

Pardon! Ich habe noch vergessen zu sagen, dass unser lieber Doktor Besserwisser genau zu dieser zweiten Kategorie gehört – zu jenen Leuten, die alles besser wissen als die anderen, denn sie finden überall einen Fehler. Von Natur aus sind sie mit der glücklichen Anlage versehen, zu glauben: Wenn ich diesen Fehler verbessere, heißt das, dass ich ein größerer Gelehrter als jener bin!

Hat er freilich irgendein echtes, positives Wissen? Sie wundern sich, wie man so eine Frage stellen kann? Sie kommt Ihnen paradox vor, denn wer würde sich schon trauen, einen Herrn in Frack und weißen Handschuhen zu fragen, ob er ein Hemd trägt?... Ha, meine Herren, unergründlich können die Geheimnisse der körperlichen und geistigen Toilette sein. Wer weiß, ob jeder Herr in Frack und Handschuhen tatsächlich ein sauberes Hemd anhat. Doktor Besserwisser läuft so eifrig in der Welt herum und sucht nach Menschen, mit denen er sich vergleichen und denen gegenüber er seine Überlegenheit zeigen kann, dass er absolut keine Zeit hat, seine eigenen geistigen Fähigkeiten zu zeigen. Um ein Loch in der Brücke zu finden, muss ich nicht unbedingt eine Brücke bauen können. Der Zaunkönig in der Fabel, der sich unter den Federn des Adlers versteckt hatte und vom Adler in die Höhe erhoben wurde, flatterte aus seinem Versteck heraus, als der Adler nicht mehr höher fliegen konnte, flog etwas höher und zwitscherte: «Siehst du, und doch fliege ich höher als du». Menschen nach Art unseres Doktor Besserwisser gab es also schon in Griechenland, als der alte bucklige Äsop diesen Menschenschlag

in seiner Fabel unsterblich machte. So hat unser verehrter Doktor eine weit zurückgehende und verzweigte Verwandtschaft.

Man behauptet, dass er von seinen Ambitionen aufgeessen werde und dass die Kröte, die sich mit so traurigem Effekt mit dem Ochsen vergleicht, die Frau seines Onkels auf väterlicher Seite oder die Frau seines Veters wäre. Ich weiß es nicht und ich bezweifle das. Es scheint mir, dass allein seine Ambitionen einen Menschen nicht dazu bringen würden, danach zu streben, alles besser als die anderen zu wissen. Das muss ein angeborener Charakterzug sein. So wie der Hopfen nur an der Stange in die Höhe wachsen und gedeihen kann. Es wäre weder klug noch gerecht vom Hopfen zu erwarten, dass er selbständig steht und wächst. Das gleiche gilt für Doktor Besserwisser – auch wenn er sich schließlich als unproduktive Kraft erweisen sollte, trägt er durch seine ständige Aktivität, durch seine Verfolgung derjenigen, die er übertreffen könnte, doch zur Belebung der gesamten Umgebung bei, verleiht ihr den Anschein von Bewegung, schafft eine Illusion von Fortbewegung. Er greift schnell neue Ideen und neue Moden in der Wissenschaft auf und verteidigt diese, solange er dadurch zeigen kann, dass er fortschrittlicher und allen anderen überlegen ist.

Schließlich soll seine Fortschrittlichkeit umfassend verstanden werden, ähnlich der erhöhten Lage jenes Hopfens, der über den Gipfel der Stange hinausgewachsen ist, mit seiner hellgrünen Traube winkt und in süßem Entzücken flüstert: «Ich bin doch der Größte!»

Doktor Besserwisser gehört weder einer Gemeinschaft, noch einem bestimmten Freundeskreis oder einer Partei an, er ist «dem allen» überlegen. Überall, in jedem Programm, in jeder Arbeit findet er sofort etwas, das er weiß und besser versteht und offensichtlich erlaubt ihm sein Gewissen nicht, sich diesem Mangelhaften zu verschreiben und sich an dessen Beherrschen zu machen. Jegliche Umgebung, jeglicher Kontakt mit seinen Nachbarn, jegliche Organisation belastet sein freies Gemüt. Mit einer unbesiegbaren Kraft zieht es ihn von unten nach oben, wie jene

Luftblasen, die es vom Boden des Wasserbrunnens nach oben drückt. Er wandelt in der Höhe, frei und leicht wie der Schaum auf dem Wasser – über den Parteien, Organisationen und allen gesellschaftlichen Banden. Er schwimmt schnell mit jeder Welle, mit jedem Lufthauch und wundert sich nur über das eine: Was für schreckliche, hässliche Reaktionäre diese Felsen, Bäume und Häuser an den Ufern sind, die da an ihm vorbeiziehen und seinen fortschrittlichen Augen entfliehen. In solchen Augenblicken wird er sehr traurig und beschwert sich über die Unterentwicklung und Rückständigkeit der Gesellschaft.

Böse Zungen behaupten, dass er gar keine Ansichten habe. Da ich den verehrten Doktor näher kenne, kann ich das entschieden widerlegen. Er habe keine Ansichten? Er hat sogar mehr, als man braucht. Er hat verschiedene Ansichten, auf Vorrat sozusagen. Sobald eine abgenutzt ist, holt er eine nächste, frische heraus. Und sie alle haben denselben Saum: Eine unbesiegbare Überzeugung von der eigenen Überlegenheit. Dieser Saum ist das Wichtigste. Was dieser Saum umschließt, interessiert ihn wenig. Ob der Stoff da rot, schwarz oder bunt ist. Mein Gott! Menschen, die zwei fingerbreit größer als dieser, drei größer als jener und eineinhalb größer als der dritte sind, kümmern sich nicht um solche Kleinigkeiten!

Übrigens ist Doktor Besserwisser ziemlich tolerant. Das heißt gegenüber sich selbst, nicht gegenüber anderen. Über den Parteien stehend, hält er es für die Pflicht seiner Hoheit niemandes Ansichten zu widersprechen. Wie jener Bischof Krasicki aus Dubiecko in V. Pohl's Poem «Tu do sieni zaglądał, tam w okno zapukał»¹ beglückt Doktor Besserwisser durch seine Anwesenheit heute den Kreis der Radikalen, eine Stunde später lässt er seine Wehmut den Idealen der halbbetrunkenen polnischen Journalisten zufließen, am Abend ermuntert er beschäftigte «konstruktive Elemente» und über Nacht legt er den Klerikalen und

¹ Aus dem Poln.: «Hier schaute er mal in die Diele, dort klopfte er ans Fenster». (Anm. d. Hrsg.)

Mamelucken ein Kuckucksei ins Nest. Das alles tut er mit der Ruhe und dem freien Geist, die Menschen von besonderer Kragenweite charakterisieren. Die Hauptsache ist, dass er dadurch zu nichts verpflichtet wird. Wen er heute umarmt, dem wird er morgen ins Gesicht spucken. Mit wem er heute die geheimsten Wünsche der Seele teilt, nach dem wird er morgen einen Stein werfen. Das alles sind Zeichen der wirklichen Unabhängigkeit seines Charakters. Er handelt immer so, wie es ihm seine momentane Überzeugung diktiert und schert sich nicht darum, was die Menschen über ihn sagen. Deshalb halte ich die Ansicht derjenigen, die unseren Doktor Besserwisser mit jenem Wisblocki oder Zborowsky oder einem anderen unaussprechlichen Pseudonym vergleichen, der 1848 das Haus verlassend, nie vergaß drei Kokarden mitzunehmen – eine weiß-rote, eine blau-gelbe und eine schwarz-gelbe – für eine böartige und vollkommen tendenziöse Erfindung. Sobald er einen polnischen Patrioten sieht, heftet er sich eine weiß-rote Kokarde an die Brust. Er läuft nicht, sondern fliegt mit ausgebreiteten Armen, er spricht nicht, sondern schreit: *Wolność! Równość! Braterstwo!*¹

Sobald er von diesem Abschied genommen hat und er von weitem einen Ruthenen sieht, erblickt man auf seiner Brust nun die blau-gelbe Kokarde, mein Held bläht sich auf wie ein Uhu im Wind und dröhnt mit einer tiefen Bassstimme:

«Gott mit uns und versteht das, ihr Heiden!»²

Aber wenn er auf einer Reise einen Staatsbeamten des Gouvernements erblickt, so steckt er sich nun eine schwarz-gelbe Kokarde an, macht sich dünn und groß, macht einen krummen Buckel und mit dem Zylinderhut den Bürgersteig berührend, zwitschert er wie eine Lerche vor sich hin:

«Gschamster Diener, Herr Hofrath, empfehle mich ergebenst!»

¹ Aus dem Poln.: «Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!» (Anm. d. Hrsg.)

² С нами Бог і разумійте язици! (Aus einem alten slawischen Kirchenlied, Anm. d. Hrsg.)

Nein, unser Doktor Besserwisser ist keiner von denen! Ich weiß nicht mal, ob er 1848 schon geboren war. Der Witz zeugt nur vom typischen Eklektizismus, während unser Doktor eher ein typischer Kritiker und Entdecker von Löchern in Brücken ist.

Abgesehen davon ist er ziemlich sympathisch. Es tut mir sogar leid, wenn er manchmal darüber klagt, dass ihn niemand mag. Nur eines freut ihn – dass alle ihn beneiden. Ob er jemanden liebt? Gott, ich hatte keine Gelegenheit, ihn danach zu fragen. Fragen Sie ihn selbst.

Ich bewundere solche Menschen und zolle ihnen Respekt. Es ist angenehm zu wissen, dass, wenn jemand eine Dummheit gemacht oder geschrieben hat, es einen Freund in der Nähe gibt, der gleich im Interesse der gemeinsamen Sache bekunden wird, dass du ein Idiot bist und dass er es viel besser gemacht hätte. Das Herz ist von einem guten Gefühl erfüllt: Solange sie solche Söhne hat, ist die Ukraine noch nicht gestorben. Sobald jedoch im Inneren unbescheidene Fragen auftauchen wie: Wenn Doktor Besserwisser sich in der Sache besser auskennt, warum macht er sie nicht selber, sondern lässt sie uns alte Idioten machen. Und warum ist er erst dann klüger und kann erst dann alles besser, wenn es ein anderer bereits gut oder schlecht gemacht hat, – dann bändige ich diesen sündigen Gedanken mit einem strengen Zuruf:

«Schweig, Stange! Es gehört sich so, dass der Hopfen höher als du wächst!»

Rührung beherrscht meine Seele. Je tiefer ich mich in die Charakterzüge meines Helden vertiefe, desto stärker spüre ich, dass ich es doch nicht aushalte und in den lyrischen, dithyrambischen Ton verfallende und statt zu analysieren meinen Helden besingen werde.

«Wie soll ich dich, den Ewigen, loben oder mit jemandem vergleichen?»¹, höre ich gleich in meinem rechten Ohr die Worte

¹ Aus dem Kirchenslawischen: «Како ублажу или кому уподоблю тя, приснопамятне» (Anm. d. Hrsg.)

unseres alten Chronisten klingen. Und schon breitet sich meine Seele als Gedanke auf der Erde aus, als grauer Wolf unter den Wolken¹, oder wie es so ähnlich im «Igor-Lied» geschrieben steht, wenn man nach passenden Vergleichen zur Verehrung unseres lieben Doktor Besserwissers sucht.

Er ist der Sonne ähnlich, die da auf- und auf der gegenüberliegenden Seite untergeht.

Er ist dem Mond ähnlich, weil er zwölfmal im Jahr sein Gesicht wechselt.

Er ist den Sternen ähnlich, weil er scheint, aber nicht wärmt.

Er ist dem Wind ähnlich, weil man viel Lärm hört, aber man nichts Konkretes mit den Händen fängt.

Er ist dem Meer ähnlich, weil es voll von Wasser ist, aber nichts zum Trinken bietet.

Er ist dem Feuer ähnlich, weil es kein Werk und kein Buch gibt, das er nicht zu Asche machen könnte.

Er ist dem Dnister ähnlich, weil er wie eine Welle überraschende Wendungen macht, aber dabei den Anschein erweckt, vorwärts zu schwimmen.

Er ist einem Adler ähnlich, weil er hoch fliegt, aber tief landet.

Er ist einer Nachtigall ähnlich, weil er eine triumphierende Ode singt, nachdem er einen Wurm gefangen hat.

Er ist einem Streichholz ähnlich, weil er sich unbedingt an jemandem reiben muss, um aufzuleuchten.

Er kann stolz und mutig in die Zukunft blicken: Solche Leute wie er werden in unserer heiligen Rus nicht so schnell verschwinden.

(Aus dem Ukrainischen von Alla Paslawska, Tobias Vogel)

¹ Aus dem Kirchenslawischen: «Розтікаєть ся мислію по землі, сїрим волком под облаки» (Anm. d. Hrsg.)

ODI PROFANUM VULGUS

I

Es fing damit an, dass der alten Wasylycha die Kuh einging. Drei Tage lang beweinte die Alte ihre Kuh, so wie eine leibliche Mutter. Und auch Petryk weinte. Auch wenn er sich den ganzen Sommer damit abgeplagt hatte, die Kuh an Wegrändern und Feldrainen zu weiden, so wusste er – mit seinen elf Jahren – dennoch, dass diese Kuh sozusagen sie beide am Leben erhalten hatte, ihn und die alte Wasylycha. Und jetzt, da sich die Kuh in der Nacht losgerissen hatte, auf den Hof hinausgelaufen und in das Kleefeld des Gutsbesitzers gesprungen war, sich am taufrischen Klee vollgefressen hatte und darauf krepitiert war, spürte Petryk in seinem kindlichen Herzen, dass ein Unglück heraufzog, wenngleich er nicht wusste, was das für ein Unglück sein würde und über wessen Kopf es sich entladen sollte.

Am vierten Tag, als man der Kuh schon lange die Haut abgezogen, den Kadaver vergraben und die Haut verkauft hatte, wurde Wasylycha ein bisschen ruhiger. Ihre Augen waren noch rot, das Gesicht gelblich und voller Falten, wie ein leerer Sack, sie rief nach Petryk, der ohne seine gewohnte Beschäftigung auf dem Hof herumhüpfte, und sagte zu ihm:

«Petryku!»

«Ja?»

«Pack dich zusammen, Bub, wir fahren nach Lemberg».

«Aber warum denn nach Lemberg?»

«Ich bring' dich zu deinem Papa.»

«Zu meinem...?»

«Ja, mein Lieber. Ich kann dich nicht länger erhalten. So lang wir die Kuh hatten...». Sie rieb sich einmal mehr die trockenen Augen. «Was sollst du denn jetzt machen bei mir? Und wovon werden wir leben? Der Winter ist nicht mehr weit. Ich hab kein Feld, keinen Acker, kein Korn und keine Kartoffeln. Ein bisschen Heu vom letzten Jahr, das ich für die Kuh auf die Seite gelegt habe, ja, aber was mach ich jetzt damit? Ich werde es verkaufen, meine Hütte zusperren und mich wo einmieten. Aber was mach ich mit dir? Die fünf Gulden, die dein Vater für deinen Unterhalt schickt, reichen nicht für uns beide. Solang ich die Kuh hatte, habe ich die Milch verkauft, da kam etwas herein, aber jetzt...»

Die alte Kuh, das war jener Faden, an dem alle Hoffnungen, alle Freuden und alle Pläne der alten Wasylycha hingen. Petryk stand vor ihr wie ein begossener Pudel. Seine Lippen wurden blass, seine Augen traten aus den Höhlen. Lang dachte er nach, bis er schließlich sagte:

«Und wenn mich der Papa nicht will?»

«Dann soll er mit dir machen, was er will!», gab Wasylycha aus tiefster Überzeugung zur Antwort. «Ich brauch' sein Geld nicht und dich kann ich nicht länger erhalten. Bin ich denn nicht mein eigener Herr? Ist wohl genug, dass ich mich elf Jahre mit dir herumgeplagt habe?»

Petryk senkte den Kopf und fing an zu weinen. Die Alte dreht sich weg, ihr selbst blutete das Herz im Leib, war ihr doch dieses Kind, ein Kind fremder Leute, ein Kind von besseren Leuten, in den elf Jahren ans Herz gewachsen. Aber was sollte sie machen? Sie musste sich davon losreißen. Da half keine Sentimentalität, mit dem Winter war nicht zu spaßen.

«Weine doch nicht, mein Dummerchen!», sagte sie. «Dein Vater ist ja auch kein Unmensch. Auch wenn er bisher nichts von dir wissen wollte, wird er dich, wenn er dich jetzt sieht, sicher zu sich

nehmen. Du bist doch ein ordentlicher Bub geworden bei mir!», und sie strich zärtlich über seinen Lockenkopf. «Hab keine Angst! Der Papa lässt dich ein Handwerk lernen, du gehst in Lemberg in die Lehre, wirst ein ordentlicher Mensch. Was soll denn hier, auf dem Land, aus dir werden? Ein Viehhirt, ein Tagelöhner, einer, den man hin und her schubst, mehr nicht.»

Petryk wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Seine Augen leuchteten, wie zwei Funken. Die Neugierde war darin zu sehen. Noch nie hatte er Lemberg gesehen, noch nie seinen Vater, einen eleganten jungen Mann, der der Alten fünf Gulden monatlich für seinen Unterhalt zahlte. Und in seinem Kopf begannen unter dem Einfluss der Alten Bilder zu schwirren – von hohen Häusern, glänzenden Schaufenstern, nächtlich erleuchteten Straßen, von denen ihm Wasylycha erzählt hatte. Mit gutem Mut richtete er sich für die Reise nach Lemberg.

Am nächsten Tag gingen die beiden zeitig in der Früh zu Fuß zur nächsten Bahnstation, um nach Lemberg zu fahren. Die Alte hatte einen halben Laib Brot, einen Kopf Knoblauch und etwas Salz unter ihrem Tuch, und in ein eigenes Stück Stoff hatte sie eine Bestätigung des Pfarrers und des Bürgermeisters eingewickelt, dass der Junge Petro Harasymiw, illegitimi thori, geboren und getauft hier im Dorf, bislang bei ihr, Olena Wasylycha, als Pflegekind gewesen war. Auf einem eigenen Papier hatte die Lehrerin bestätigt, dass Petro Harasymiw drei Jahre die Volksschule besucht und mit sehr gutem Erfolg abgeschlossen hatte. Das war die ganze Ausrüstung, mit der Petryk in Begleitung der alten Wasylycha eines schönen Herbstmorgens auszog, um die Welt zu erobern.

II

In der Redaktion einer fortschrittlichen und demokratischen Lemberger Tageszeitung ging eben die Arbeitszeit zu Ende. Der Bursche aus der Druckerei hatte mitgeteilt, dass es für heute genug «Skripten» gäbe. Der Chef vom Dienst ließ sofort die Feder

fallen, zog seinen Mantel an und ging in die Druckerei, um das gesamte gesetzte Material zu sichten und daraus eine einheitliche Ausgabe zu machen. An ihren Schreibtischen beendeten die Mitarbeiter schweigend ihre Arbeit. Man vernahm das Kratzen von Federn, das Rascheln von Papier, das Klappern einer Schere. Einer, der eben mit dem Schreiben fertig geworden ist, legt die Feder zur Seite und atmet auf. Ein anderer klebt noch mit der Nase über dem Papier, er schafft es nicht alles in einem Satz unterzubringen, was er gern möchte. Die Stille wird vom Auslandsressort unterbrochen, der, nachdem er sein Pensum fertiggestellt hat, wie von der Tarantel gestochen aufspringt, und den Stuhl, auf dem er bislang gesessen ist, umdreht.

Auslandsressort: Zum Teufel noch Mal! Sollen sie doch ersticken an ihren Bismarcks, Gladstones und Boulangers! Der Kopf könnte einem bersten von all diesem Unsinn. Und wozu käuen wir das alles wieder? Liest das denn jemand? Und wenn es jemand liest, was hat er davon? Davon kann doch der Klügste verrückt werden. Das ist doch der kondensierte Unsinn, ein Extrakt von Dummheit und Weltverdummung.

Kritiker (ohne den Kopf von der Arbeit zu heben): Zumindest einmal hat Herr Winzenti seine Arbeit so eingestuft, was sie wirklich wert ist.

Auslandsressort: Sagen Sie es genauer. Die Arbeit von uns allen Zeitungsfrützen!

Inlandsressort: Entschuldigen Sie, aber ich habe Sie nicht ermächtigt in meinem Namen zu sprechen. Wir sind Demokraten: jeder trägt die Verantwortung für sich selbst.

Kritiker: Und schreibt den Unsinn eigenhändig.

Reporter: Er ist ein Narr auf seine eigne Hand.

Auslandsressort: Keine Frage, die Reporter haben überall Vorrang.

Reporter: Nur nicht vor den Diplomaten.

Inlandsressort (hat seine Arbeit abgeschlossen, steht auf): Meine Herren, bitte ohne zweifelhafte Komplimente! Nehmen

wir doch eine reellere Arbeit in Angriff. Organisieren wir ein Frühstück?

Alle: Gut, sehr gut!

Inlandsressort: Wer trägt was bei? Von jedem sechs Kreuzer.

Kritiker: Und ich spiele den Propheten und prophezeihe, dass in Kürze Professor Bomba und der Künstler «Schlacht bei Grunwald» hier auftauchen.

Alle, die diese Prophezeihung vernommen hatten, wandten sich lachend zum Fenster und erblickten auf dem Gehsteig die beiden erwähnten Herren, die, ins Gespräch vertieft, auf dem Weg in die Redaktion waren, zu einem üblichen Tratsch. Kaum waren sie eingetreten, nahm ihnen das Inlandsressort, bevor sie sich noch setzen und die anderen begrüßen konnten, die sechs Kreuzer ab und ging dann in die Räume der Verwaltung, um den Bürodienner zu instruieren, wie viel Schnaps, Semmeln, Schinken etc. er zu bringen habe.

Professor (groß, dick, rothaarig, mit apoplektischem Gesicht und Donnerstimme): Kreuzbombenelement? Das hab ich gar nicht gern!

Kritiker (phlegmatisch): Warum haben Sie dann die sechs Kreuzer herausgerückt?

Professor: Es geht nicht um die sechs Kreuzer. Dieser Herr hier, der Herr Maler, wie war der werthe Name?...

Künstler: Parafianskyj, Künstler und Maler, hört auch auf den Namen «Schlacht bei Grunwald», zu Ihren Diensten.

Professor (lächelt gutmütig): Na, na, diese Dienste erlass' ich ihm. Aber, wie schon gesagt, ich mag diese Ihre neue Kunst nicht, die so tut als ob sie für Auserwählte mit einem besonders raffinierten Geschmack wäre, in Wahrheit aber sich selbst betrügt und andere an der Nase herumführen will, oder gar von uns noch irgendwelche Nerven fordert, andere als die, mit denen uns die Natur ausgestattet hat.

Künstler: Ich beuge mein Knie vor dem gnädigen Herrn. Auch ich mag weder die Zwiebel, noch deren Geruch.

Professor: Was? Was hat das mit der Zwiebel zu tun?

Künstler: Die erfordert keine anderen Nerven, und überhaupt keinen Geschmack.

Professor: Es läuft also hinaus auf?

Kritiker: Es läuft auf überhaupt nichts hinaus. Ich muss die Zwiebel verteidigen. Ich liebe die Kunst, lasse aber nicht zu, dass man die Zwiebel schmächt.

Auslandsressort: Na klar, dass ist doch ein Teil deiner nationalen Tradition, dein Heiligtum.

Reporter: Herr Parafianskyj, à propos! Heute hab ich Ihren Mäzen gesehen, den Graphiker, mit dem Sie die Schlacht bei Grunwald hatten.

Künstler: A! Was sucht denn der hier?

Reporter: Er wohnt im Hotel Europa, Zimmer Nr. 10, ist mit einer jungen Dame angereist.

Auslandsressort (tritt vor den Professor, stemmt die Hände in die Hüften): Herr Professor! Wozu haben Sie das nötig in Ihren Jahren? Ich an Ihrer Stelle, wenn ich ausgedient hätte und in Pension wäre...

Professor (mit Würde): Gestatten Sie, nicht ausgedient und suspendiert.

Auslandsressort: Als nicht ausgedienter und suspendierter k.k. Professor für Bauwesen und Untergraben von Fundamenten würde ich mich nicht kompromittieren mit einem solchen absoluten Unverständnis für die Kunst. Aber auch bei euch an der Technik sollte zumindest jemand verstehen, dass das nicht alles ein- und dasselbe ist: Lokomotiven zu bauen, die Schiffe ziehen, und einen Apparat zu bauen, der den elektrischen Strom umpolen kann, nun sagen wir, eine Milliarde Mal in der Sekunde. Für einen Meister, der die Lokomotiven baut, kann die Konstruktion eines solchen Apparats vielleicht etwas sein, das ganz andere Nerven erfordert, als unsere...

Kritiker: Bravo für den Dichter aus dem Auslandsressort! Schlag den Techniker mit technischen Argumenten!

Professor: Ach, lassen Sie das! Ich habe nicht gewusst, dass Herr Winzenti Dichter ist.

Kritiker: Ein bis heute nicht gedruckter Dichter, aber deswegen nicht weniger inspiriert.

Auslandsressort: Und er wird auch so bald nicht gedruckt werden.

Professor: Warum das?

Auslandsressort: Aus zwei gewichtigen Gründen. Der erste ist der: Wo ist das Publikum, das meine Gedichte lesen und nachempfinden könnte?

Professor: Na, wenn Sie so schreiben, dass man es versteht, dann...

Auslandsressort: Dass man es versteht! Das ist mir eine Schablone, eine leere Phrase! Sie, Professor, schreiben Ihre Bücher und Abhandlungen verständlich, denn Sie sprechen den Verstand an. Wir Dichter lassen unseren Gefühlen freien Lauf und sprechen das Gefühl an, was soll also hier die Verständlichkeit? Oder, wenn Sie so wollen, wir brauchen eine ganz andere Art der Verständlichkeit, als es die Ihre ist. Ihre Logik, Ihre Art zu argumentieren, Ihre Definitionen und Distinktionen – das ist unser Tod. Das Schlimmste aber ist, dass Sie mit Ihrem wissenschaftlichen Palaver uns die Sprache verdorben, sie für die Poesie unbrauchbar gemacht haben. Unsere Worte sind Symbole für Ideen, Abstraktionen, logische Prozesse geworden, nicht aber für die Gefühle. Und das ist der zweite Grund für meine Abstinenz. Kann ich denn die Gefühle meines Herzens mit eben dieser Sprache ausdrücken, in der man sagt «zwei mal zwei ist vier»?

Professor: Und ich dachte, wes des Herz voll ist, des geht der Mund über. Dachte, dass man klare Ideen und starke Gefühle mit ebenso klaren Worten ausdrücken kann. Dass Klarheit und Einfachheit...

Künstler: Küß' die Hand, ergebenster Diener. Die Frage nach der Klarheit betrifft auch ein bisschen mein Fach, und hier wage ich zu behaupten, dass der verehrte Herr Professor auf dem, wie

die Deutschen sagen, Holzweg ist. Klarheit ist eine der Losungen des überholten Naturalismus, der da forderte: Natur und noch einmal Natur! Und in seiner Naivität nicht verstand, dass er in der Praxis auf Schritt und Tritt diese Forderung Lügen strafte. Wie hat das Nietzsche so schön gesagt, Herr Kritiker?

Kritiker (deklamiert):

Treu die Natur und ganz! – Wie fängt er's an?

Wann wäre je Natur im Bilde *abgethan*?

Unendlich ist das kleinste Stück der Welt!

Er malt zuletzt daran, was ihm *gefällt*.

Und was gefällt ihm? Was er malen *kann!*

Künstler: Ja, ja ja! Das ist alles Lüge, diese ganze innere Widersprüchlichkeit des sogenannten Objektivismus. Ich male nicht die sichtbare Wirklichkeit, sondern male das, was ist, und so, wie es ist! Und was kommt wirklich dabei heraus? Er malt das, was ihm gefällt; malt so, wie er kann, wie man ihn gelehrt hat, nach alten Schablonen. Da haben Sie die Wahrheit, und die Natur, und die Klarheit! Was ist das, Klarheit? Die Natur kennt keine Klarheit. Sie kennt Farben und Abstufungen, mehr nicht. Klarheit – das ist eine leere Phrase, sowohl in der Dichtung, wie auch in der Malerei. Wir wollen aufrichtig sein und sagen: wir malen so, wie wir sehen. Wir glauben an keinerlei objektive Wahrheit, an keine absolute Klarheit, wir glauben nur an unsere Nerven und an unsere Phantasie.

Professor: Und an grüne Pferde, rote Bäume, oranges Gras und einen karmesinroten Himmel.

Künstler: Und sei es! Wir übermitteln euch unsere subjektiven Eindrücke, basta! Mehr kann euch niemand geben, alle anderen belügen euch nur.

Professor: Die ganze Kunst ist Lüge, aber, wie schon Puschkin sagte, «ein Betrug, der uns erhöht».

Auslandsressort: Unserer Kunst ist es egal, ob Sie mit Ihrer Hilfe zum Erhabenen geführt werden, oder nicht. Sie ist selbst ihr Ziel. Sie ist eine Schatzkammer des allerhöchsten und allertiefsten

Gefühls, aber kein Vehikel, um Hundert-Pfund-Klötze zu erheben. Man muss schon ziemlich hoch stehen, um sich daran delectieren zu können.

Professor: Eine Kunst also für die Auserwählten?

Auslandsressort: Ja!

Professor: Und das Volk? Die Massen, die auch leben und arbeiten und ein Recht auf die Freuden des Lebens haben?

Auslandsressort: Ich verbiete es ihnen ja nicht zu leben und sich zu erfreuen. Nur, wenn sie sich an meiner Poesie nicht erfreuen können, aus den gleichen Gefühlen leben können wie ich, bin ich denn daran schuld? Soll ich deshalb auf meine Überlegenheit verzichten, weil sie nicht an mich heranreichen?

Professor: Echte Überlegenheit spürt in sich die Verpflichtung gegenüber den Unteren. Noblesse oblige.

Auslandsressort: Fragt sich nur, wen. Mich nicht. Welche Verpflichtungen hat eine Blüte? Sie blüht und duftet. Mit dem Schmetterling pflügt man nicht, mit Blüten heizt man nicht ein. Die höchste Funktion, die höchste Verpflichtung des Künstlers ist es, Künstler zu sein, Schöpfer, sich selbst zu sein. Er ist von niemandem abhängig, er ist Herr, er ist Kaiser, er ist Gott. Nicht er ist der Gesellschaft zu Dank verpflichtet, dass sie ihn hervorgebracht und großgezogen hat, sondern die Gesellschaft hat ihn zu ehren und zu schätzen, ihn dafür zu vergöttlichen, dass er ist. Denn er ist ihre Blüte, er ist die Summe ihrer besten Kräfte, des erhabensten Gefühls, der Extrakt ihres Gehirns und die Quintessenz ihrer Nerven.

Professor: Für diese Ehre, Wertschätzung, für diese Vergöttlichung, womit soll er dafür der Gesellschaft sich erkenntlich zeigen?

Auslandsressort: Odi profanum vulgus et arceo!

Professor: Da sieh mal!

Auslandsressort: So ist es! Seine Tätigkeit, das ist die goldene Brücke von der Gegenwart zur Zukunft. Er ist der Prophet. Er sieht das, was sein wird, lebt mit denen, die einmal kommen werden, spricht mit den Ungeborenen.

Professor: Propheten hat man einst gesteigert.

Kritiker: Und jetzt schreiben sie die Auslandsberichterstattung für demokratische oder antidemokratische Zeitungen. Das ist der Fortschritt!

Inlandsressort (kommt mit den Einkäufen): Meine Herren! Zum Teufel mit der Ästhetik! Der Schnaps steht auf dem Tisch und etwas zum Beißen auch!

III

Das Frühstück ging eben zu Ende, als der Bürodienner mit der ihm eigenen, halb aufgeregten, halb verschreckten Miene an das Auslandsressort herantrat und ihm zuflüsterte, sodass es aber alle hören konnten: «Entschuldigen Sie, aber irgendeine Alte will zu Ihnen». «Eine Alte, was für eine Alte?», schrie das Auslandsressort, dem der Schnaps und das Gespräch über die Kunst um der Kunst willen in den Kopf gestiegen waren. «Na ja, das ist die da, Sie wissen schon.» Das Auslandsressort hatte verstanden. «Soll sie doch der Teufel holen!», rief er ärgerlich und lief hinaus in die Verwaltung. Das Gesicht des Bürodienners nahm einen freundlichen Ausdruck an, er lächelte gutmütig, beugte sich zum Kritiker und flüsterte einmal mehr so laut, dass es alle hören konnten: «Sie hat ihm den Thronfolger gebracht». Alle brüllten vor Lachen.

Sie alle kannten die tragikomische Geschichte, wie das Auslandsressort zu seinem Thronfolger gekommen war. Vor elf Jahren war diesem eine ziemlich ungewöhnliche Geschichte passiert. Von einer Hochzeitsgesellschaft kehrte er um Mitternacht nach Hause zurück. Er hatte damals eine Garconniere im Flügel eines großen Zinshauses gemietet. Neben ihm wohnte eine gutbürgerliche Familie mit einem Dienstmädchen vom Land, das durchaus hübsch aussah. Das Schicksal wollte es, dass an jenem Abend die Herrschaften auf einem Ball waren und das Dienstmädchen allein in der Küche schlief. Im Dunkeln, und noch dazu in nicht ganz nüchternem Zustand, verwechselte das Auslandsressort die Türen und verirrte sich in die Küche der Nachbarwohnung. Ob

das wirklich so gewesen war oder ob er sich diese Geschichte nur a posteriori zurechtgelegt hatte, sei dahingestellt, genug, dass er sich später, als sich die Folgen seiner Verirrung herausstellten, an gar nichts erinnern konnte, weder an dieses nächtliche Abenteuer, noch an das Mädchen. Aber diese Geschichte ging nicht gut aus für ihn; das Mädchen ging zur Polizei, und der arme Kavalier musste Alimente zahlen. Das Kind gab man aufs Dorf zu einer Ziehmutter, die Mutter selbst ging nach der Entbindung wieder in den Dienst und starb vor zwei Jahren. Das Auslandsressort aber verspürte an jedem Monatsersten Gewissensbisse und schickte fünf Gulden an die alte Wasylycha.

Seit einem Jahr hatte sich seine Lage noch verschlechtert, er hatte nämlich geheiratet. Er war allerdings so ehrlich, seine neue Frau von dieser Verpflichtung, die auf ihm lastete, in Kenntnis zu setzen, und sie war auch gar nicht dagegen, dass er das Geld schickte. Nun hatte er aber auch ein eigenes Kind, das Gehalt war bescheiden, zusätzliche Einkünfte noch bescheidener, und so war es kein Wunder, dass dieser Bub im Dorf wie ein Gespenst auf ihm lastete. Was wird aus ihm werden? Wohin mit ihm? Er hatte ihn niemals gesehen, sich nicht für ihn interessiert, er hasste ihn wie die Sünde, wie den Fehltritt, die Erinnerung an etwas Schreckliches, Dummes und Unsinniges. Aber irgendetwas musste man mit ihm machen. Die Zeit würde kommen, da ihn die Alte nicht mehr haben wollte, und was dann? Das Auslandsressort wurde gallig, fluchte, konnte sich aber zu nichts entschließen. Sobald aber der Monatserste vorbei war, vergaß er mit einer Leichtigkeit, die den Dichtern eigen ist, seine Sorgen, steckte sie weg mit einer Bemerkung wie «Es wird schon irgendwie werden», «Davon geht die Welt nicht unter», «Ich gebe ihn in eine Lehre», und war wieder ruhig, schwärmte von und diskutierte über die Kunst, deklamierte Verlaine und schrieb die Berichterstattung aus dem Ausland.

IV

Das Auslandsressort ging auf die alte Wasylycha zu. Sein Gesicht war rot angelaufen, die Augen brannten vor Zorn.

«Was soll das heißen? Wir haben noch nicht den Ersten! Was wollen Sie von mir?»

«Gar nichts, bester Herr, nichts. Da ist nur... Sie drehte sich um, nahm Petryk, der sich an sie schmiegte, an der Schulter und schob ihn nach vorn.»

«Was soll das?»

«Das ist Ihr Bub, Petryk. Petryk, mein Lieber, das ist dein Papa. Küß ihm die Hand!»

«Nein, nicht notwendig!», stieß das Auslandsressort hervor und zog seine Hand zurück, als ob er die Berührung mit einer ekligen Kröte fürchtete. Er warf einen Blick auf den Jungen, drehte sich aber gleich weg und sagte zur Alten:

«Nun, was wollen Sie von mir?»

«Mein lieber Herr, ich habe ihn gebracht, ich kann ihn nicht länger erhalten.»

«Sie können nicht? Warum?»

«Die Kuh ist eingegangen. Wir haben nichts zu leben. Ich muss meine Hütte aufgeben und mich wo einmieten.»

«Aber ich kann ihn auch nicht zu mir nehmen! Behalten Sie ihn noch ein paar Wochen, ich finde ihm in der Zeit einen Platz hier.»

«Sie haben schon lang versprochen, für ihn einen Platz zu finden. Ich aber muss mir rechtzeitig ein warmes Plätzchen für den Winter suchen.»

«Versprochen hab ich's, hab auch gesucht, hab aber bisher nichts gefunden. Man hat mir versprochen, in einer Woche, in zwei...» Das Auslandsressort log. Er hatte überhaupt nicht gesucht, niemand hatte ihm je irgendetwas versprochen. Aber die Alte klammerte sich an diese Worte.

«Wissen Sie was, mein lieber Herr? Ich lasse ihn da, in Lemberg. Hier hab ich eine Gevatterin, in der Neuen Welt. Sie geht zur Arbeit, aber der Bub kann bei ihr eine Woche oder auch zwei bleiben, bis

Sie was gefunden haben für ihn. Schau'n Sie nur, was für ein fescher Bursche das ist. Sieht Ihnen ganz ähnlich. Ich habe wirklich auf ihn geschaut, ihn gehalten wie einen leiblichen Sohn. Er hat auch die Schule abgeschlossen im Dorf. Petryk, zeig her dein Zeugnis!»

«Schon gut, schon gut!», rief das Auslandsressort, nahm einen Silbergulden und gab ihn dem Jungen und einen Fünfer der Alten. «Da, zahlt Eurer Gevatterin, damit sie ihn nimmt für zwei Wochen. Ich werde mich einstweilen bemühen ihn unterzubringen. Und jetzt gehen Sie, los, los, ich habe keine Zeit.»

Die Alte nahm Petryk an der Hand und ging weg, das Auslandsressort aber kehrte zu seinen Kollegen zurück. Dort wurde er mit lebhaften Rufen empfangen. «Wir gratulieren, wir gratulieren! Ein hübscher Junge, ein fescher Kerl. War das nicht ein schönes Treffen, Vater und Sohn?»

Das Auslandsressort lief rot an. Die Szene, die er eben in dem schmutzigen Vorzimmer der Verwaltung erlebt hatte, brannte wie Feuer in seiner empfindsamen Seele. Er spürte, dass das eine neue Seite der Schande, der Verachtung und der Schmach für ihn selbst war und dass er diesen Augenblick bis an sein Lebensende nicht vergessen würde, vor allem diesen zaghaften und unterwürfigen Blick der großen hellen Augen von Petryk, seinem Sohn. Bislang hatte er häufig daran gezweifelt, ob das wirklich sein Sohn war, und war schon manchmal sicher gewesen, dass das Dienstmädchen ihn hereingelegt hatte. Jetzt aber, nachdem er Petryk gesehen hatte, konnte er keine Zweifel mehr haben. Das war sein Sohn! Und er hatte sich ihm gegenüber benommen wie zu einem Feind, wie zu etwas Fremdem, das ihm verhasst war. Aber er konnte nicht anders! Vielleicht wird er sich mit der Zeit daran gewöhnen, ihn liebzu gewinnen, jetzt aber konnte er ihn einfach nicht ansehen, konnte die Berührung seiner kindlichen Hand, seiner roten Lippen nicht ertragen. Er konnte nicht und Schluss!

«Na, ein hübscher Junge, nicht wahr. Na ja, kein Wunder... Ich geb ihn irgendwohin in die Lehre... damit er arbeitet... ja, ja, werde mich doch nicht vom ihm lossagen!» Das sagte das

Auslandsressort zu seinen Kollegen, mehr aber noch, um sein eigenes Gewissen zu beruhigen. Weil sich dieses aber nicht beruhigen ließ, holte er noch eine Krone heraus und ließ noch mehr Schnaps und Imbiss bringen. Bei fröhlicher Unterhaltung zog sich das Frühstück in die Länge, bis um ein Uhr. Das Auslandsressort ging nach Hause, mit einem heißen Kopf, schritt entschlossen dahin und hatte schon lang auf den Buben vergessen. In seiner Seele tönnten nur melodische Verse von Verlaine:

O poète, faux pauvre et aux riche, homme vrai,
Jusqu'en l'exterieur riche et pauvre, pas vrai,
(Dés lors, comment veux-tu, qu'on soit sûr de ton coeur?)
Tour à tour souple drôle et monsieur somtueux,
Du vert claire plein d'espéré au noir componctueux,
Ton habit a toujours quelque détail blaguer.

V

Eine Woche verging, es vergingen zwei Wochen. Das Auslandsressort fand keinen Platz für seinen Petryk, Petryk aber meldete sich nicht. Die erste Woche verging, es kam weder die alte Wasylycha, noch eine andere Alte, noch Petryk. Das Auslandsressort war an diesem Tag leicht beunruhigt; er war gewöhnt, dass man kam, um ihn zu «melken», er konnte nicht ruhig sitzen und wunderte sich, dass niemand kam. Am nächsten Tag dachte er bereits nicht mehr an Wasylycha, noch an Petryk. Es verging wieder eine Woche – und alles blieb still.

Aber eines schönen Tages tauchte in der Redaktion eine alte, krumme Frau auf und verlangte den Herrn Winzenti.

«Was will denn diese Hexe?», rief er aus, als der Bürodienner den Besuch ankündigte. Die Alte verbeugte sich tief, hustete und brachte hervor: «Bitte um Entschuldigung, ich komme von der Josefowa, die kennt der Herr doch?»

«Was für eine Josefowa? Ich kenne keine Josefowa.»

«Die von der Neuen Welt. Sie geht bedienen, das wissen der Herr doch.»

«Nein, kenne ich nicht.»

«Sie wollte selbst zum Herrn kommen, aber sie ist krank geworden, muss liegen... hat Fieber, die Ärmste...»

«Was hat das alles mit mir zu tun? Ich kenne sie nicht.»

«Da sagt sie mir: geh, Antonowa, zu dem Herrn, der bei der Zeitung ist – ich weiß nicht, bin ich da richtig? Sie hat mir diesen Zettel gegeben, bitte, wirf der Herr einen Blick darauf.» Auf dem Stück Papier, das wohl von einer Tabakverpackung stammte, war von ungelenker weiblicher Hand der Name der Zeitung und sein Vorname geschrieben.

«Gut, gut. Aber sag schon, was ist das für eine, die Josefowa, und was will sie von mir?»

«Sie will gar nichts, sie lässt nur fragen, ob beim Herrn dieser Bub aufgetaucht ist, den die Alte aus dem Dorf bei ihr gelassen hat?»

«Aha!» Das Auslandsressort hatte verstanden. «Dieser Bub? Nein, der war nicht bei mir. Was ist denn mit ihm?»

«Das weiß man ja nicht, mein Herr. Die Josefowa sagt, dass er schon vor einer Woche, als sie krank geworden ist, weggelaufen und bis heute nicht zurückgekommen ist. Sie hat geglaubt, er ist vielleicht zum Herrn gegangen. Sie sagt, der Herr wollte ihm einen Platz finden.»

«Ja, ja. Aber was ist mit ihm?»

«Das weiß man nicht. So wie er weg ist vor einer Woche, so ist er bis heute nicht zurück. Da wurde die Josefowa unruhig. Wollte selbst zum Herrn gehen, aber sie konnte nicht aufstehen. Da hat sie mich gebeten: Geh, sagt sie, Antonowa, und frag nach bei dem Herrn...»

«Nein, er war nicht bei mir. Vielleicht ist er zurück ins Dorf, zu seiner... Alten?» Das «seine» wollte dem Auslandsressort nicht recht über die Lippen.

«Ja vielleicht. Aber die Josefowa fürchtet, dass ihn dieser Kerl mitgenommen hat...»

«Welcher Kerl?»

«Das sind Lumpen, mein lieber Herr. Davon haben wir jede Menge bei uns in der Neuen Welt. Solche Batiary. Tagsüber treiben sie sich herum, vertreiben sich die Zeit, in der Nacht stehlen sie aus den Gärten, den Höfen, was sie nur kriegen können. Einer ist bei ihnen, der ist schon älter, so ein Gauner, den sein Lehrmeister ausgejagt hat, der hat das Kommando über sie. Aber sie müssen auch andere Genossen haben, welche das geraubte Zeug verstecken, denn jetzt haben sie schon angefangen in die Dachböden einzubrechen, Wäsche zu stehlen...»

«Aber was geht das mich an, gute Frau?», rief das Auslandsressort, der schon von den Lokalredakteuren mehr als einmal von dieser Diebesbande gehört hatte, die den ganzen Stadtteil in Unruhe versetzte.»

«Das ist ja die Sorge, dass der Bub von der Josefowa, bevor er weg ist, sich schon arg mit diesen Lumpen angefreundet hat. Und die Josefowa hat Angst, dass er sich dieser Bande angeschlossen hat.»

«Das kann nicht sein!», rief das Auslandsressort mit einer heiligen Überzeugung, als ob er das ganz sicher wüsste. «Er hat Heimweh nach dem Dorf bekommen und ist dorthin zurück.»

«Ja, vielleicht. Wenn der Herr das sagt... Vielleicht könnte der Herr an jemanden im Dorf schreiben und fragen, ob er dort ist?»

«Ja, gut! Danke für die Nachricht. Heute noch werde ich dorthin schreiben.»

Die Alte hüstelte und ging. «Ich muss an den Popen im Dorf schreiben», sagte sich das Auslandsressort. Aber in diesem Moment kam eine andere Arbeit für die Zeitung herein, dann musste er nach Hause zum Essen, dann in die Druckerei und zum Korrigieren, dann ins Kaffeehaus zu den neuen Zeitungen, dann ins Kasino, und so verging der Tag und er schrieb den Brief nicht. Am nächsten Tage hatte er bereits die Antonowa, die Josefowa und die Neue Welt völlig vergessen, und auch darauf, dass er einen Brief schreiben wollte.

VI

In der dritten Nacht bestahl man ihn.

Die Diebe hatten beobachtet, dass er mit seiner Frau auf einer Einladung war und die Kinderfrau mit dem Kleinkind im hintersten Zimmer schlief. Sie drückten eine Scheibe im Fenster ein und schoben einen von ihnen, den Kleinsten offensichtlich, hinein, damit er ihnen das Fenster öffnete. Dann räumten sie die Garderobe des Hausherrn und seiner Frau aus, nahmen auch Bettwäsche und andere Dinge mit, alles, was sie ohne Lärm zu machen tragen konnten. Alles das schafften sie, wie die Spuren zeigten, in den Garten, der sich an den Hof anschloss, und von dort verschwanden sie, nachdem sie alles über den Zaun befördert hatten, in einer dunklen, menschenleeren Gasse, wo sich die Spur verlor.

Aber es fand sich noch eine andere wichtige Spur. Unter dem Sofa, das an der Wand bei dem Fenster stand, durch das der Einbrecher eingestiegen war, fand das Auslandsressort einen zerknitterten und mehrfach gefalteten Bogen Papier mit einer Stempelmarke von 10 Kreuzern, den die Einbrecher verloren hatten. Das war ein Zeugnis, unterschrieben von der Lehrerin des Dorfes N, aus dem Gebiet Bobrezk, und es bestätigte, dass Petro Harasymiw, elf Jahre alt, die einklassige Schule dieses Dorfs besucht hatte und sich durch ein hervorragendes Gedächtnis, Interesse, Fleiß und vorbildhaftes Betragen ausgezeichnet hatte. Das Auslandsressort übergab dieses Zeugnis dem Polizeikommissar, der die Untersuchung dieser und einiger anderer, ähnlicher Diebstähle leitete.

«Das stammt wahrscheinlich von dem Vogel, den sie als ersten durch die ausgedrückte Scheibe in die Räume schieben und der ihnen dann die Fenster öffnet», sagte der Kommissar. «Es besteht die Hoffnung, dass wir sie alle bald zu fassen kriegen.» Das Auslandsressort wollte dem Kommissar noch etwas sagen. In seinem Herzen brannte etwas, lehnte sich etwas auf und schrie, aber sein Mund blieb still.

Einige Tage später erhielt er die Mitteilung, dass man die ganze Bande gefasst, deren Versteck gefunden und die gestohlenen Sachen sichergestellt hatte. Mit seiner Frau ging er auf die Polizeiwache. Dort hatte sich schon eine ganze Gruppe von Geschädigten eingefunden. Mit Flüchen auf den Lippen durchsuchten sie die gestohlenen Gegenstände, um ihr Eigentum ausfindig zu machen. Die Frau des Auslandsressorts machte sich auch an diese Arbeit, die von einem Polizeirevisor überwacht wurde. Das Auslandsressort fing in der Zwischenzeit ein Gespräch mit dem Kommissar an. «Ist der Kleine auch dabei?», fragte er.

«Ja, der ist dabei. Das ist ein raffiniertes Früchtchen. Stellen Sie sich vor, der zog ein Messer und wollte sich verteidigen, als wir ihn verhafteten. Und dabei noch so ein Dreikäsehoch!»

Dem Auslandsressort schlug das Herz bis zum Hals, aber seine Lippen blieben verschlossen. «Was wird mit ihm geschehen? Er kommt doch nicht ins Gefängnis?»

«Aber wohin denn! Wir schieben ihn dorthin ab, woher er gekommen ist und tragen der örtlichen Behörde auf, ihn irgendwo in den Dienst zu nehmen und ein besonderes Augenmerk auf ihn zu haben.» Dem Auslandsressort wurde leichter ums Herz. «Gleich werde ich dorthin schreiben, dass sie ihn ein paar Tage in Gewahrsam nehmen und mich benachrichtigen. Dann fahre ich selbst hin, nehme ihn mit und bringe ihn hier unter», dachte er und beruhigte sich bei diesem Gedanken. Es versteht sich von selbst, dass er an diesem Tag keinen Brief schrieb, am nächsten dachte, es sei noch Zeit, am dritten Tag aber darauf vergaß.

VII

Petryk saß drei Wochen im Polizeiarrest. Dort absolvierte er den Fortgeschrittenenkurs in der Einbrecherlehre. Dann wurde er unter Bewachung ins Heimatdorf geschickt, zusammen mit einem Begleitbrief, der seine Geschichte enthielt sowie einen Auftrag an die Gemeinde, ihn im Dorf zu behalten und unter Aufsicht zu stellen.

«Da haben wir es», sagte der Vogt. «Wir haben einen frisch gebackenen Dieb. Als Kind ging er weg aus dem Dorf, und jetzt bringen sie uns einen Verbrecher. Was sollen wir mit ihm machen?» Niemand konnte auf diese Frage eine Antwort geben. «Nimm du ihn, Gevatter Iwan», sagte der Vogt zu einem der Gemeinderäte.

«Ich? Was brauche ich einen solchen?» Zur Arbeit untauglich, und noch dazu ein Einbrecher! Hat in Lemberg praktiziert! Nein, ich danke schön!» Dasselbe sagten auch alle anderen.

«Ha, da ist nichts zu machen», sagte der Vogt, «ich nehm ihn halt selbst. Er soll bei mir wohnen. Und von der alten Wasylycha werden wir erfahren, wer sein Vater ist, der wird ihn vielleicht holen wollen.» Die Gemeinderäte kapierten erst jetzt, dass das vielleicht nach einem kleinen Geschäft roch, aber es war schon zu spät. Es blieb dabei, dass Petryk beim Vogt bleiben sollte.

«Hör zu, Bub», sagte der Vogt zu ihm, als man ihn auf das Gemeindeamt gebracht hatte. «Die Gemeinde hat beschlossen, dass du bei mir bleiben sollst. Ich tu dir nichts zuleide, aber benimm dich gut! Denk daran, hier ist nicht Lemberg. Bei uns darf man nicht in fremden Häusern und Kammern stöbern, denn wenn man dich erwischt, ergeht es dir schlecht. Benimm dich ordentlich, sag ich dir. Wenn du ordentlich bist, wird man auch mit dir ordentlich umgehen, wenn nicht, dann wäre es besser für dich, du wärst nicht auf die Welt gekommen.»

Hätte Petryk drei Monate früher eine solche Rede vernommen, so wäre er vor Scham in Tränen ausgebrochen. Jetzt hörte er diese Worte in Ruhe an, wie versteinert, nicht nur ohne Tränen, aber auch ohne eine Spur von Röte im Gesicht. Eine Woche blieb er beim Vogt. Man hielt ihn streng, gab ihm wenig zu essen, trieb ihn zur Arbeit, versetzte ihm Püffe und schalt ihn. In einer Nacht packte er seine Habseligkeiten, nahm noch ein bisschen was vom Vogt mit und verschwand. Am nächsten Tag kam aus Lemberg ein Brief ohne Unterschrift an den Gemeindevorsteher mit der Bitte, an die Adresse «Ein Gewisser» poste restante in Lemberg mitzuteilen, ob im Dorf ein gewisser Petryk Harasymiw sei und

wo er sich aufhielte. Der Vogt las den Brief, spuckte verärgert aus, zerriss den Brief in kleine Stücke und murmelte: «Verschwinde, du Teufel! Bricht dir den Hals ohne mich!»

VIII

Zwei Monate vergingen. Nach einem ungewöhnlich langen und milden Herbst brach plötzlich ein kalter, frostiger Winter ein. Man watete im Schnee bis zu den Knien, Winde brausten über die Stadt, Nacht für Nacht trafen Nachrichten von Schneeverwehungen, Bahnverspätungen und geborstenen Telegraphenleitungen ein. Dazu kamen auch andere Nachrichten – vom Hunger im Land, vom Mangel an Futter, von der Teuerung, von Pferden, die die Strapazen am Land nicht aushielten. Der Winter legte sich wie ein großes Schreckgespenst auf das galizische Land.

Es war um die Jännermitte. Es hatte eben zwölf geschlagen. In der Redaktion der uns bekannten demokratischen Zeitung war es bereits leer, die Mitarbeiter waren gegangen, bis auf das Auslandsressort, der, weil er sich zuvor verplappert hatte, noch einen Aufsatz zu Ende schrieb. Da läutete das Telefon. Das Auslandsressort ließ das Schreiben, ging zum Apparat, hob den Hörer ab und drückte ihn an sein Ohr.

«Wer ist dort?», fragte er.

«Ist dort die Redaktion?»

«Ja.»

«Hier ist der Polizeikommissar. Schicken Sie bitte einen Berichterstatter. Die Kommission ist schon unterwegs zum Janiwer Friedhof.»

«In welcher Angelegenheit?»

«Es geht um den Brand, von dem heute früh berichtet wurde.»

«Danke, ich komme gleich!»

In der Morgenausgabe der Zeitung gab es einen kurzen Bericht über einen rätselhaften Brand: ein Heulager des Militärs war in Brand geraten. Seit Mitternacht hatte die Feuerwehr versucht, den Brand einzudämmen und das Feuer zu löschen. Man musste

dieser Aufforderung unbedingt nachkommen und zum Lokalagenschein fahren. Es war kein Reporter zur Stelle, aber in der Redaktion herrschte die Regel, dass im Bedarfsfall ein jeder Mitarbeiter die Tätigkeit des Berichterstatters zu übernehmen hatte, um die Zeitung zu bedienen. So musste das Auslandsressort zur Brandstätte fahren. Er nahm eine Droschke und fuhr los zum Janiwer Friedhof.

Das Heulager befand sich in einer riesigen Scheune: ein Dach auf Stelzen, ohne Wände, nur dass zwischen den Stützen im Abstand von einem Meter Stangen eingeschlagen waren. Dieses Lager befand sich am Ende eines weitläufigen Platzes, hinter den Stallungen, ziemlich weit weg von der Straße und durch einen hohen Zaun von ihr getrennt. Derzeit wurde von dort noch kein Heu geholt, das Lager war voll bis unter das Dach, es fasste einige Tausend Zentner Heu. Wie hatte es in Brand geraten können?

Obwohl man das Feuer schon kurz vor Mitternacht entdeckt hatte, war es noch nicht gelungen es völlig zu löschen; nachdem es sich einmal den Weg in die zusammengepressten Heumassen gefressen hatte, tobte es im Innern des Lagers weiter und füllte den ganzen Platz, ja die ganze Umgebung, mit dichtem, beißendem Rauch. Seit der Nacht begossen Soldaten zusammen mit den Feuerwehrleuten diesen Heuhaufen mit Wasser, und obwohl dieser oben schon ganz schwarz und feucht war, zeugten die Rauchschwaden, die immer wieder aus dem Inneren drangen, davon, dass dort das Feuer nicht erloschen war. Und in der Tat, wenn man nur an einem Ort für eine kurze Zeit das Wasser einstellte, stiegen eben dort Rauchwolken vom Feuer im Inneren auf, und nur wenige Augenblicke später schlugen helle Flammen empor. Die Löschmannschaften wussten vor Erschöpfung nicht ein und nicht aus.

«Solang ich lebe, habe ich so etwas noch nicht gesehen!», sagte der Feuerwehrkommandant zum Kommissar, der eben in Begleitung einiger Zeitungsleute am Unglücksort eingetroffen war. «Hunderte Brandherde habe ich schon gelöscht, aber überall kam

das Feuer außen, hier aber ist es innen drin. Es sieht so aus, als ob es in der Mitte zuerst zu brennen begonnen hätte.

«Vielleicht war das Heu feucht und hat deshalb Feuer gefangen?», vermutete der Kommissar.

«Nein, Herr Kommissar», sagte der Zugführer, der das Kommando über die Kompanie von Soldaten hatte, die zum Kampf mit der Feuersbrunst abkommandiert worden waren. «Das Heu war trocken. Vor meinen Augen hat man es aufgestapelt, dabei kenne ich mich aus.»

«Hat hier vielleicht jemand genächtigt?»

«Genächtigt? Wer könnte denn hier die Nacht verbringen?»

«Haben Sie das Lager täglich genau inspiziert?»

«Nein, das war nicht notwendig.»

«Aha, so also.»

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren zündete sich der Kommissar eine Zigarre an und schritt den Zaun ab, der die Kaserne von der Straße trennte. Am Zaun wuchsen Sträucher, Disteln und alles mögliche Unkraut. Das war jetzt trocken, geknickt, vom Schnee verweht, und es war nicht schwer in diesem Schnee einen schmalen Pfad zu entdecken, der nur leicht vom gestrigen Schneetreiben zugeweht war. Er führte vom brennenden Heuschober hin zum Zaun. Der Kommissar kniete nieder, schob den frischen Schnee zur Seite, entfernte das Gestrüpp und das Heu, das sich hier angesammelt hatte, und entdeckte unter dem Zaun eine ziemlich geräumige Grube, durch die man von der Straße aus durchschlüpfen konnte. Die Zeitungsleute verfolgten aufmerksam jede seiner Bewegungen und kommentierten seine Entdeckungen mit aufgeregten Rufen.

«Da sehen Sie! Das Geheimnis wird langsam gelüftet! Hier waren Gäste. Die haben sicher Heu gestohlen.»

«Wenn sie nur gestohlen hätten», sagte der Kommissar und sein Gesicht wurde immer blasser, wie von einem fürchterlichen Gedanken. «Oder...», er sprach den Satz nicht zu Ende und ging schnellen Schritts zum brennenden Schober.

«Oder was? Was sonst?», fragten die neugierigen Reporter. Der Kommissar gab keine Antwort. Er ging um den brennenden Heuschaber herum, so nah, als es der beißende Rauch erlaubte, und untersuchte sorgfältig die schwarze, verbrannte Wand aus gepresstem Heu. Plötzlich hielt er inne, winkte mit den Händen, rief die Zeitungsleute zu sich.

«Was ist dort, was ist los?»

Der Kommissar verlor kein Wort. An diesem Ort, wo er stand, war es heiß, schlug ein glühender Rauch entgegen, hemmte den Atem und trieb Tränen in die Augen. Der Kommissar aber rührte sich nicht vom Fleck, stand wie von einem bösen Zauber verhext. Langsam kamen die Journalisten näher. «Was ist das? Was ist hier?»

Ohne ein Wort zu sagen zeigte der Kommissar auf eine Stelle. Aus dem verbrannten Heu ragte etwas Schwarzes, Unförmiges; wenn man genauer hinsah, konnte man ein Paar Beine und Schuhe erkennen. In diesem Moment schlug der Rauch und die Glut den Zuschauern in die Augen, als wäre der Brand böse auf die Menschen, die sein Geheimnis ausgekundschaftet hatten. Alle sprangen zurück.

«Hier ist jemand! Da steckt ein Mensch im Heu!», schrien die Reporter.

«Gib Gott, dass es nur einer wäre», antwortete der Kommissar lakonisch.

«Wie? Es sollen noch mehr sein?»

«Ich befürchte, ja. Sehen Sie, meine Herren, der Zaun wurde untergraben, der Weg ist ausgetreten, das heißt, hier kam nicht nur einer, um zu nächtigen. Ich verrate Ihnen ein Geheimnis: wir suchen schon lang nach so einem Massenlager. Wir haben eine Reihe von Hinweisen darauf, dass eine Gruppe von verdächtigen Obdachlosen irgendwo über Nacht unterschlüpft, sie sind wie vom Erdboden verschluckt. Tagsüber sieht man einmal diesen, einmal jenen; wir haben Razzien gemacht, alle öffentlichen Bäder durchsucht, alle Ziegelstollen, alle bekannten Unterschlupflöcher. Eine Menge verdächtiger Personen ist uns ins Netz

gegangen, viel Not und Armut haben wir gesehen, aber ein paar der gefährlichsten Burschen konnten wir nicht kriegen. Ich befürchte, dass hier ihr Nest war.»

«In diesem Fall können Sie dem lieben Gott dankbar sein», spottete das Auslandsressort, «wer hier genächtigt hat, der ist nicht mehr gefährlich.»

Die Nachricht, dass im Heuschober die Leiche eines Menschen steckte, erreichte blitzschnell das Militärkommando. Ein Hauptmann kam mit einigen Offizieren und auch einem General in Begleitung, man kommandierte einige Kompanien ab, um den Heuschober systematisch zu untersuchen und zu zerlegen. Diese Arbeit war nicht ungefährlich; wo man nur hinlängte, schlug Feuer entgegen. Erst nach einigen Stunden schwerer Arbeit hatte man das Feuer im Griff, man konnte die obersten Schichten des Schobers abtragen und mit Schnee abdecken. Dann fing man von der Seite an zu suchen. Die Wasserspritzen waren ständig im Einsatz, als man dort, wo man die Beine entdeckt hatte, das verbrannte Heu entfernte und die Beine herauszog. Zum großen Erstaunen für alle waren das nur mehr die Beine, der Rest des Körpers war verkohlt. Als man aber in dieser Richtung weiter suchte, entdeckte man eine tiefe Höhle, die im Heu ausgegraben war, und in der Höhle eine weitere Leiche. Sie lag mit dem Kopf in Richtung Eingangsöffnung, der Körper aber war im Heu vergraben; jetzt war der Kopf nicht mehr da, verbrannt, aber den Rest der Leiche konnte man herausziehen. Man fand eine dritte, vierte, zehnte Leiche, eine ganze Reihe von grauenvoll verbrannten, in Krämpfen erstarrten Körpern. Darunter waren alte und junge Männer, Mädchen und alte Frauen, die ganze Armut der Stadt, deren Verderbtheit und Ausschweifung war hier versammelt. Der Kommissar war wie versteinert – war das doch ein fürchterlicher Schlag für das Ansehen der Hauptstadt des Kronlands, deren Behörden und die Sicherheit in dieser Stadt!

Es wurde Abend. Die Soldaten warfen sich mit Erbitterung und voller Zorn in den Kampf mit diesem brennenden Heuschober,

der so viele Menschenleben gefordert hatte, sie rissen die Ballen auseinander, löschten mit Schnee und Wasser die letzten Flammen, suchten nach neuen, immer noch neuen Opfern. Und fanden sie. Es stellte sich heraus, dass in dem Schober nicht nur eine Höhle gewesen war, man entdeckte eine zweite und dritte, eine jede voll von Leichen. Bis zum Abend hatte man vierzig Leichen ausgegraben, die Hände, Beine und Köpfe, die man abseits gefunden hatte, und von denen man nicht sagen konnte, zu welcher Leiche sie gehörten, nicht gezählt. Alle Zeugen dieser fürchterlichen Ausgrabungen standen wie vom Blitz gerührt, als ob man sie der Mittäterschaft an diesem schrecklichen, unmenschlichen Verbrechen überführt hätte. Der Kommissar erklärte bleich, aber gefasst, seine Vermutung.

«Offenbar ist einer von ihnen spät in der Nacht betrunken zurückgekommen, mit einer Zigarette im Mund, und so eingeschlafen. Das Feuer hat sie alle im Schlaf überrascht.»

In diesem Augenblick gab es bei den Soldaten, die den Rest des Heuhaufens zur Seite schoben, einen Aufschrei. Sie hatten noch eine Leiche gefunden. Diesen hatte das Feuer offenbar nicht im Schlaf erwischt, denn er besaß so viel Geistesgegenwart, dass er mit Kopf und Händen nach unten gegraben hatte, zum Boden, auf dem das Heu gelagert war. Er wusste, dass Rauch und Flammen nach oben ziehen und versuchte sich zu retten indem er am Boden entkommen wollte. Aber der Ärmste hatte sich verrechnet, das Heu war so tief aufgeschichtet, dass er nicht bis zum Boden durchkam. Er war am Rauch erstickt, seine Beine waren komplett verbrannt, aber der Rest des Körpers war ganz geblieben, denn das Heu, in dem er steckte, hatte nicht Feuer gefangen. Man zog ihn aus der Höhle. Es war ein Bub, kaum zwölf Jahre alt. Man legt ihn auf den Schnee. Beim Licht der untergehenden Sonne erkannt ihn der Kommissar sofort und wandte sich an Herrn Winzenti:

«Sehen Sie, das ist ja Ihr Bekannter!»

Herr Winzenti schaute hin, zuckte zusammen, wie im Fieberwahn.

«Mein Be-kann-ter?»

«Ja sicher, der, der geholfen hat, Sie zu bestehen. Wissen Sie noch, wie Sie sein Zeugnis gefunden haben! Petro... wie war der Name noch? ... Harasymiw.»

Herr Winzenti stand da, wie tot, und wagte es nicht, seinen Blick auf diese kleine, halbverbrannte Leiche zu richten, auf dieses gelb und blau angelaufene Gesicht, den weit aufgerissenen Mund, die in tödlicher Angst verdrehten Augen, diese kleinen Hände, die im Krampf erstarrt immer noch einen Packen Heu hielten.

«Wie konnte er denn hierher kommen?», flüsterte Herr Winzenti, kaum bei Bewusstsein. Die Augen aller Anwesenden waren auf ihn gerichtet, als ob man von ihm ein klärendes Wort erwartete.

«Wir waren ihm schon lang auf der Spur, er ist uns aber immer durch die Finger gegangen, wie ein glitschiger Fisch. Man hat ihn ins Dorf zurückgebracht. Dort war er eine Woche beim Vogt und ist dann abgehauen. Er hat sich zwei Wochen in der Gegend herumgetrieben und ist dann wieder in Lemberg aufgetaucht. Mehrmals waren wir schon nahe dran ihn zu verhaften, immer ist er uns entschlüpft. Einmal hatte man ihn im jüdischen Bad unter der Bank entdeckt; der Polizist kannte ihn nicht und ließ ihn, als er zu betteln anfangt, laufen. Dann nächtigte er in den Ziegelstollen. Einmal wäre er in einer Strohwand fast erfroren, dann fand er hier seinen Platz.»

IX

An diesem Abend kam Herr Winzenti nicht zum Essen nach Hause. Seine besorgte Frau hatte sich schon aufgemacht um ihn zu suchen, als zwei Herren in einer Droschke vorfuhren und ihren Gemahl fast auf Händen über die Stiegen trugen und ins Zimmer führten.

«Mein Gott, was ist los?», schrie die verängstigte Frau auf.

«Nichts, nichts», flüsterten die beiden Herren, «Ihr Gemahl hat offensichtlich etwas zu viel... Wohin sollen wir ihn legen?»

Und ohne eine Antwort abzuwarten, legten sie ihn auf das Sofa, verbeugten sich vor der Dame des Hauses und gingen.

Herr Winzenti, stockbesoffen, weinte und redete wirres Zeug.

«Hundsott will ich heißen, wenn ich ihn nicht ein Handwerk lernen lasse! Er wird ein ordentlicher Mensch. Die Füße verbrannt, der Bauch verbrannt, man sieht die Gedärme... einen Brief, einen Brief, ich muss unverzüglich einen Brief schreiben!

Les sanglots longs

Des violons

De l'automne

Blessent mon cœur

D'une langueur

Monotone.»

Seine Frau stand über ihm und rang die Hände. Sie wusste nicht, ob sie weinen sollte oder sich ärgern, oder ob sie einen Arzt rufen sollte.

(Aus dem Ukrainischen von Alois Woldan)

EIN DICHTER DES VERRATES

Georg Brandes hat schon in seinem Artikel «Polnische Romantik»¹ eines der Hauptmotive in der Dichtung der größten polnischen Dichter, Mickiewicz und Slowacki, mit richtigem Blicke erkannt. «Eine Verherrlichung des Betrugers oder der Überumpelung» nennt er es mit schlichten, klaren Worten, und es hat mich nicht wenig gewundert, dass kein Pole gegen diese Worte protestiert hat. Wie? Ein Mickiewicz, welcher von den Polen als eine Verkörperung des nationalen Genies, als ein Apostel reiner Humanität und des höchsten Idealismus betrachtet wird – und eine «Verherrlichung des Betrugers»! Und das sagt ein Meister der Kritik, ein Freund der Polen! Wenn sie dagegen nicht protestiert haben, wenn sie den Brandes nicht als einen Schänder ihrer nationalen Heiligtümer an den Pranger gestellt haben, so fühle auch ich mich ermutigt, hier einige häretische Gedanken über den «größten polnischen Dichter» auszusprechen, welche mir noch seit meiner Gymnasialzeit im Kopfe spuken. Ich habe nämlich ein polnisches Gymnasium absolviert und Mickiewicz wurde mir von den Lehrern als die beste Lektüre rekommandiert, seine Gedichte standen im polnischen Lesebuche, seine Biografie und der Inhalt seiner Hauptwerke mussten studiert werden,

¹ Die Zeit», 1896, Nr. 117. (Anm. d. Redaktion d. «Zeit»)

sein Geburtstag wurde von der Schuljugend gefeiert – mit einem Wort: man hat uns gewöhnt, Mickiewicz als einen der größten Geistesheroen zu verehren und seine Worte als den Ausfluss des größten Genius heilig zu halten.

Ich erinnere mich noch, wie ich aus angeborener Widerspruchslust in einem Pensum tiefer Mickiewicz-Andacht entgegentrat und einen seiner Verse, welcher das Thema jenes Pensums bilden sollte, so interpretierte, dass der Lehrer der polnischen Literatur dieses Pensum zum Gegenstande einer förmlichen Anklage gegen mich bei der Direktion machte und ich für meine häretische Exegetik eine tüchtige Strafe vom Direktor bekam. Seit jener Zeit ist mir Mickiewicz immer als ein sonderbarer Heiliger erschienen und ein aufmerksames Studium seiner gesammelten Werke überzeugte mich später, dass ich mit meinem knabenhaften Gefühl im Rechte war. Da aber von diesem Dichter nur einige hervorragende Dichtungen ins Deutsche übersetzt sind und die deutschen Leser seine sämtlichen Dichtungen nicht kennen, so wird es vielleicht nicht überflüssig sein, hier einiges zur Charakteristik dieses polnischen Genius beizusteuern.

Noch eines muss ich vorausschicken. Dem Dichter Mickiewicz will ich keinen Abbruch tun, an seinem dichterischen Ruhme will ich gar nicht rütteln. Nur eines der herrschenden Motive seiner Poesie will ich hervorheben und durch Beispiele beleuchten – ein Motiv, welches mir sowohl für den Dichter als auch für die ihn umgebende Gesellschaft charakteristisch zu sein scheint.

Mickiewicz wurde in einer politisch höchst abnormalen und ungesunden Luft erzogen. Am Vorabende seiner Geburt war das alte Polen gefallen und zerrissen worden. Sein Fall wirbelte viel Staub auf, zerrte so viel Verderbtheit, Charakterlosigkeit, Zynismus und Korruption, welche im Innern der polnischen Gesellschaft gewuchert hatten, ans Tageslicht, dass die jungen Generationen lange noch in diesem verpesteten Dunstkreis atmen mussten. Und so sehen wir, dass Mickiewicz gleich bei seinem Eintritte in die Literatur eine Hinneigung der Phantasie zur Schilderung

von Verrat, Überläufertum und Renegatentum bekundet. Er muss viel darüber gegrübelt, muss in seiner Umgebung starke Impulse dazu erhalten haben, denn das Thema verlässt ihn bis zum Schlusse seiner poetischen Tätigkeit nicht. In seinen Gedichten tritt uns eine lange Reihe von Verrätern entgegen; es sind aber nicht untergeordnete Figuren, wie Jago, Jachimo (Cymbelin), Goneril bei Shakespeare, es sind Helden, von dem ganzen Zauber des Romantismus umflossene, als höhere Menschen gezeichnete Helden und das ist eben das Bedenkliche und Abstoßende in diesen Dichtungen.

Wohlgemerkt: Es sind nicht bloß sogenannte «patriotische Verräter», die uns Mickiewicz zeichnet, nicht bloß Menschen, welche ihre glühende Vaterlandsliebe nur durch Verrat an den Feinden ihres Vaterlandes betätigen zu können glauben. Nein, wir haben bei Mickiewicz eine ganze Musterkarte von Verrätern jeglicher Sorte – von rein persönlichen bis zu den hoch patriotischen.

Schon in seinem literarischen Debut, in einer pseudohistorischen Novelle «Żywila» (gedruckt 1819) verrät der Held der Erzählung, Boraj, seinen Landesherrn, den Fürsten Koryat, um mit Hilfe des Feindes die Hand der Fürstentochter zu erlangen, erobert mit dem feindlichen Heere die Hauptstadt seines Fürsten, befreit die Fürstentochter aus dem Gefängnisse, wo sie geschmachtet hatte, wird aber von ihr als Verräter erstochen.

Im Jahre 1822 trat Mickiewicz zum ersten Mal mit einem Bändchen Gedichte hervor. Das Bändchen enthielt «Balladen und Romanzen» und sein Erscheinungsjahr wird als der Anfang einer neuen Epoche in der Literatur betrachtet. Werfen wir aber einen Blick auf den Inhalt dieses Büchleins, so wird uns gewiss die Menge der darin enthaltenen Verratsszenen und verräterischer Helden auffallen.

Gleich in der zweiten Ballade, der Świtezianka (die Nymphe vom See Świtez) wird erzählt, wie ein Jägerbursche sich in eine Nymphe verliebt hat und ihr ewige Treue schwört, bald aber

einem anderen, ihm im Walde erschienenen Mädchen nachläuft und dasselbe umarmt; dieses Mädchen entpuppt sich als die erste Geliebte und der treulose Geliebte wird mit tausendjähriger Höllenqual bestraft. In der Ballade «Rybka» (das Fischlein) sehen wir ein armes Dorfmädchen, welches von einem Herrn verraten, sich im Flusse ersäuft und später diesen Herrn und seine Gemahlin in Stein verwandelt.

Ungemein charakteristisch in dieser Beziehung, eine wahre Dissertation über den Freundesverrat, ist die unvollendet gebliebene Ballade «Tukaj oder die Freundesproben». Tukaj, ein reicher, mächtiger, weiser Mann, stirbt, nachdem er zur Überzeugung gekommen war, dass Reichtum, Macht, Weisheit und Tugend nur eitel Rauch sind. Es tut ihm nur leid um seine Geliebte und um seine Freunde. Da erscheint ein Zauberer, welcher ihm verspricht, ihm den Weg zur Unsterblichkeit zu weisen, aber nur unter der Bedingung, dass er diesen Weg mit einem Freunde betreten soll, welchem er absolut vertrauen kann. «Tukaj antwortet nichts, denn wer kann fremde Gedanken erraten?» «Vielleicht vertraust du der Geliebten, der Frau?» «Ja.» Da verstummte er und sah traurig vor sich hin. «Ja», spricht er und verstummt wieder. Er denkt, kämpft mit sich selbst. «Ja, der Geliebten... ja, der Frau!» Er glaubt und ein Schrecken beschleicht ihn, er zweifelt und brennt vor Scham. Er denkt, kämpft mit sich selbst, er ist zum Entschluss gekommen, will schon antworten – und antwortet nicht. Schließlich nimmt er den Pakt an, wobei ihm im Voraus gesagt wird, dass böse Geister seinen Freund versuchen und zum Verrat verleiten werden. Und nun beginnt Tukaj über diese Verfluchungen folgendermaßen zu raisonnieren: «Was immer für Listen das sein mögen, von denen ich gehört habe, seien es ihrer viele oder wenige, sie werden von dreierlei Art sein. Will man jemanden zum Verrat bewegen, braucht man Gewalt oder Überredung, muss man ihn entweder mit Gaben bestechen oder terrorisieren oder zwingen. Dasselbe mit kürzeren Worten gesagt, wird folgenden Syllogismus ergeben: dreierlei ist der Weg zum Verderben, die Neugierde, die Habgier

und der Schrecken. Wer also in dieser dreifachen Hinsicht eine harte Probe besteht, diesem kann ich schon wie mir selbst vertrauen.» Tukaj versucht nun seine drei treuesten Freunde nacheinander und, natürlich, alle drei verraten ihn.

Ziemlich unbedeutend ist die Ballade «Renegat» (ein Abtrünniger), wo ein zum Muselmann gewordener Pole bei dem bloßen Anblick einer polnischen, ihm vom Sultan geschenkten Sklavin stirbt. Eine Ballade mit kompliziertem Verratsmotiv hat den Titel «Czaty» (der Hinterhalt). Ein Wojwode kommt in sein Schlafgemach hereingestürmt und überzeugt sich, dass seine Frau nicht da sei. Er weiß schon, wo sie zu treffen sei, ruft einen bei ihm bediensteten Kosaken, nimmt zwei Flinten und Munition und sie gehen beide in den Garten, wo des Wojwodens Frau in den Armen ihres früheren Geliebten schmachtet. Der Wojwode befiehlt dem Kosaken, das Weib aufs Korn zu nehmen, er selbst will den Jüngling erlegen; allein der Kosak wartet nicht auf das Signal und brennt seine Ladung dem Wojwoden gerade in den Kopf ab.

Die Mehrzahl der Balladen wurde im Jahre 1822 in Wilno publiziert. Mickiewicz erscheint hier noch keineswegs als der feurige Patriot der späteren Jahre, es sind also nicht patriotische Erwägungen, nicht der Kontrast des ohnmächtig darniederliegenden Polens und des mächtigen Russlands, welche sein Gemüt zu dieser unaufhörlichen Beschäftigung mit dem Verrat in seinen verschiedenen Formen treiben. Was ihn dazu getrieben, darüber mögen sich die Mickiewicz-Philologen ihre werten Köpfe zerbrechen, ich aber will in der Aufzählung der Tatsachen fortfahren. Die drei Epen, auf welchen Mickiewicz' Dichterruhm hauptsächlich basiert, «Grażyna», «Konrad Wallenrod» und «Herr Thaddäus» sind keineswegs frei von dieser eigentümlichen Geschmacksverirrung. Im Gegenteil, in «Grażyna» und «Konrad Wallenrod» bildet der Verrat das Hauptmotiv. In der «Grażyna» plant der Held «Litawor», ein litauischer Teilfürst, einen Verrat an dem Großfürsten Witowt und verbündet sich zu diesem Zwecke mit dem Deutschen Kreuzorden, welcher ihm gleich eine Heeresabteilung

für den beabsichtigten Kriegsgang nachschickt. Sobald aber Litawors heldenhafte Frau Grażyna von dieser Absicht erfährt, bestürmt sie ihren Mann mit Bitten, er solle ja nicht Brüder gegen Brüder führen und dazu noch die Deutschen zu Hilfe nehmen. Als aber Litawor nicht nachgeben wollte, lässt sie auf eigene Faust die deutschen Gesandten mit Spott wegschicken. Die beleidigten Deutschen wenden sich nun mit ihren Truppen gegen Litawors Stadt; die Litauer waffnen sich zum Kampfe, allein Litawor schläft im Schlosse und statt seiner nimmt Grażyna seine Rüstung und zieht zum Kampfe. In einem Walde werden die Deutschen umzingelt, ein heißer Kampf entbrennt, in welchem Grażyna tödlich getroffen zu Boden sinkt. Erst im letzten Augenblick erscheint Litawor, welcher den Sieg für die Litauer erkämpft, Grażyna auf sein Schloss tragen lässt und neben ihr auf dem Scheiterhaufen seinen Tod findet. Litawors beabsichtigter Verrat an dem litauischen Vaterlande ist durch gemeine Habsucht motiviert; die Ehre des Vaterlandes wird aber von Grażyna durch einen zweiten, an den Deutschen begangenen Verrat gerettet.

Die große Epopöe des sogenannten patriotischen Verrats hat Mickiewicz erst in «Konrad Wallenrod» geschaffen. Das moralisch Verwerfliche und Abstoßende, was hier auf den Heldenthurn gestellt und mit dem poetischen Glorienschein umgeben wurde, hat sogar die polnische Kritik bald nach dem Erscheinen des Gedichtes (1828) herausgeföhlt. So schrieb Kajetan Rozmian 1828: «Noch keinem Dichter ist ein solches Sujet in den Sinn gekommen; Wallenrod wurde im Gegensatz zur Geschichte als ein niederträchtiger Verräter dargestellt und obendrein zu einem Litauer gemacht, um einen Begriff zu geben, wie edel die Litauer ihr Vaterland lieben.»

«Konrad Wallenrod» wurde im Ausland (Odessa und Moskau) geschrieben, wohin der Dichter nach kurzer Gefangenschaft in Wilno verbannt wurde. Trotz herzlicher und freundlicher Aufnahme föhlte er sich gedrückt und in seinem Patriotismus gekränkt. Er sah in der Nähe die schreckliche Macht Russlands. Wie

sollte sein geliebtes Polen diese Macht überwinden und sich von ihr freimachen? Er fragte sich als «Sklave» und dieses Sklavengefühl hat seine Phantasie in dem großen Gedichte verkörpert. «Du bist ein Sklave», so lautet ein Vers dieses Gedichtes, «und des Sklaven einzige Waffe ist Verrat». Da das Gedicht mehrmals ins Deutsche übersetzt wurde, so will ich seinen Inhalt nur kurz skizzieren. Ein junger Litauerknabe wird von den Deutschen Kreuzrittern in die Sklaverei geschleppt, dann getauft und im Palast des Großmeisters erzogen. Hier findet er aber einen litauischen Wajdeloten (Volkssänger), welcher, ehemals auch gefangen genommen, nun dem Orden Dolmetscherdienste leistet. Dieser Sänger entfacht in der Brust des Knaben einen glühenden litauischen Patriotismus, lehrt ihn seine Erzieher und die Bedrücker seines Vaterlandes hassen. Diese Lehre fällt auf fruchtbaren Boden. Sobald Alf – so heißt der Held – das Jünglingsalter erreicht hat, will er nach Litauen fliehen, doch der Wajdelote sagt ihm: «Bleibe noch, lerne den Deutschen ihre Kriegskunst ab, trachte ihr Vertrauen zu erwerben und dann werden wir sehen, was weiter zu beginnen sei.» Allein der Jüngling ließ sich nicht halten und in der ersten Schlacht mit den Litauern verließ er den Orden, nahm auch den Wajdeloten mit und schlug sich auf die Seite der Litauer. Hier wurde er ein Waffengenosse des Fürsten Kiesflut, welcher ihm seine Tochter Aldona zur Frau gab. Als aber am folgenden Jahre die Kreuzritter mit großer Macht Litauen überfielen und ein großes Blutbad anrichteten, da fasste Alf mit Hilfe des Wajdeloten den Plan, nach Westeuropa zu gehen, dort Ruhm zu erwerben, sich zum Großmeister des Ordens aufzuschwingen und dann den Orden desto bequemer und wirksamer zu vernichten. Das ist die Vorgeschichte des Gedichtes, welche erst nachträglich erzählt wird. Das Gedicht beginnt mit der Wahl des Großmeisters. Ein gewisser Konrad Wallenrod wird allgemein als der Tüchtigste anerkannt. «Er ist ein Fremder, in Preußen unbekannt, – so heißt es im Gedichte – sein Ruhm erfüllt auswärtige Länder. Ob er die Mauren verfolgte auf den Bergen Kastiliens, oder die Osmanen

auf den Meereswellen, war er immer in den Schlachten vorn, der erste auf den Mauern, der erste, welcher die feindlichen Schiffe festhakte. Unter der Fülle seiner Tugenden ist nur ein Fehler – er «sucht manchmal Trost in geistigen Getränken.» Unter allen Ordensbrüdern hat einer einen großen, außerordentlichen und geheimnisvollen Einfluss auf ihn, – es ist ein gewisser Halban, ein grauer Mönch und sein Beichtvater.

Mit Halbans Zutun wird Konrad zum Großmeister gewählt, anstatt aber sogleich in den heiligen Krieg gegen Litauen zu ziehen, sitzt er träge zuhause, bis die Litauer frech geworden sind, selbst die Rache des Ordens zu provozieren. Dann erst wird ein großes Heer versammelt und nach Litauen geführt. Wallenrod aber lässt es so lange Wilno belagern, bis der Winter eingetreten ist und so wird das ganze Heer teils von Schneestürmen, Hunger und Krankheiten, teils von Litauern vernichtet, so dass nur klägliche Überreste nach Marienburg zurückkehren. Konrad fährt auch zurück, um dort dem geheimen Gerichte, welches unterdessen seine litauische Provenienz, seine Identität mit jenem Alf ausgekundschaftet hatte, zum Opfer zu fallen. Er stirbt mit bitterem Hohn. «Er riss den Ordensmantel von sich, warf das Abzeichen des Ordensmeisters zu Boden und trat es mit den Füßen, verächtlich lachend. «Das sind die Sünden meines Lebens! Ich bin bereit zu sterben, was wollt ihr mehr? Wollt ihr Bericht von meinen Amtshandlungen, so schaut auf die vielen Tausende Erschlagener, auf die zerstörten Städte, auf die in Flammen aufgehenden Besitzungen. Hört Ihr den Wind? Er treibt Schneewolken, dort erfrieren die Überreste Eurer Kriegsmacht! Hört Ihr? Es heulen die Rudel hungriger Hunde, welche sich um die Reste der Mahlzeit reißen. Das hab ich bewirkt! Wie groß bin ich, wie stolz! So viele Köpfe der Hydra mit einem Streich abzuschneiden! Wie Samson durch die Erschütterung einer einzigen Säule das ganze Gebäude zu zerstören und unter den Ruinen sterben!»

Sein alter Lehrer in der Theorie und Praxis des Verrates, sein späterer Geheimsekretär und Sektionschef Halban überlebt ihn.

Er will noch weiter leben, um Konrads Ruhm in Litauen populär zu machen und für weiteren Nachwuchs an solchen Patrioten zu sorgen. Und wirklich gab es in der polnischen Geschichte einen Moment, wo es schien, dass «die Grundidee dieses Gedichtes der Leitstern jedes edlen polnischen Patrioten geworden ist», wie der neueste Herausgeber der Werke Mickiewicz' Biegeleisen bemerkt (I, 487). Noch zehn Jahre später schrieb Julius Slowacki, welcher in den Anfängen seiner poetischen Laufbahn auch unter dem Banne Mickiewicz' stand, in seinem Gedichte «Beniowski»: Heute haben es die Verräter besser, wenn sie der Zar nicht unter dem Eise ertränkt; es ist ihnen leichter der Laterne zu entkommen. Krutowiecki¹ ist der Wallenrod von Warschau und Surowski² ist ein demokratischer Wallenrod. Schwarz sind sie, doch hatten beide einen hohen Beweggrund. Beide wollen Polen, um straflos zu sein: denn dieses köstliche Paar weiß gut, dass es Polen leichter ist zu dupieren als den Zaren. Wallenrodismus schuf viel Gutes, sehr viel! Er führte eine gewisse Methode in den Verrat ein, aus einem Verräter machte er deren Hunderttausend» (Slowacki, E. Biegeleisen, 377). Es sei hier noch angemerkt, dass in dem «Konrad Wallenrod» einige wunderschöne lyrische Gedichte eingeschaltet sind – unzweifelhaft das Schönste und Wertvollste in dem ganzen Gedichte. Unter diesen Einschübseln befindet sich auch eine Ballade «Alpuhara», welche der Held des Gedichtes vor versammelten Gästen singt, und welche in einem grausigen Bilde sein Aktionsprogramm darstellt. Die Mauren in Spanien sind besiegt, nur Granada, wo der tapfere Almansor Befehlshaber ist, hält noch Stand. Aber in der Festung wütet die Pest. Endlich wird auch diese Festung erstürmt, die Mauren sind alle getötet, nur Almansor mit einigen Rittern ist entflohen. Als aber die Sieger auf frischen

¹ General Krutowiecki, der Kommandant von Warschau zu Ende der Revolution im Jahre 1831, soll die Stadt an die Russen verraten haben. (Anm. d. Redaktion d. «Zeit»)

² Ein Graf, welcher in der polnischen Emigration ein marktschreierischer Demokrat wurde und eine überaus klägliche Rolle spielte. (Anm. d. Verf.)

Ruinen ein Bankett veranstalten, kommt er zurück, ergibt sich seinen Feinden und gibt vor, er wolle sich taufen lassen. Die frommen Spanier heißen ihn herzlich willkommen und küssen ihn alle nach der Reihe ab. Er küsst sie auch alle herzlich und besonders ihren Feldherrn, aber in diesem Augenblicke bricht er zusammen. «Seht, Giaurs – ruft er – ich bin blass und erdfahl. Erratet, wessen Abgesandter ich bin! Ich hab euch betrogen! Ich komm aus Granada, ich bringe euch die Pest. Durch meinen Kuss habe ich in eure Seele Gift geträufelt, welches euch verzehren soll. Kommt und schaut meine Qualen an, auch ihr werdet so sterben!» Und dies grausige Meisterwerk figurirt in allen Schulbüchern und träufelt seit Dutzenden verderbliches Gift in die Seelen polnischer Jugend ein.

Auch die beiden größten und genialsten Werke Mickiewicz', «Dziady» und «Pan Tadeusz» sind von dieser Infektion nicht ganz frei, wenn es auch zugestanden werden muss, dass die Phantasie des Dichters hier auf freieren, sonnigeren Pfaden wandelt. Das Hauptmotiv der «Dziady», dieses individuellsten Werke Mickiewicz', ist die unglückliche Liebe des Dichters zur Marie Wereszczaka, welche hier als ein Verrat des Mädchens an dem Jüngling (Gustav) dargestellt wird, obgleich in der Wirklichkeit Marie den Mickiewicz gar nicht verriet, weil er nicht einmal dazu gekommen war, ihr seine Liebe zu gestehen, und sie für ihn nichts mehr als ein warmes Freundschaftsgefühl hegte. Des Dichters Schmerzgefühl kommt im vierten Teile des Gedichtes zu einem hinreißenden Ausdruck, schließlich aber überwindet der Dichter dieses sein Gefühl: Gustav, der verratene Geliebte stirbt, und gleichzeitig wird geboren Konrad – ein leiser Hinweis auf Konrad Wallenrod. Dieser Konrad ist aber ein Dichter und ein Patriot echt romantischen Schlages. «Mein Lied war schon im Grabe, war schon kalt», so singt er, «da roch es Blut, schaut aus dem Grabe hervor und steht auf wie ein Vampir, blutgierig, und dürstet nach Blut. Ja, Rache, Rache, Rache am Feinde, mit Gott, und sei es auch gegen Gott! Und mein Lied sagt: ich will abends umhergehen, will zuerst meine Brüder-Polen beißen; und wem ich meine Zähne

in die Seele einkeile, der muss ein Vampir werden wie ich. Dann gehen wir zusammen und trinken des Feindes Blut, zerhauen seinen Leib mit der Axt, nageln die Hände und die Füße mit Nägeln fest, damit er nicht aufstehe und kein Vampir werde. Mit seiner Seele müssen wir in die Hölle gehen, alle zusammen werden wir auf ihr sitzen, bis wir aus ihr die Unsterblichkeit herauspressen; solange sie aber fühlen wird, werden wir sie nagen.» Das großartig angelegte Gedicht ist Fragment geblieben; Konrad ist zu einer patriotischen Betätigung nicht gekommen und so wissen wir nicht, was der Dichter mit ihm vorhatte.

In der großen Epopöe «Pan Tadeusz» ist der wirkliche Held, der Bernhardinermönch Robot, recte Jacek Soplica, auch ein Mann, welcher eine Tat begangen hat, die ziemlich nahe an Landesverrat aus Privatbosheit streifte; er erschoss den Wojewoden, welcher ihm die Hand seiner Tochter verweigerte, in dem Augenblicke, wo derselbe sein Schloss gegen die stürmenden Russen verteidigte, und so wurde er von den Russen als ihr Verbündeter betrachtet. Diese Sünde beschloss er nun mit seinem ganzen Leben wettzumachen, arbeitete und litt viel für die Wiederherstellung des Vaterlandes und wollte schließlich eine Revolution in Litauen organisieren, um dem im Jahre 1812 in Russland einrückenden Napoleon den Weg zu ebnen.

Dass diese immerwährenden Vorstellungen von Verrat nicht ausschließlich des Dichters geistige Produkte waren, sondern von ihm aus der ihn umgebenden Atmosphäre eingesogen wurden, beweist das Gedicht «Die Rast in Upita», wo der Dichter erzählt, wie er im Städtchen Upita von einem verarmten Schlachtschitzen die Erzählung von dem Verräter Siciński hört, welcher einst, nachdem er bei der Wahl in den Landtag durchgefallen war, die Wähler zu einer Gasterei einlud und mit vergiftetem Wein so regalierte, dass sie, rasend geworden, einander sämtlich totsclugen, worauf der Verräter selbst vom Blitz erschlagen wurde.

Dass aber diese Einflüsse der moralisch faulen Umgebung auch in des Dichters innerste Seele gedrungen waren, wenn auch

von anderen Gefühlen und Anschauungen gemildert oder ganz in den Schatten gestellt, das beweist nicht nur seine sonderbare Vorliebe für die Darstellung verräterischer Helden; ein Echo dieses Gefühles hören wir auch aus einem seiner ergreifendsten lyrischen Gedichte, dem im Jahre 1830, also während der Warschauer Erhebung geschriebenen Gedichte, «An die Mutter Polin». «O Mutter Polin», ruft hier der Dichter, «wenn in deines Sohnes Augen der Genius glänzt, wenn er mit geneigtem Haupt der Erzählung über die Taten der Ahnen zuhört – o Mutter Polin, es ist ein schlechtes Spiel, womit sich dein Sohn die Zeit vertreibt! Lass ihn zeitig in eine einsame Höhle gehen und dort nachdenken! Lass ihn auf der Matte liegen, faulen und feuchten Dunst einatmen und mit giftigen Schlangen sein Lager teilen. Dort wird er lernen, sich mit seinem Zorn unter die Erde zu verbergen und wie ein Abgrund unerforschlich sein in seinen Gedanken, mit seiner Rede still vergiften wie mit einer faulen Ausdünstung und dabei eine bescheidene Miene haben wie eine erkaltete Schlange.» Das Gedicht wird von der polnischen Jugend bis jetzt als die schönste Blüte patriotischen Gefühles, als das höchste Vermächtnis des genialen Dichters betrachtet und mit Begeisterung deklamiert.

So haben wir fast die ganze Mickiewicz'sche Poesie durchmustert und hoffen, genügend erwiesen zu haben, dass der Verrat in seinen verschiedenen Formen das Hauptthema fast aller seiner Gedichte bildete, dass er hier aber – und das ist das Charakteristische – nicht als ein niedriges Laster, als eine Verneinung des ethischen Gefühles, sondern sehr oft als etwas Heldenhaftes, manchmal sogar, als etwas Ideales, weil vom höchsten Patriotismus Eingeebenes dargestellt wird. Traurig muss die Zeit gewesen sein, wo ein genialer Dichter auf solche Irrwege gedrängt wurde, und traurig muss es mit einer Nation beschaffen sein, welche einen solchen Dichter ohne Vorbehalt als ihren höchsten Nationalheoen und Propheten betrachtet und immer neue Generationen mit seinen giftigen Geisterprodukten nährt.

EINIGES ZUR KUNST DES ÜBERSETZENS

[Fragment]

Übersetzungen fremdsprachiger Werke, egal, ob es sich dabei um literarische oder wissenschaftliche Arbeiten handelt, sind für jedes Volk ein wichtiger kultureller Faktor, indem sie der breiten Volksmasse die Möglichkeit bieten, sich mit Werken und Arbeiten des menschlichen Geistes anderer Länder und Zeiten vertraut zu machen und so zu dessen Aufklärung und der Erhöhung des generellen kulturellen Niveaus beizutragen. Gute Übersetzungen wichtiger und einflussreicher Werke aus anderen Literaturen waren in allen Kulturen, angefangen bei den alten Römern, die Grundlage des eigenen Schrifttums. Wie stark westeuropäische Völker wie Franzosen, Deutsche, Italiener oder Engländer von Übersetzungen der Werke der alten Römer und Griechen profitiert haben, ist jedem bekannt, der sich auch nur ein bisschen mit der Literatur- und Kulturgeschichte dieser Völker auseinandergesetzt hat.

Das goldene Zeitalter des polnischen nationalen Schrifttums des 16. Jahrhunderts ist stark geprägt von zahlreichen Übersetzungen wichtiger Werke der italienischen Aufklärung. Am Anfang der russischen nationalen Literatur, die mit den Namen von Puschkin, Gogol und Lermontov verbunden ist, stehen die Namen Gneditsch, der die «Ilias» übertrug und Zhukowskij, der unter anderem die «Odyssee» übersetzte.

Unser ukrainisch-russisches Schrifttum lebte von seinen Anfängen in der Fürstenzeit für lange Zeit fast ausschließlich von Übersetzungen aus dem Griechischen. In neueren Zeiten vollzieht sich die Entwicklung dieser Literatur unter solch ungewöhnlichen und anomalen Umständen, dass sich die Übersetzungskunst aus fremden Sprachen, wie auch anderer Zweige der Geistestätigkeit, nicht besonders gut entwickeln konnten. Trotz dieser schwierigen Umstände entstand im Laufe eines Jahrhunderts ein neues nationales Schrifttum, das neben wichtigen Schriftstellern auch eine ganze Reihe großer Übersetzer hervorbrachte. Unter diesen sind insbesondere Stepan Rudanskyj, als Übersetzer der «Ilias», Petro Nischtschynskyj, als Übersetzer der «Odyssee», Kulisch, als Übersetzer von dreizehn Dramen Shakespeares, Volodymyr Samijlenko, als Übersetzer von Moillers «Tartuffe», Mychajlo Starckyj, als Übersetzer serbischer Volkslieder und Gesänge sowie einer Reihe anderer Werke aus verschiedenen Literaturen sowie schließlich Pavlo Hrabowskyj zu nennen.

Besonders die Herausgabe von periodisch erscheinenden Druckerzeugnissen wie Zeitschriften mit wissenschaftlich-literarischen Zielen und Zeitungen mit literarischem Anspruch trägt stark zur Entwicklung der Übersetzungstätigkeit bei. Die betreffenden Verlage, die sich verpflichtet fühlen, ihre Leser laufend periodisch mit geistiger Nahrung zu versorgen, haben nicht immer die Möglichkeit, auf Original-Texte in entsprechender Qualität zurückzugreifen und müssen ihren Lesern deshalb auch Übersetzungen anbieten. Es versteht sich von selbst, dass das regelmäßige Erscheinen dieser Ausgaben und die Notwendigkeit regelmäßig solche Literatur zur Verfügung stellen zu können, auf der einen Seite die Zahl der Übersetzer erhöht und auf der anderen Seite diese auch zu Eile zwingt. Das führt dazu, dass häufig schlechte und inadäquate Übersetzungen veröffentlicht werden, angefertigt von ungeeigneten Übersetzern und eilig abgedruckt ohne Überprüfung und Kritik von dritter Seite. Es ist selbstverständlich, dass die Übersetzung, egal welchen Werkes, vom Übersetzer die

gute Beherrschung von zumindest zwei Sprachen verlangt, und zwar sowohl der Sprache, in die er übersetzt, sei das seine Muttersprache oder nicht, als auch der Sprache aus der er übersetzt. Leider muss man sagen, dass ein großer Teil unserer Übersetzer diesen ersten, elementaren Voraussetzungen nicht entsprechen. Viele beherrschen weder ihre Muttersprache noch eine Fremdsprache in ausreichendem Ausmaße, manche beherrschen sogar eine Fremdsprache besser als die eigene Muttersprache.

Nicht weniger offensichtlich ist, dass man für eine gute Übersetzung eines wissenschaftlichen Werkes, sehr gut mit der jeweiligen Wissenschaft vertraut sein muss. Der Übersetzer muss also über eine entsprechende Fachkenntnis verfügen. Um einen historischen Text zu übersetzen, muss man, allgemein gesagt, Historiker sein oder mit der Geschichtswissenschaft und ihren Nachbardisziplinen so weit vertraut sein, dass man beim Übersetzen keine fachlichen Fehler macht. Dasselbe gilt natürlich auch für Arbeiten aus den Naturwissenschaften und der Philosophie, und ganz besonders für streng fachliche Lehrbücher und Studien verschiedener Spezialwissenschaften. Natürlich hält alleine schon die Lebenspraxis Übersetzer, die nicht mit dem jeweiligen Fach vertraut sind, von solchen speziellen Werken ab, doch muss man leider sagen, dass bei uns gerade bei Übersetzungen von Lehrbüchern für Schulen nicht wenige schlecht ausgebildete, dilettantische Übersetzer gearbeitet haben.

Ein bisschen anders verhält es sich in Bezug auf die Übersetzung literarischer Werke. Die Nachfrage nach solchen Werken ist größer als bei wissenschaftlichen Publikationen, und auch die Übersetzung selbst, besonders von Prosa-Werken, scheint leichter zu sein, als bei wissenschaftlichen Arbeiten. Wer mit Vergnügen und mehr oder weniger Verständnis ein literarisches Werk in einer Fremdsprache liest, verspürt häufig den Wunsch, dieses in seine Muttersprache zu übersetzen. Besonders gilt das, wenn die Fremdsprache der eigenen Sprache sehr ähnlich ist. Verfügt man über etwas Freizeit macht man sich also an die Arbeit. Es scheint,

als brauche man dafür keine besonderen Voraussetzungen. Es genügt, wenn das Werk grammatikalisch korrekt übersetzt wurde und darin keine allzu offensichtlichen Absurditäten zu finden sind, um einen Redakteur und Verleger zu finden, der dieses veröffentlicht. So entstehen eine große Menge an Übersetzungen von zweifelhaftem Wert, beziehungsweise werden für diese Art des Übersetzens meist schon literarische Werke von zweifelhafter Qualität herangezogen, die dann einem schlecht ausgebildeten, durchschnittlichen Publikum als geistige Nahrung dienen und seinem literarischen Geschmack entsprechen. Haben diese Dilettanten jedoch sehr viel freie Zeit, so wenden sie sich manchmal großen literarischen Werken zu, dessen Verständnis ihnen nur eingeschränkt zugänglich ist und deren Sprache sie häufig auch nicht beherrschen. Und so übersetzen sie dann englische oder französische, griechische, lateinische oder italienische Werke aus deutschen, polnischen oder russischen Übersetzungen. In letzter Zeit, in der auch bei uns norwegische, schwedische und dänische Literatur sehr populär wurde, stieg auch die Zahl an Übersetzern, die diese Literatur aus dem Deutschen, Polnischen oder Russischen übersetzen, ohne die Originale überhaupt gesehen zu haben.

Die Sonderstellung unseres ukrainisch-russischen Schrifttums ließ vor nicht allzu langer Zeit auch Schriftsteller die Notwendigkeit und Möglichkeit erkennen, das Publikum anderer Nationen mit Werken unserer Literatur vertraut zu machen. Werke unserer großen Schriftsteller, insbesondere Taras Schewtschenkos, Marko Wowtschoks und Jurij Fed'kowytschs, haben in letzter Zeit die Aufmerksamkeit von Übersetzern – insbesondere von russischen und polnischen – geweckt. Der bekannte russische Schriftsteller Sergej Turgenew übersetzte die «Ukrainischen Erzählungen» Marko Wowtschoks ins Russische. Verschiedene Russen und russischsprachige Ukrainer übersetzten und übersetzen Schewtschenko ins Russische. Die Erzählungen Fed'kowytschs übersetzte der ebenfalls sehr bekannte russische Schriftsteller

N. Zlatovratskij. Von neueren ukrainischen Schriftstellern werden vor allem Werke von Kotsjubynskij, Hrintschenko und auch meine Arbeiten ins Russische übersetzt. Lediglich für die Gedichte neuerer Lyriker wurden bisher noch keine interessierten russischsprachigen Übersetzer gefunden.

(Aus dem Ukrainischen von Tobias Vogel, Alla Paslawska)

AUSGEWÄHLTE BRIEFE AN OLGA ROSCHKEWYTSCH

1.

[Drohobytsch, den 2. Mai 1875]

Als ich bei Ihnen auf den Feiertagen war, da hatte ich es wohl zehnmal im Kopfe Sie zu fragen, warum Sie denn eigentlich in Ihrem Schreiben an mich meinen vorigen Brief an Sie unselig oder unglücklich nannten und warum Sie mich selbst in Ihrem Briefe an Jaroslaw den антипатичний Ментор genannt haben? Meinen Sie aber nicht, Ihr Bruder habe mir den Brief zu lesen gegeben, – nein, ich bekenne meine Sünde, ich habe ihn verstohlen gelesen! Die Worte lassen mich in sehr großer Ungewissheit, ob ich überhaupt an Sie schreiben soll und wenn auch das, – in welchem Tone ich mein Schreiben halten soll? Dieses Dilemma bitte ich mir gefälligst zu lösen. Wenn Sie auf meinen Brief nicht an mich die Antwort überschicken können, so bitte ich, schicken Sie den Inhalt derselben an Ihren Herrn Bruder, der ihn mir gütig mitteilen wird. Der Inhalt soll nämlich der sein, ob ich Sie mit meinen Briefen nicht zu sehr inkommodiere, ob ich Ihnen vielleicht nicht Unannehmlichkeiten dadurch mache, oder ob ich in einem zu kühnen und impertinenten Tone schreibe. Aber für diesmal muss ich schreiben, – meine innere Beruhigung verlangt es, und wenn Sie den Zustand meines Inneren kennen würden, möchte Ihnen dieses wohl berechtigt erscheinen, wenn es auch, – ich lasse es zu – nicht ganz anständig ist. Aber was kümmert mich die Anständigkeit, – was kümmern mich die konventionellen Gesetze, – meines Herzens

Sprache übertäubt ihre kalte und gemessene Stimme! Sie haben mich – zwar nur kurz gesehen, – Sie haben mich, mehr vielleicht aus den Erzählungen Ihres Bruders, als vom Ansehen, kennen und urteilen gelernt, – ich öffne Ihnen mein ganzes Herz, – urteilen Sie über mich. Ich werde Ihnen wohl vielleicht als langweilig, ungesellig, duckmäuserisch, oder, wie man das sagt, stumm und dumm erschienen haben, – aber urteilen Sie selbst: Ich habe fast keine Erziehung, keine liebevolle und sorgsame elterliche Behandlung genossen, – fremd und einsam unter fremden Menschen, so bin ich aufgewachsen. Ich hatte keine Gesellschaft, ich lebte mit Niemandem, außer mit meinen Büchern. Die Welt war mir unbekannt, die große Schule der Gesellschaft verschlossen. Erst im vorigen Jahre, als ich mit Ihrem Bruder bekannt wurde, erschloss sich die breite Welt vor meinen Augen, es wurde heller vor mir. Aber der Übergang war zu rasch, – ich arbeitete mit meinem Geiste zu viel und zu anstrengend, – meine Kräfte wurden schwach, – ich fühlte die Samen des Todes, die Vorgefühle des Grabes in meiner Brust. Da habe ich Sie gesehen. Wie anders seit dieser Zeit alle meine Lebensanschauungen geworden sind, was sich alles in mir verwandelt hat, – kurz, wie viel ich Ihnen schuldig bin, das mag ich jetzt nicht näher auseinandersetzen, es würde mich zu weit führen. Ich sage nur, dass ich mich jetzt gesund, ganz gesund, leicht, frei fühle, dass ich die Welt offen vor mir liegen sehe und dass ich jetzt, nach den Feiertagen, sehr lustig geworden bin. Oft frage ich mich nach der Ursache dieser Veränderung, – aber darauf zu antworten ist mir gar nicht leicht, da nur Sie diese Sache entscheiden können. Sie fragen mich um das Wie? Wenn Sie unser kleines Blumenspiel am Ostersonntag nicht vergessen haben, so bitte ich Sie, schicken Sie mir die Antwort, die Sie mir zuletzt gegeben hatten! Mir wurde damals so dunkel vor den Augen, im Kopfe schwirrte es mir und mein Geist war in solcher Aufregung, dass ich die Worte, das Papier, – nichts, nichts vor mir bemerken konnte, – nur...

Schicken Sie mir die Antwort, – oder, wenn Sie es nur für ein Spiel angesehen haben, schicken Sie mir eine andere

Antwort, – mag sie ausfallen, wie sie will. Ich habe in meinem Leben gar vieles Bittere ertragen, – ein Schlag mehr oder weniger, – was bedeutet das!.. Seien Sie nur aufrichtig mit mir, so wie ich mit Ihnen aufrichtig bin!

O, ich möchte Ihnen noch viel, viel schreiben, – mein Herz ist übervoll, aber ich habe keinen Mut dazu, – ich muss sogar fürchten, dass auch schon das Geschriebene Ihnen zu viel ist. Leben Sie also wohl, – und möchte ich bald Ihre Antwort bekommen, – mir würde es scheinen, dass ich Sie selbst vor mir sehe!

Grüßen Sie von mir herzlich Ihre Eltern, Ihre Fräulein Schwester und Ihren kleinen Bruder und empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für alles Gute und Angenehme, was ich auf den Feiertagen bei Ihnen genossen habe. Auf Wiedersehen!

Johann Franko

2.

[Drohobytsch, den 26. Mai 1875]

Ich weiß nicht, ob Sie es begreifen, was für schwere Aufgabe Sie mir auferlegt haben, indem Sie mich bitten Ihnen nichts mehr vor den Ferien zu schreiben. Mag es sein, dass Ihre Mutter es unanständig findet mit mir zu korrespondieren, – aber korrespondieren heißt Briefe empfangen und auf dieselben antworten. Wenn es also nicht anders sein kann, so befreie ich Sie, obwohl sehr ungern und mit schwerem Herzen vom Letzteren, nämlich vom Antworten, – aber das Erstere muss ich mir beibehalten, obwohl ich dafür sorgen werde, dass ich Sie nicht allzu oft mit meinen Briefen belästige. Sie sehen, ich habe genug lange mir allen Zwang angetan meine Gedanken von Ihnen zum Schweigen zu bringen, – aber je länger ich es tue, desto schlimmer wird es mir selber. Mögen Sie Ihren Bruder befragen, wie ich manchmal fast närrisch werde, – ich weiß selbst nicht, was mit mir geschieht, – und meine werten Herren Kollegen haben allerlei gütige Anmerkungen fallen lassen, dass ich ein totaler Narr bin. Es handelt sich nicht so sehr um das Urteil meiner Kollegen, als darum, dass schon nicht weit die

Maturität dasteht, und als ein ordentlicher und wirklicher, obwohl keineswegs privilegierter Narr kann ich kaum daran denken trotz meiner sonstigen Kapazität durchzukommen. Haben Sie also Mitleid mit mir und verbieten Sie mir wenigstens nicht dann und wann zu Ihnen zu schreiben, – wenn Sie mir auch nicht antworten können, – es ist ja mein letztes Heilmittel, – ich werde ruhiger werden, nachdem ich Ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet habe. Nehmen Sie mir ja nicht meine vielleicht zu heißen, kühnen und phantastischen Gedanken für poetische Erdichtung oder Schwärmerei! Bei Gott, – könnten Sie in mein Inneres hineinblicken, – Sie würden dort hundertmal phantastischere Bilder, hundertmal heißere Gefühle finden, die ich aber selbst bekämpfe, da vielleicht auch dieses da ohnehin vieles enthält, was Sie beleidigen, was Ihnen unlieb sein kann, – was Sie meiner einmal anerkannten Narrheit zugutehalten müssen. Es wird Sie vielleicht verwundern, dass ich jetzt, da die Zeit schon nahe, in der ich frei sein und zu Ihnen kommen soll, so einen langen und langweiligen Brief an Sie schreibe? Ich werde es Ihnen erklären. Zur Maturität haben wir hier noch volle 2 Monate, da das Examen erst am 27.7. anfangen wird. Also sehen Sie, dass mir die Zeit etwas zu lang ist. Zweitens habe ich Ihnen so vieles zu sagen, – dass ich vollends nicht weiß, was ich eigentlich sagen soll. Drittens weiß ich sogar nicht, ob ich nach abgelegter Maturität gleich zu Ihnen hinfliegen können werde, – so sehr ich's auch begehrte, – denn Sie kennen mein Verhältnis mit dem Theater Baczyński's. Ich möchte etwas arbeiten, – denn ich brauche Geld nach Lemberg, – indessen scheint es, dass der alte Fuchs mich foppen will, – indem er spricht, es seien jetzt schwere Zeiten, das Geld sei rar, das Theater werde wenig besucht etc. Ich weiß selbst nicht, was ich tun soll, – ich habe ihm aber mein Wort gegeben, dass ich wenigstens einen Monat bei ihm zubringen werde. Bei der jetzigen Sachlage ist es aber rein unmöglich, – ich werde mit ihm entweder ganz brechen, oder sich [mich] von ihm auf gute Weise loszumachen suchen. Verzeihen Sie, – dass ich von meinen Privatsachen so langes und breites

rede, – aber wenn ich Sie auch das zehnte Teil davon interessiere, wie Sie mich, wird es Ihnen vielleicht nicht unlieb sein, etliches von meinen Plänen und von meinem Leben zu erfahren, – wie auch ich von Ihnen gerne längere Briefe und detaillischere [detailliertere] Beschreibungen erhalten möchte, – wenn es für Sie überhaupt anginge mir zu antworten. Viertens, – Sie wissen, wie vollends schweigsam und duckmäuserisch ich bei Ihnen bin, und wie wenig ich Mut habe auch nur ein Wort von solchen Dingen zu reden, wie die, welche ich niederschreibe. Ich weiß selbst nicht, woher es kommen mag, – und es mochte Sie auch genug verwundern, – warum ich in Weldziz so umgeändert, so ausgelassen lustig war? Es war vielleicht der Einfluss der Gesellschaft, – während ich bei Ihnen keine Anregung und keine Gelegenheit zu lebendigeren und innigeren Gesprächen fand. Die Ferien lassen mich aber vieles erwarten! Die Zeit, die ich bei Ihnen zubringen kann, wird sich ungefähr auf drei–vier Wochen belaufen, – Sie sehen also, – dass es kein so [zu] großer Raum ist, – um sich darauf von nun an zu verträsten und die schönsten Gedanken, die innigsten Gefühle in sich verkümmern zu lassen.

Und wie steht es dort mit Ihnen und dem Heine? Ist die Wirkung seiner Gedichte noch ebenso stark auf Sie, wie vordem? Mein Gott! Wie unerwartet mir Ihre süßen Bekenntnisse kamen, – mit welcher Freude, mit welchen Hoffnungen erfüllten Sie mein ganzes Herz! Nach meiner Abfahrt von Ihnen und zur Zeit, als ich meinen zweiten Brief an Sie schrieb, war ich in einem solchen Zustande der Spannung, der unnatürlichen Traurigkeit, die zuweilen in ausgelassene Freude, in fast kindische Mutwilligkeit ausbrach, dass ich jetzt selbst vor solchem Zustande ein Grauen empfinde. Als ich an Sie geschrieben und eben den Brief abgegeben habe, da kommt zu mir Ihr Bruder und beginnt mit allerlei Phrasen mich gleichsam von allen Seiten zu betasten, – wie es mit meinem Herzen stehe. Aber ein Arzt wird er schwerlich einmal werden, – denn er hat mir mehr Schmerz verursacht als Linderung. Er spricht zu mir ganze drei Tage lang allerlei abgebrochene Worte, als: Wozu

umsonst die Zeit verlieren mit unnützer Liebelei, – oder: Vergessen Sie alles, – es wird ja daraus nichts werden, – dann: Meine Schwester ist schon verlobt, und andere solche Redensarten, – die mir, wie Sie wohl ahnen können, auf ganze 3 Tage alle Ruhe und Fassungskraft benahmen. Endlich, als er sah, dass es mit mir sehr schlimm stehe, erzählte er mir von Ihrem Briefe, indem er zugleich sagte, dass es ihn sehr unangenehm getroffen habe, dass Sie meine Gefühle erwidern, – da er immer zu mir eine Antipathie habe und mich, – einfach gesprochen, für ein Kind halte. Sie sehen, wie es mir mit meinen liebsten Freunden geht, – wird es mir auch mit Ihnen so gehen? Werden Sie mit der Zeit auch eine Antipathie zu mir bekommen, – werden Sie mich auch für ein Kind halten und meine Gefühle für ein Spiel der kindlichen Phantasie? O, bei Gott, – wenn Sie so denken, – sagen Sie mir es gleich, – später würde es mein Tod sein! Sie wissen nicht, – wie meine Gedanken alle unzertrennlich mit Ihnen verwachsen sind, – und mein Charakter ist nicht von solcher Konstitution, dass ich vergessen könnte, – einmal leben und einmal lieben, – so ist mein Herz! Bedenken Sie also, bei Gott, bedenken Sie es wohl, – ob das, wovon Sie Ihrem Bruder geschrieben haben, nicht nur eben «die Folgen Heine'scher Gedichte» seien? Wenn Sie so gütig sein wollen, mir etliche Worte auf meinen Brief zu sagen: so können Sie dieselben in dem Briefe an Ihren Bruder anbringen, – wenn Sie darin nicht ein besonderes kleines Zettelchen hineinlegen wollen. Ja, ich muss Ihnen auch noch von Ihrem Bruder etliche Worte sagen. Gewiss hat sein Brief Ihre ehrwürdigen Eltern in große Besorgnis versetzt, – dass es mit ihm jetzt knapp stehe, und dass er nahe daran sei, mit einer zweiten Klasse davonzukommen. Davon ist noch bis jetzt gar keine Rede, – und wenn es ihm so ginge bis zu Ende, wie jetzt, – so kann er noch ein zehntes oder meistens zwölftes Loco heimbringen. Wenn etwas Bedrohliches da wäre, würde ich sogleich an Ihren werten Vater schreiben, – Sie sollen also mein Schweigen gar nicht für Nachlässigkeit nehmen, da ich mit Jaroslaw jetzt mehr und fleißiger arbeite, als je. Da ich ihm

aber manches von der Mathematik nicht erklären kann, so hat er einen seiner Kollegen gebeten mit ihm das zu durcharbeiten, – wofür er ihm einen Gulden zahlen musste. Es bedeutet nichts, – das Geld hab ich ihm geliehen, und kann warten, – wenn er nur mit einer guten Klasse davonkomme. Der etwas streng gehaltene Brief Ihres Vaters hat ihn ungemein erschreckt, – er ist jetzt sehr schweigsam und nachdenkend geworden, – er sagt, er empfinde immer eine unerklärliche Furcht – alle haben ihn verlassen außer mir und Ihnen. Vielleicht wird er sich bald an Sie mit irgendeiner Angelegenheit brieflich wenden, – und darum bitte ich Sie ihn wömöglich zu beruhigen suchen, denn wenn der Zustand länger fort dauern wird, kann man sogar für seine Gesundheit befürchten. Glauben Sie nicht, ich ersinne das alles, um Sie zum Schreiben zu bewegen, – so niedrigdenkend bin ich nicht, übrigens wird Ihr Bruder, scheint es, diesen Brief noch heute (26.5.) lesen, – da ich vor ihm trotz seiner Abneigung gegen mich kein Geheimnis habe, – wogegen Sie gewiss auch nichts haben werden, – da er in unserer Angelegenheit nur neutral, nicht feindlich sein will. Ich weiß nicht, – aber er hat es mir gesagt, – dass er zu Ihnen geschrieben und Ihnen seine Anschauungen klargelegt hat, – Sie werden also einsehen, dass ich wirklich wahr spreche. Sie wissen es gewiss von dem Briefe Ihres Bruders, dass wir uns unlängst alle drei, – ich, Jaroslaw und Pohorecki zusammen und einzeln fotografiert haben! Mit dem Pohorecki lebt Jaroslaw jetzt auf schlechtem Fuße. Ihre Freundschaft ist mir wirklich unerklärlich, – jetzt aber sind sie auseinander, – und das ist besser für beide, – da sie jetzt einzeln mehr studieren werden. Die Sache geht, sehen Sie, denselben Gang, wie voriges Jahr. Wenn Sie hörten, wie wir da beide, ich und J., in Abendstunden auf Spaziergängen von unserem künftigen Leben in Lemberg phantasieren, – ich gebe immer die Anregung dazu, da ich Ihren schweigsamen Bruder etwas zum Reden, zum Hoffen zu bewegen trachte. Gebe Gott, dass unsere Pläne wohl gelingen! J. vergisst in solchen Gesprächen ganz seine Antipathie, – und ich hoffe ihn künftiges Jahr ganz davon

zu kurieren, – und so würde ich dann, einen guten Freund an der Seite, und Sie zwar in der Ferne, aber meinem Herzen immer nahe, – ein glücklicher Mensch sein, – und mich getrost und wohlgenut an meine literarischen Arbeiten mit neuer Kraft hinsetzen! Vielleicht sind Sie neugierig zu erfahren, – wie es mit meiner literarischen Laufbahn steht? Unlängst habe ich ein kleines Bändchen Gedichte zusammengeschrieben und zum Druck gegeben – das soll mein erstes mehr öffentliches Auftreten auf dem poetischen Felde sein. Welches das Schicksal dieser armen Gedichte geworden ist, weiß ich bis jetzt nicht, – der Herr Dr. Ogonowski Emilian soll sie unter seine Zensur genommen haben. Mein Freund, welchem ich die Leitung der ganzen Sache anvertraut habe, schrieb mir unlängst, der Herr Dr. habe gesagt, er sehe hier zwar viel Talent, viel Phantasie, – aber wenig Ästhetik und Geschichte. Wenn sie herauskommen, werde ich auch Ihnen diese meine erste literarische Probe schicken. Jetzt arbeite ich an einem zweiten Bändchen, – Sie können, versteht sich, ahnen – dass Sie allein die inspirierende Muse des ersten, als auch des zweiten sind.

Jetzt ist es aber Zeit, da ich alle mich und Sie interessierenden Personen der Reihe nach durchblättert habe, dass ich mich auch an Sie selbst mache und nämlich Ihren Brief kritisch behandle. Verzeihen Sie mir diesen schlechten Witz, – aber die Sache verhält sich so: Ihr Brief ist zu kurz, – der Eingang zu lang und das ganze etwas zu kalt und zu gemessen! Mag es Gott wissen, – vielleicht muss es so sein, – aber möchte es anders sein! Doch schauen Sie, – ich habe so viel geschrieben und, – möchte sagen, – so wenig gesagt, – und die Zeit drängt mich, – ich muss zur Arbeit! Leben Sie also wohl und gedenken Sie meiner wenigstens halb so oft wie ich Ihrer gedenke! Zweifelnd Sie aber um Gottes willen nur an der Aufrichtigkeit und der Treue meiner Gesinnung [nicht]! Den Brief lasse ich dieses Mal unbeendigt, – auch setze ich meine Unterschrift nicht, – was andeuten soll, dass die Fortsetzung folgen wird. Es wird von Ihnen abhängen, – wann sie folgen soll, – wollen Sie nur in Ihrem Briefe an J. ein Wörtchen darüber fallen lassen!..

3.

[Lwiw, im August 1875]

Verzeihen Sie, dass ich diese Gelegenheit ergreife, um Ihnen einige Worte zu schreiben, da ich entweder keine Kühnheit, oder keine Gelegenheit habe sie Ihnen offen zu sagen! Sie halten mich gewiss für ungetreu, nachdem Sie von Ihrem Bruder jene Drohobyczer Scherze gehört haben, – aber, mein Gott, wie soll ich Ihnen versichern, wie soll ich schwören, dass ich Sie keinen Augenblick vergessen habe, noch vergessen werde? Seien Sie gewiss, dass wo ich auch immer sein werde, in Lemberg oder in Wien, Sie immer der Leitstern meiner Handlungen, das Ziel, zu dem ich durch Arbeit, Treue und Ehrlichkeit strebe, bleiben werden! Aber manchmal bemächtigt sich ein schwerer Kummer meiner Seele, den ich nicht loswerden kann: ich zweifle noch an meinem Glück! O, seien Sie gütig, lösen Sie meinen Zweifel, gießen Sie neue Hoffnung in mein Herz, das Ihnen immer angehört aż do śmierci naszej!

4.

[Lwiw, den 30. Oktober 1875]

Ja, ich weiß es, Sie haben mir verboten, an Sie zu schreiben, – aber verzeihen Sie, dass ich der Gelegenheit nicht widerstehen kann, – noch einmal, vielleicht zum letzten Male, Sie mit meinem Schreiben zu belästigen. Ich hatte Recht, als ich Ihnen vor meiner Abfahrt sagte, dass ich mich vor Lemberg fürchte. Ja, – es begegnete mir hier manche Widerwärtigkeit, manche, gar manche Enttäuschung, – aber das schmerzlichste, was mir begegnen konnte, ist eine drückende, tötende Gewissheit, – doch wozu mehr Worte verlieren, da ich weiß, dass Ihnen meine Leiden und meine Erlebnisse kein Interesse einflößen können! Leben Sie wohl, – das ist mein einziger Gruß an Sie, – Dank Ihnen für jene Augenblicke, die schönsten Augenblicke meines Lebens, die ich in Ihrer Nähe zugebracht habe!

Sie haben mir meine Bücher zurückgeschickt, – ach, – wie sehulich hoffte ich wenigstens ein einziges liebes, tröstendes Wörtlein von Ihrer Hand darin zu finden! Vergebens!

Fragen Sie mich nicht, wie ich zu der traurigen Gewissheit komme, dass Sie meine Gefühle nicht erwidern! Wahr ist es, – es ist meine Schuld, – aber konnten Sie es mir nicht selbst sagen, – mussten Sie... Nein, – ich bin vielleicht zu hart gegen Sie, – aber mein Gott, wer war denn je nachsichtig und liebevoll gegen mich? Mein Leben hier ist ein ganzer ununterbrochener Taumel, – ich hab ja meinen Stützpunkt, meine Hoffnung verloren! Nein, – nicht Ihre Schuld ist es, – sondern nur mein Unglück, – darum mag's über mich ergehen!

Ihre Bücher konnte ich Ihnen nicht übergeben, – sie sind noch in der Arbeit. Ich nehme die Schuld der Trägheit in der Ausfüllung Ihres Willens auf mich, aber ich werde Ihnen nicht sagen, was die eigentliche Ursache davon gewesen ist.

Verzeihen Sie mir, dass mein Schreiben vielleicht einen Augenblick Ihrer Freude, Ihrer Belustigung unterbricht und leben Sie wohl, leben Sie wohl!

Ihr Johann

5.

[Lwiw, den 29. Januar 1876]

P. S. Verzeihen Sie, dass ich zum Schreiben Ihres Bruders noch ein Wörtlein beilege. Als Dr. Martin Luther seinem Ende nahe war und sich von der Welt ganz abgesondert hatte, um ruhig zu sterben, ließen die Jesuiten ein Buch im Druck erscheinen, in welchem gar getreu und wahrhaftig geschildert war, wie Luthers Seele von einer Legion Teufel[n] in die Hölle abgeholt wurde, und was für schreckliche Qualen sie dort zu erdulden hat. Luther kam das Buch zufällig in die Hände und er musste darüber gar gewaltig lachen. Um aber den Spaß vollkommen zu machen, schrieb er mit eigener Hand am Ende des Buches: «Dieses Buch habe ich, Dr. M. Luther, selbst gelesen und ganz akzeptiert». Was werden Sie wohl sagen zu dieser Stilübung Ihres Bruders? Schade! So schön deutsch zu schreiben und mit einer dritten Klasse davonkommen. Ich werde Ihnen aber nicht sagen, dass ich den Brief

selber diktiert habe (obwohl es wahr ist), – ich schreibe nur am Ende: «Den obigen Brief habe ich selbst gelesen und akzeptiere ihn völlig».

J. F.

6.

[Lwiw, im Februar 1876]

Verzeihen Sie, dass ich Ihnen schreibe jetzt, da ich mit Ihnen doch mündlich sprechen könnte. Aber, wie Sie wissen, habe ich mit Ihnen so wenig Mut zu sprechen, dass es mir immer schwer fällt, etliche Worte im gewöhnlichen Gespräche herauszusagen, geschweige denn, Ihnen ganz offen alle meine Gedanken zu enthüllen. Und zweitens habe ich mich noch während der Ferien entschlossen und mir Wort gegeben, nie mehr mit Ihnen von Liebe oder dergleichen Gegenständen zu sprechen, weil es denn Ihnen so unangenehm ist. Ja wohl, – ich habe es bemerkt, dass Sie immer ein solches Gespräch von meiner Seite befürchten, – dass Sie mich sogar fliehen, damit ich Sie ja nie mit einem, wenn auch nur ein wenig herzlichen Worte ansprechen darf. Mag's drum sein! Also nie etwas mehr davon!

Ich wollte zu meinem jetzigen Schreiben meinen ganzen Mut, meine ganze nur mögliche Ruhe versammeln, aber schon jetzt sehe ich, dass es mir vielleicht unmöglich wird. Meine Hand zittert. In diesem Augenblicke gehen alle die Jahre unserer Bekanntschaft an mir vorüber, von jenem Abende an, wo Sie mir gesagt haben: «Hoffen Sie, es wird alles gut sein», bis jetzt. Ja wohl, ich habe gehofft – ich sage schon nicht, auf eine Gegenliebe von Ihrer Seite, ich habe gehofft darauf, dass Sie doch einmal mir die ganze Wahrheit frei und offen enthüllen werden. Es waren Tage, – und die sind auch längst verflossen, wo ich noch so kühn mit Ihnen war, dass ich Sie mündlich darum angesprochen habe, – aber auch dann haben Sie immer gesagt: Später, später! Sprechen Sie zuerst mit dem Vater! Auch das ist geschehen, – und ich bin immer noch nicht im Sicherem in der Anbetracht Ihrer Gefühle.

Ja wohl, ich sehe, wohin Sie damit hinaus wollen, – aber ich beginne stark daran zu zweifeln, ob's Ihnen gelingt. Bis jetzt mag's freilich der Fall gewesen sein. Durch diese Zauderung haben Sie wenigstens die Überreste meiner Gefühle wach erhalten, – aber ich weiß es auch gut, dass meine Gesundheit dadurch untergraben ist. Was ich nur während dieser Ferien gelitten habe! Jeder Abend, jeder Morgen brachte für mich eine neue Qual. Aber es ist vorbei! Und Gott sei Dank dafür. Mögen Sie nur immer ironisch lächeln, wenn ich von meiner untergrabenen Gesundheit spreche, aber ich hoffe, Sie werden's sehen, dass ich mich nicht irre. Sie, mit Ihrem ruhigen Temperament, können sich schwerlich eine Vorstellung machen von dem, was in mir vorgeht, wenn ja mein Blut in Kochen gerät. O, ich denke noch immer daran, wie ironisch Sie gelächelt haben, als Sie die vorige Woche hierher kommend mich hier unverhofft trafen! Ihr «Sie müssen krank sein, weil Sie da sind» war so vortrefflich gegen mich gezielt, dass es wirklich nicht besser geschehen konnte! Und Dank Ihnen! Erst, als ich diese Ihre Worte gehört habe, fragte ich mich, ich Dummkopf: Was willst du hier eigentlich? Wozu bist du hierher gekommen? Verzeihen Sie meinen dummen Gefühlen! Sie allein haben mich hierher geführt und nicht mein Verstand, – und Sie haben mich daran gemahnt, dass ich doch einmal verständig sein soll! Dank sei Ihnen für diese Mahnung, ob sie mich auch anfangs hart getroffen hat! Sie wissen nicht, wie sehnlich ich den Brief erwarte, der mich von hier wegberufen soll, – und ich verspreche Ihnen, dass ich schon nach einer solchen Lehre verständig sein werde und mich nicht sobald hierher zeige.

Und nun will ich Ihnen noch einige Fragen vorlegen, als Zugabe zu allen jenen, die ich Ihnen von Anfang unserer Bekanntschaft an vorgelegt hatte, und die alle unbeantwortet blieben. Mag auch jetzt die Antwort ausbleiben, wenn es so sein muss! Zuerst also muss ich die Frage wiederholen: Was denken Sie von mir, – was fühlen Sie für mich? Ich weiß, – gefallen konnt ich Ihnen nie, weder, was mein Äußeres, noch, was mein Betragen anbetrifft. Ich

habe auch darauf nie gerechnet. Ich weiß auch, dass ich Ihnen mit meinen Briefen, mit meiner Zudringlichkeit manchen Verdruss bereitet habe. Ich habe nicht im Sinne, mich hier zu rechtfertigen. Nein, – ich summiere nur die Eindrücke zusammen, – und ich sehe es ein, dass in Ihrem Herzen mit der Erinnerung an mich nur Unangenehmes verbunden sein muss. Ihr Betragen von jetzt rechtfertigt meine Worte. Es soll aber kein Vorwurf sein für Sie. Nein! Aber Sie haben mir einst gesagt, ich soll hoffen, – Sie haben mir sogar zu erkennen gegeben, dass ich Ihnen nicht ganz gleichgültig war, dass Sie mich «bemitleiden», – und das, denke ich, kann mich berechtigen auch jetzt diese Frage an Sie zu stellen: Fühlen Sie etwas für mich oder nicht? Ich bitte Sie – seien Sie ganz frei in der Beantwortung meiner Frage! Wenn Sie darauf bestehen, dass ich das Wort halte, welches ich Ihrem Vater gegeben, so werd' ich's tun. Wenn es Ihnen aber gefällt, dass ich jeden Gedanken an Sie fallen lassen soll, so werde ich's ebenfalls ohne Widerrede tun. Lassen Sie sich also von keinen Rücksichten binden! Zuerst die Freiheit des Gefühls! Ich wäre der unglücklichste Mensch in der Welt, wenn meine Person, ja meine Gegenwart, oder meine Liebe Sie in etwas binden oder Ihrer Freiheit irgendwelchen Abbruch tun sollte.

Ich hoffe, dass Sie mich einer schriftlichen Antwort würdigen werden. Mündlich kann ich, leider, nicht sprechen davon! Und übrigens, Sie haben vor sich nicht jenen Franko, der Sie einst heiß und jetzt noch sehr liebt, – Sie haben nur einen Schriftsteller vor sich, tot gegen alles, was nicht Buch und Papier ist. Wenn Sie mir aber nicht antworten, nichts antworten, so glaube ich berechtigt zu sein, es für ein Nein auf meine Frage zu halten.

Ich bitte Sie, erfüllen Sie diese meine Bitte, und gebe Gott, dass ich Ihnen nie mehr mit meinen Bitten beschwerlich falle! Ich hoffe, dass Ihre Antwort endlich frei und vom Herzen kommen wird, – und mehr zu hoffen hab' ich keine Ursache.

J. F.

CURRICULUM VITAE

Ich, Iwan Franko, wurde am 27. August 1856 in Nahujowice (Kreis Drohobyč) in Ostgalizien geboren. Mein Vater war ein Bauer und starb, als ich noch nicht acht Jahre alt geworden war. Durch zwei Jahre besuchte ich die Dorfschule in Jasenycja Solna, dann durch drei Jahre die basilianische Normalschule in Drohobyč, worauf ich in den Jahren 1868–1875 das Drohobyčer Realgymnasium mit vorzüglichen Attestaten absolvierte. Im Jahre 1875 inskribierte ich mich als ordentlicher Hörer an der philosophischen Fakultät der Universität in Lemberg, wo ich klassische Philologie unter Prof. Węclewski und Ćwikiński, kleinrussische Sprache und Literatur unter Prof. Ogonowskij, Pädagogik unter Prof. Čerkawskij, Psychologie und Anthropologie unter Dr. Ochorowič und auch einen Kursus der Nationalökonomie unter Prof. Biliński studierte.

Gleichzeitig beteiligte ich mich an der Redaktion einer vom akad. Vereine «Akademičeskij Kružok» herausgegebenen literarischen Zeitschrift «Druh» und wurde im Sommer des Jahres 1877 zusammen mit den übrigen Mitgliedern dieser Redaktion in einen politischen Prozess verwickelt, welcher meine Studien unterbrach. Nach achtmonatiger Untersuchungshaft wurde ich trotz gänzlichem Mangel an Beweismaterial, hauptsächlich auf Grund eines an mich gerichteten Briefes M. Dragomanows, welcher mir vorschlug, eine Studienreise nach Nordungarn zu unternehmen,

der Geheimbücherei schuldig befunden und zu sechswöchentlichem Arrest verurteilt. Dieses Urteil zog mir den Verlust eines Landesstipendiums zu, welches ich durch zwei Jahre vorher genossen hatte, doch setzte ich trotzdem meine Universitätsstudien fort, meinen Unterhalt gleichzeitig durch verschiedenartige literarische und publizistische Arbeiten in kleinrussischer und polnischer Sprache verdienend.

Zu Anfang des Jahres 1880 wurde ich in Jabłonow bei Kołomyja, wohin ich mich behufs Erteilung von Privatlektionen begeben hatte, verhaftet und abermals in einen politischen Prozess miteinbezogen, aber nach dreimonatiger Untersuchungshaft freigelassen, da es sich herausstellte, was übrigens von Anfang an ganz klar war, dass ich mit diesem Prozesse und den darin angeklagten Personen weder bekannt war noch irgendetwas gemein hatte. Seither verlebte ich zwei Jahre auf dem Lande, erhielt im Jahre 1883 von dem Gutsbesitzer Ladislaus Fedorovič in Okno den Auftrag, eine Biographie seines Vaters, des Reichstagsabgeordneten vom Jahre 1848 zu schreiben, durchforschte zu diesem Zwecke das reichhaltige Familienarchivum des Herrn Fedorovič und beschäftigte mich in Lemberg, wo ich Mitarbeiter der ruthenischen Zeitschrift «Diło» wurde, mit dem Studium der Geschichte Galiziens sowie der galizisch-ruthenischen nationalen und literarischen Entwicklung. Zu diesem Zwecke sammelte ich auch viele alte und neuere Drucke, Flugschriften, Zeitungen, Handschriften und Korrespondenzen.

In den Jahren 1885 und 1886 besuchte ich Russland, speziell Kijev, wo ich mich auch verheiratete. Im Jahre 1886 wurde ich Redakteur der literarischen Zeitschrift «Zorja», in welcher ich seit 1883 viele meiner Arbeiten veröffentlichte; im Jahre 1887 wurde ich ständiger Mitarbeiter der polnischen Zeitschrift «Kurjer Lwowski». Im Jahre 1889 wurde ich zum dritten Mal in einen politischen Prozess verwickelt und nach zehn Wochen Haft wieder freigelassen, nachdem die Untersuchung nicht auch einen Schein von einem Delikte gegen mich hat aufweisen können.

Im Jahre 1890 glaubte ich endlich die Möglichkeit erreicht zu haben, meinen seit jeher gehegten Gedanken an die Vollendung meiner Universitätsstudien zu realisieren, und da mir nach der unterdessen erschienenen ministeriellen Verordnung zur Erlangung des Absolutoriums noch ein Semester fehlte, so richtete ich an das Professorenkollegium der Lemberger Universität die Bitte um Erlaubnis, mich an dieser Universität noch für ein Semester inskribieren zu dürfen. Meine Bitte wurde aber ohne Nennung eines Grundes abgelehnt, weshalb ich auch gezwungen war, mich für ein Semester an der Czernowitzer Universität zu inskribieren, wo ich die Vorlesungen der Professoren Smal-Stockij und Kałużniackij besuchte und auch das Absolutorium erlangte. Im Herbst des Jahres 1892 sah ich mich endlich im Stande, meinen lange gehegten sehnlichen Wunsch zu erfüllen und mich behufs Vervollständigung meiner Studien in Slavicis nach Wien zu begeben, wo ich durch ein Semester als ordentlicher Hörer inskribiert, die Vorlesungen der Professoren Jagić, Pastrnek, Mühlbacher und Paulitschke besuchte und mich auch an den Arbeiten des slawischen Seminariums beteiligte. Von meinen literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten, welche einen Zeitraum von bereits nahezu 20 Jahren füllen, will ich hier nur diejenigen nennen, welche meine Beschäftigung mit allgemeiner und slawischer Literatur und Volkswissenschaft bekunden, ich darf es ohne Selbstüberhebung aussprechen, dass eben dieses wissenschaftliche, rein ideelle Interesse mich in den harten Prüfungen, die ich zu bestehen hatte, aufrecht erhielt, so dass ich trotz schwerer Schicksalsschläge dem hohen Ziele, meinem Vaterlande und besonders meinem südrussischen Volke nützlich zu werden nie untreu wurde.

Meine Beschäftigung mit europäischen und slawischen Literaturen führte mich vor allem dazu, das Beste aus denselben in meine Muttersprache zu übersetzen. Schon im Gymnasium übertrug ich zwei Dramen des Sophokles, einige Gesänge des Nibelungenliedes und dergl. mehr. Während der Universitätsstudien las ich besonders viel Russisch und übertrug auch einzelne

Erzählungen des Pomjałowski, Ščedrin-Sałytkov, den Roman «Was tun» des Černyševskij. Im Jahre 1879 erschien meine Übersetzung von Byrons «Kain», im Jahre 1882 der erste Teil des Goethe'schen «Faust» mit einer Studie über denselben. In demselben Jahre übersetzte ich auch Gogols «Tote Seelen», vordem noch eine Erzählung des Gleb Uspenskij, einzelne Gedichte von Goethe, Victor Hugo, Heine, Lenau, Freiligrat[h], Shelly, Nekrasov («Russische Frauen»). In den letzten Jahren publizierte ich eine Bearbeitung des «Armen Heinrich» von Hartmann von Aue (1891), ein Bändchen von Heines Gedichten (darunter «Deutschland, ein Wintermärchen», «Disputation» u.a.m.) mit einer biographischen Studie über den Dichter, einige bulgarische Volkslieder – alles in kleinrussischen Übersetzungen, übertrug außerdem die «Tyrolské elegie» und andere Gedichte des böhmischen Satirikers Karl Havlíček Borovský, auch Einzelnes von Svatopluk Čech, Jar. Vrchlický und J. Neruda.

Hand in Hand mit diesen Übertragungsarbeiten ging auch das Bestreben, einzelne Autoren und Literaturrichtungen besser verstehen zu lernen und anderen zu erklären. So entstanden meine ruthenisch und polnisch geschriebenen literaturgeschichtlichen Skizzen und Charakteristiken: über Gošćyński, Teofil Wiśniowski, Bohdan Zaleski, Sałytkov-Ščedrin, Leo Tolstoi, über den zeitgenössischen russischen Tendenzroman («Obrusiteli», «Blednov» usw.) sowie über den Einfluss des Mickiewicz auf die kleinrussische Literatur. Die meisten dieser Arbeiten hatten vor allem den Zweck, die Kenntnis des betreffenden Autors bei dem benachbarten Volke zu vermitteln; in dieser Hinsicht sollen hier noch die Essays über Turgeniew (kleinrussisch) und über Ševčenko (polnisch), so wie auch die über Emil Zola, den naturalistischen Roman und «La Terre» verglichen mit Gl. Uspenskij's «Vlast' zemli» (polnisch) genannt werden.

Die Geschichte der südrussischen Literatur- und Geistesentwicklung bildete seit jeher den Lieblingsgegenstand meiner Studien. Vor allem war es der bedeutendste und originellste Dichter

Südrusslands, Taras Ševčenko, dessen Gestalt und dichterisches Erbe meine Aufmerksamkeit fesselte. Seit 1881 publizierte oder verfasste ich folgende, diesen Dichter behandelnde Einzelstudien: die Analysen seiner Gedichte «Hajdamaki», «Kaukaz» «Son», «Topola» und «Perebendia», sodann eine allgemeine Charakteristik seines Lebens und seiner Wirksamkeit (ruthenisch und polnisch); die von mir vorgeschlagene und motivierte Einteilung derselben in vier Perioden wurde auch von Prof. Ogonowskij in seiner neuen Ausgabe des Kobzar Ševčenko's angenommen. Größere oder kleinere Beiträge, Materialien und kritische Bemerkungen lieferte ich noch zu den Biographien folgender südrussischer Schriftsteller: Fed'kovič (eine Analyse seiner widersprechenden Angaben über seine Jugend), Swidnickij, Rudańskij, Mordowcew, Skomorowskij, Mogilnickij und Šuchewič. Auch mit der älteren südrussischen Literatur, besonders seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts beschäftigte ich mich eingehend. Es gelang mir handschriftliche, bisher unbekannte Materialien zur Geschichte dieser Literatur aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrh. zu finden, so eine Sammlung der Schriften Iwan Vyšeńskij's, ein religiöses Drama «Dialogus de passione Domini» aus der Mitte des XVI. Jahrh., mehrere handschriftliche Sammlungen von Legenden und Apokryphen, geistlichen und weltlichen Liedern usw. So entstanden meine, meistens russisch geschriebenen und unter dem Pseudonym «Myron» in der «Kijevskaja Starina» veröffentlichten Abhandlungen und Mitteilungen über neue Materialien zur Kenntnis des Iw[an] Vyšeńskij, über einige südrussische Apokrypha, über den Lemberger Bischof Joseph Šumlanskij und sein Buch «Metrika» usw. Dem Vyšeńskij widmete ich auch eine ausführliche spezielle Arbeit, in welcher ich zuerst alle seine Schriften einer eingehenden Analyse unterwarf und die daraus gewonnenen Daten zum Aufbau einer wissenschaftlich begründeten Biographie dieses Schriftstellers zu verwerten suchte. Diese, bis jetzt nicht publizierte, kleinrussisch geschriebene Arbeit erlaube ich mir dem Hochlöblichen Professorenkollegium vorzulegen.

Nachdem ich im Jahre 1888 für die Warschauer Wochenschrift «Głos» einige Skizzen über die rotrussische Literatur des XVIII. Jahrhunderts geschrieben habe, begann ich mich mit dieser, bis jetzt fast dunklen z. B. von Ogonowskij in seiner Literaturgeschichte gar nicht erwähnten Epoche der galizisch-ruthenischen Geistesentwicklung und besonders mit dem 1790 erschienenen «Bogogłasnik» zu beschäftigen. Diese Arbeit musste aber trotz bedeutenden von mir gesammelten Materials, wegen Mangels an wissenschaftlichen Hilfsmitteln unterbrochen werden, und nur ein Kapitel daraus, über die geistlichen Weihnachtslieder, wurde auszugsweise im «Diło» veröffentlicht. Meine Ansichten über die wichtigsten Momente der südrussischen literarischen Entwicklung bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts fasste ich in einer Vorlesung zusammen, welche ich im Juni 1892 in der historischen Gesellschaft in Lemberg hielt, und welche dann unter dem Titel «Charakterystyka literatury ruskiej w XVI – XVIII wiekach» im Organ dieser Gesellschaft, dem «Kwartalnik historyczny» gedruckt wurde.

Auch mit Ethnographie und Folkloristik habe ich mich seit früher Jugend beschäftigt. Noch im Gymnasium schrieb ich Hunderte von Volksliedern, Märchen, Sprichwörtern und dergl. aus dem Volksmunde auf. Ein ziemlich reichhaltiges lexikalisches Material stellte ich anfangs dem H. Werchratskij für seine «Počatky do ułożennja nomenklatury» sowie für seine «Znadoby», später dem Prof. Ogonowskij für seine «Studien auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache» und endlich dem H. Źelechowskij für sein ruthenisch-deutsches Wörterbuch zur Verfügung. Selbständig publizierte ich daraus nur eine Kollektion der «Kindersprache» («Świt», 1832). In derselben Zeitschrift gab ich auch einige Lieder neuester Formation, wie über die Kartoffel, über die Boryslawer Naphtagruben mit kulturhistorischen Erklärungen heraus. Im Warschauer «Dodatek do Przeglądu tygodniowego» publizierte ich eine Abhandlung über die Überreste primitiver Anschauungen in südrussischen Volksrätseln. In der ruth. «Zorja» erschien

die Abhandlung «Die Hörigkeit der Frau in galizisch-ruthenischen Volksliedern». In dem von der Krakauer Akademie herausgegebenen «Zbiór wiadomości do antropologii krajowej» (Bd. XII) erschien eine von mir und der Frau Olga Roškewiç veranstaltete und von mir bearbeitete Sammlung der Hochzeitlieder und Gebräuche. In demselben Sammelwerke sollte auch meine Sammlung galizisch-ruthenischer Sprichwörter erscheinen, allein mit dem Tode Prof. Kopernicki's zerschlug sich die Sache. Meine Sammlung galizisch-ruthenischer Sprichwörter, zu welcher ich alles mir zugängliche gedruckte und handschriftliche Material herangezogen und durch eigene Aufzeichnungen fast um das doppelte vermehrt habe, beträgt gegenwärtig nahezu 15000, meistens mit Beibehaltung dialektischer Besonderheiten in der Aussprache aufgezeichneter und nach Ort der Aufzeichnung bestimmter Sprichwörter, Vergleiche, bildlicher Ausdrücke, Wortspiele, scherzhafter Redewendungen, Flüche, Segnungen, parodierter Gebete und Kirchengesänge usw.

Im Sommer des Jahres 1887 fungierte ich als Sekretär und Korrespondent der vom H. L. Fedoroviç in Tarnopol zu Ehren Seiner k. Hoheit des Kronprinzen Rudolf veranstalteten ethnographischen Ausstellung, welche ich auch beschrieb. Noch vor dem gab ich einen Band ethnographischer und literarischer Arbeiten des kürzlich verstorbenen ruthenischen Schriftstellers Vladimir Navrockij heraus. In der «Kijevskaja Starina» publizierte ich die von meiner Frau in Nahujowice aufgezeichneten Volkstraditionen über die dort im J. 1831 stattgehabte Verbrennung der vermeintlichen Vampire. Im «Kurjer Lwowski» veröffentlichte ich unter anderem eine Artikelserie über die galizische Landeskunde («Krajoznawstwo galicyjskie»), über ruthenische Teppiche («Kilimki ruskie»), über die Ostereier («Pisanki») usw.

Unter dem Einflusse Prof. M. Dragomanows, welchem ich für die Förderung meiner wissenschaftlichen Bestrebungen sehr viel zu Danke verpflichtet bin, wandte ich mich dem Studium der neueren vergleichenden Literatur- und Sag-Wissenschaft zu, las

eifrig die bahnbrechenden Werke Benfey's, Liebrechts und besonders Veselovskijs, Dragomanovs und anderer. Zwei meiner Abhandlungen, welche dieselbe Richtung einschlagen und in dem polnischen Fachjournale «Wisła» veröffentlicht wurden, erlaube ich mir ebenfalls vorzulegen.

Schließlich sei es mir gestattet zu bemerken, dass über meine belletristischen, sowohl prosaischen als auch poetischen Arbeiten, von denen viele ins Polnische, manches auch ins Russische, Böhmisches und Deutsche übersetzt wurde, Prof. Ogonowskij in seiner ruthenischen Literaturgeschichte («Zorja» 1891 und 1892 und separat) ausführlich gehandelt hat.

Wien, den 18. Mai 1893

ANMERKUNGEN ZU BUCHGESTALTUNG UND QUELLEN

Bei den im vorliegenden Band publizierten Textfassungen handelt es sich um die Erst- bzw. Originalpublikationen, die zu Lebzeiten des Verfassers erschienen sind. Im Falle der unveröffentlicht gebliebenen Texte sind sie den Originalhandschriften entnommen, deren Mehrheit sich im Handschriftenarchiv des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften befindet. Die im Weiteren angeführten Bibliographie- und Archivangaben verstehen sich somit als Quellen der vorliegenden Textfassungen.

Die Rechtschreibung der Originaltexte wurde dem modernen Stand schonungsvoll angepasst. Die Schreibweise von Eigennamen, Ortsnamen und anderer geografischer Bezeichnungen wurde dagegen original beibehalten.

Der Dorn im Fuße

Die Erzählung erschien erstmals in der Wiener Tageszeitung «Die Zeit» (im Weiteren – «Die Zeit»), Nr. 527 (16.03.1904), S. 1; Nr. 528(17.03.1904), S.1; Nr. 529 (18.03.1904), S.1; Nr. 530(19.03.1904), S.1; Nr. 532(21.03.1904), S.1.

Thomas mit dem Herzen und Thomas ohne Herz

Die Erzählung wurde in der Zeitung «Die Sonntags-Zeit» (19.06.1904), der belletristischen Beilage der Tageszeitung «Die Zeit», Nr. 620, veröffentlicht.

Das Recht des Schweines

Die Erzählung wurde in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 88 (06.06.1896), S. 87–89 veröffentlicht.

Der stramme Bezirkshauptmann

Die Erzählung erschien in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 165 (27.11.1897), S. 132–135; Nr. 166 (04.12.1897), S. 166–168.

Die Geschichte einer Konfiskation

Zum ersten Mal erschienen in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 245 (10.06.1899), S. 164–167.

Der Räuber und der Geistliche

Die Erzählung erschien in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 290 (21.04.1900), S. 44.

Symptomatisches aus Russland

Das Manuskript des Aufsatzes befindet sich im Archiv des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften im Fond Nr. 3 (im Weiteren – IL, F.3), Akten-Nr. 656.

Die slawischen Brüder

Der Aufsatz erschien in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 178 (26.02.1898), S. 132f.

Ein Triumph der österreichischen Idee in Galizien

Der Aufsatz erschien in der Wiener Wochenschrift «Die Waage», Nr. 11 (12.03.1898), S.176f.

Die jüngste galizische Wahl

Der Artikel wurde in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 58 (09.11.1895), S. 82–84 veröffentlicht.

Die Vorgänge an der Lemberger Universität

Der Artikel erschien in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 381 (21.10.1903), S. 1f.

Aus ukrainischen Volksliedern

Die in diesem Band publizierten Übersetzungen der ukrainischen Volkslieder von Franko stellen eine Auswahl der Texte aus der als Manuskript in IL, F. 3,

Nr. 210 enthaltenden Sammlung «Auswahl aus den Volksliedern der Kleinrusen» dar.

Übersetzungen aus dem Werk Taras Schewtschenkos

Die ausgewählten Übersetzungen von Gedichten Schewtschenkos werden im Band anhand der Fassungen aus dem Archiv in IL, F.3, Nr. 475 (Gedichte «Perebenda», «Nimm keine Reiche...», «Jenes breite Tal...», «Wohl bin ich schön...», «Wohl hab' ich Augen so klar und licht...») und F.3, Nr. 398 (Gedichte «Im Kerker», «Kaukasus», «Der Abend im Dorfe», «In der Fremde», «Mein letzter Wille») publiziert. Das Gedicht «Das Vermächtnis» erschien zu Lebzeiten Frankos in der Wiener Zeitschrift «Ruthenische Revue», Nr.1 (1903), S. 16. Das Gedicht «Am Aralsee» erschien ebenfalls in der Zeitschrift «Ruthenische Revue», Nr. 11 (1903), S. 265.

Die Steinbrecher

Das Gedicht erschien auf Ukrainisch erstmals im Sammelband «Dzwin» (dt. «Die Glocke»), Lwiw, 1878, S. 232–233. Danach folgten weitere Ausgaben, darunter auch in den Sammlungen «Z werschyn i nyzyn» (dt. «Aus den Höhen und Niederungen», zwei Ausgaben: 1887, 1893) und «Akordy» (dt. «Die Akkorden», 1903).

Die im vorliegenden Buch angeführten Übersetzungsfassungen sind den folgenden Quellen entnommen:

- a) Die Steinbrecher. Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj. In: «Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart», Nr. 2 (1952), S. 21–22.
- b) Die Steinbrecher. Aus dem Ukrainischen von Wilhelm Horoschowski. In: «Ruthenische Revue», Nr. 16 (2. Augustheft 1904), S. 477–478.
- c) Die Steinklopfer. Aus dem Ukrainischen von Hans Koch. In: «Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart», Nr. 3–4 (1956), S. 76–77.

Keine Zeit, keine Zeit, keine Zeit...

Die erste Ausgabe des Gedichtes erfolgte in der Sammlung «Z werschyn i nyzyn» (dt. «Aus den Höhen und Niederungen»). – Lwiw, 1887, S. 69–79.

Keine Zeit. Aus dem Ukrainischen von Hans Koch. In: «Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart», Nr. 3–4 (1956), S. 79.

Hymnus

Das Gedicht wurde erstmals in der Zeitung «Praca» (dt. «Die Arbeit», 03.06.1882) in lateinischer Schrift veröffentlicht. Die weitere Ausgabe folgte

in der Sammlung «Z werschyn i nyzyn» (dt. «Aus den Höhen und Niederungen»). – Lwiw, 1887.

Hymnus. Aus dem Ukrainischen von Karl Bader. In: «Ruthenische Revue», Nr. 6 (30.07.1903), S. 147f.

Aus dem Poem «Moses». Prolog

Das Poem «Mojsej» (dt. «Moses»), dessen Prolog in dieser Anthologie vorliegt, erschien im Jahr 1905 (Franko, Ivan. Mojsej / Ivan Franko. – Lwiw 1905. – 102 S.). 1913 wurde die zweite Ausgabe des Werkes herausgegeben.

Prolog. Aus dem Poem «Moses». Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj. In: «Ukrainische Nachrichten», Nr. 24 (1915), S.1.

Die Federn

Erstveröffentlichung auf Ukrainisch in der Zeitung «Zorja» (dt. «Der Morgenstern»), Nr. 4 (1883), S. 57.

Die Federn. Aus dem Ukrainischen von Nadiya Medvedovska. In: Franko, Ivan. Zum Licht sich gesehnt: «Mose» und andere ausgewählte Judaica / Ivan Franko. Aus dem Ukrain. von Nadiya Medvedovska. Hrsg. von Erhard Roy Wiehn. – Konstanz: Hartung-Gorre, 2008. S. 151.

Jakobs Vermächtnis

Das Gedicht erschien in der Sammlung «Z werschyn i nyzyn» (dt. «Aus den Höhen und Niederungen»). – Lwiw, 1893, S. 236f.

Jakobs Vermächtnis. Die von Irena Spiech angefertigte Übersetzung aus dem Ukrainischen wurde bis jetzt nicht veröffentlicht.

An die Assimilatoren

Das Gedicht erschien in der Sammlung «Z werschyn i nyzyn» (dt. «Aus den Höhen und Niederungen»). – Lwiw, 1893, S. 234–236.

An die Assimilatoren. Aus dem Ukrainischen von Nadiya Medvedovska. In: Franko, Ivan. Zum Licht sich gesehnt: «Mose» und andere ausgewählte Judaica / Ivan Franko. Aus dem Ukrain. von Nadiya Medvedovska. Hrsg. von Erhard Roy Wiehn. – Konstanz: Hartung-Gorre, 2008. S. 151.

Aus dem Zyklus «Verwelkte Blätter»

Die Gedichtsammlung «Verwelkte Blätter» (ukr. Ziwjale lystja) erschien erstmals als Buchfassung 1896 in Lwiw. Einige Gedichte wurden aber vorher in Zeitungen publiziert.

«Hörst du einst in der Nacht dicht am Fenster bei dir...». Zum ersten Mal erschienen in: Franko, Ivan. *Ziwjale lystja. Liryčna drama* (dt. «Verwelkte Blätter. Lyrisches Drama») / Ivan Franko. – Lwiw, 1896, S. 67. Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj. In: «Ukrainische Nachrichten», Nr. 90–91 (1916), S. 4.

«Und wirst auch nie wie eine Blume blühn...». Erste Veröffentlichung in «Zhytje i slowo» (dt. «Das Leben und das Wort»), B.2 (1896), S. 120f. Aus dem Ukrainischen von Ostap Hrycaj. In: «Ukrainische Nachrichten», Nr. 90–91 (1916), S. 4.

«Deine Augen – Meerestiefen...». Erstveröffentlichung in «Zorja» (dt. «Der Morgenstern»), Nr. 17 (1891), S. 328. Aus dem Ukrainischen von N. Cehlynska. In: «Ukrainisches Korrespondenzblatt», Nr. 13 (1916), S. 4.

«Deine Augen sind Meere...». Erstveröffentlichung in «Zorja» (dt. «Der Morgenstern»), Nr. 17 (1891), S. 328. Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky. In: Wutzky, Charlotte. *Aus dem Ährenlande. Ukrainische Lyrik in deutscher Nachdichtung* / Charlotte Wutzky. – Berlin: Gudrun-Verlag, 1921. S. 11.

«Mein Lied, mein wundgeschossener Vogel!». Erstmal erschienen in: Franko, Ivan. *Ziwjale lystja. Lirytschna drama* (dt. «Verwelkte Blätter. Lyrisches Drama») / Ivan Franko. – Lwiw, 1896, S. 98. Aus dem Ukrainischen von N. Cehlynska. In: «Ukrainisches Korrespondenzblatt», Nr. 13 (1916), S. 4.

«Nach schwerer endloser Erstarrung». Erstveröffentlichung in «Zorja» (dt. «Der Morgenstern»), Nr. 17 (1891), S. 328. Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky. In: Wutzky, Charlotte. *Aus dem Ährenlande. Ukrainische Lyrik in deutscher Nachdichtung* / Charlotte Wutzky. – Berlin: Gudrun-Verlag, 1921. S. 7.

«Ich weiß nicht, was mich so um dich verzehret...». Das Gedicht erschien in der Sammlung «Z werschyn i nyzyn» (dt. «Aus den Höhen und Niederungen»). – Lwiw, 1893, S. 92f. Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky. In: Wutzky, Charlotte. *Aus dem Ährenlande. Ukrainische Lyrik in deutscher Nachdichtung* / Charlotte Wutzky. – Berlin: Gudrun-Verlag, 1921. S. 8.

«Warum du Allerschönst lieb ich dich so sehr...». Erstveröffentlichung in «Zorja» (dt. «Der Morgenstern»), Nr. 17 (1891), S. 328. Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky. In: Wutzky, Charlotte. *Aus dem Ährenlande. Ukrainische Lyrik in deutscher Nachdichtung* / Charlotte Wutzky. – Berlin: Gudrun-Verlag, 1921. S. 9.

«Ja, dir allein gilt meiner Liebe ganze Glut...». Erstveröffentlichung in «Zorja» (dt. «Der Morgenstern»), Nr. 17 (1891), S. 328. Aus dem Ukrainischen von Charlotte Wutzky. In: Wutzky, Charlotte. *Aus dem Ährenlande. Ukrainische Lyrik in deutscher Nachdichtung* / Charlotte Wutzky. – Berlin: Gudrun-Verlag, 1921. S. 10.

Doktor Besserwisser

Die Erzählung erschien auf Ukrainisch in der Zeitschrift «Literaturno-naukowyj wistnyk» (dt. «Literarisch-wissenschaftliche Berichte»), Band 1, Buch 3 (1898), S. 367–372. Die vorliegende Übersetzung von Alla Paslawska und Tobias Vogel wird zum ersten Mal publiziert.

Odi profanum vulgus

Die Erzählung erschien auf Ukrainisch in der Zeitschrift «Literaturno-naukowyj wistnyk» (dt. «Literarisch-wissenschaftliche Berichte»), Buch 1 (1899), S. 12–36. Die vorliegende Übersetzung von Alois Woldan wird zum ersten Mal publiziert.

Ein Dichter des Verrates

Der Beitrag wurde zum ersten Mal in der Zeitung «Die Zeit», Nr. 136 (08.05.1897), S. 86–89 veröffentlicht.

Einige Anmerkungen zur Kunst des Übersetzens

Der vorliegende Beitrag ist ein Auszug aus der gleichbetitelten Studie, die zum ersten Mal in der Zeitschrift «Utschytel» (dt. «Der Lehrer»), Nr. 13–14 (1911), S. 206–209, Nr. 15–16 (1911), S. 233–239 erschien.

Ausgewählte Briefe an Olga Roschkewytsch

Die Manuskripte der im Band angeführten Briefe Frankos an Olga Roschkewytsch befinden sich im Archiv des Taras-Schewtschenko-Instituts für Literatur der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften:

1. Brief vom 02.05.1875: IL, F. 3, Nr. 1181;
2. Brief vom 26.05.1875: IL, F.3, Nr. 1182;
3. Brief vom August 1875: IL, F.3, Nr. 1184;
4. Brief vom 30.10.1875: IL, F.3, Nr. 1183;
5. Brief vom 29.01.1876: IL, F.3, Nr. 1185;
6. Brief vom Februar 1876: IL, F.3, Nr. 1187.

Curriculum vitae

Das Manuskript der in diesem Band publizierten Autobiographie wird im Archiv der Universität Wien unter der Aktennummer Nr. PN 778 samt anderen Unterlagen (Leistungsausweis usw.) aufbewahrt.

Zusammengestellt von Lyubomyr Borakovskyy

ВНТЛ–Класика
а/с 10249, м. Львів, 79006
тел./факс: (032) 2358616
e-mail: info@vntl.com
<http://www.vntl.com>

Свідоцтво про державну реєстрацію
ДК № 1317 від 31.03.2003 р.

Ivan Franko – ein Name, der heutzutage im deutschsprachigen Raum nur noch in Expertenkreisen Bekanntheit genießt. Vor etwas mehr als 100 Jahren jedoch, in der Zeit des Fin de Siècle, war Franko, der mit seinen publizistischen Artikeln, seinen Erzählungen, Dramen und Gedichten die intellektuelle Diskussion in Wien und darüber hinaus prägte, die wichtigste intellektuelle Stimme des ruthenischen (westukrainischen) Volkes im damaligen Vielvölkerreich der Habsburger-Monarchie. 100 Jahre nach seinem Tod lohnt es sich, diesen in der Ukraine noch heute sehr verehrten Gelehrten auch in den deutschsprachigen Ländern wiederzuentdecken.

Es gibt keinen ukrainischen und auch nur wenige europäische Autoren, die so produktiv waren wie Ivan Franko – in Lyrik und Prosa, Dramatik und Publizistik, aber auch mit seinen Übersetzungen und wissenschaftlichen Arbeiten hat der Autor, der zeit seines Lebens (1856–1916) österreichischer Staatsbürger war, ein riesiges Werk hinterlassen, das mehr als fünfzig Bände einer noch immer nicht vollständigen Werkausgabe umfasst.

Alois Woldan, Universität Wien

Es lohnt sich (...) schon deshalb, Franko zu lesen, um die moderne Ukraine und ihr Bestreben, die Geschichte zu überwinden und in einer modernen zivilisierten Welt zu leben, zu verstehen.

Yaroslav Hrytsak, Ukrainische Katholische Universität